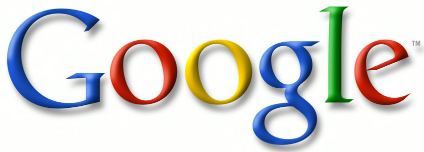






Germania.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Von der Berlinischen Gesellschaft
für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Sechster Band.

Mit Beiträgen von Förstemann, Fretzdorff, Höfer, Kallenbach, Kläden, Klein, Kuhn, Ledebur, Lütcke, Maßmann, Partz, Schmidt, Schulz, Tamms, Tieck, Zelle, Zeune, Zinnow und dem Herausgeber.

Berlin, 1844.
Verlag von Hermann Schultze.

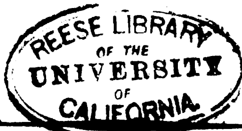
Neues Jahrbuch
der Berlinischen Gesellschaft für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Sechster Band.

Mit Beiträgen von Förstemann, Fretzdorff, Höfer, Kallenbach, Kläden, Klein, Kuhn, Ledebur, Lütcke, Maßmann, Partz, Schmidt, Schulz, Tamms, Tieck, Zelle, Zeune, Zinnow und dem Herausgeber.



Berlin, 1844.
Verlag von Hermann Schultze.

Inhalt

des sechsten Bandes.

Seite

I.

Nibelungen.

HohenEms-Münchner Handschrift.

Von dieser habe ich in der Sammlung für Altdeutsche Litteratur und Kunst (Breslau 1812), in Büschings wöchentlichen Nachrichten Bd. II (1816) S. 337—42, und in der Einleitung zu meiner dritten Ausgabe der Nibelungen (1820) S. XXXIV. XXXIX. XLIV ff. berichtet, so wie sie in dieser benutzt und ihre Lesarten gegeben. Aus derselben Handschrift ist zwar die vordere Hälfte des ersten vollständigen Druckes der Nibelungen (Berlin 1782) genommen, indessen so fehlerhaft, daß eine buchstäbliche Wiederholung der ersten Abenteure nicht überflüssig scheint. Die Bezeichnung der abgesetzten Langzeilen in Stanzen, durch Vorrückung der ersten Zeile (nach Romanischer Weise) beginnt erst in der dritten Abenteure, mit der Stanze: **Da der helt aleine an alle helfe reit.** (Z. 361). Das Gedicht beginnt ohne Ueberschrift ganz oben auf der ersten Seite und Spalte, mit einem roth gemalten Buchstaben, der durch die ersten fünf Zeilen reicht:

UNs iſt in alten mæren wnders vil geſeit
Von helden lobebærn / von grozzer chv̊nheit.
Von fro̊den hoch geziten / von weinē vn̄ von klagen
Von chv̊ner rechen ſtrite mvget ir nv wund^{s} hōrē sagē

Ez wůhs in Burgunden / ein ſcho̊ne magedin.
Daz in allen landen niht ſcho̊ners mohte ſin.
Chriemhilt waſ ſi geheizzen / vnde was ein ſcho̊ne wip.
Darumbe mv̊ſen degene / vil verlieſen den lip.

Der minnechlichen meide / trv̊ten wol gezam.
In mv̊te kv̊ner recken / niemen waſ ir gram.
Ane mazen schône / ſo was ir edel lip.
Der ivnchfrǒwen tugende / *z*ierten anderiv wip.

Ir phlagen dri kvnige / edel vnde rich.
Gunthere vnde Gernot / die recken lobelich.
Vnde Giselher der ivnge. ein v̊z erwelter degen.
Div frǒwe waſ ir ſwester. die fvrsten hetenſ in ir pflegen.

Die herren warn milte / von arte hoh geborn.
Mit krefte vnmazzen kůne / die recken v̊z erkorn.
Da zen burgonden / ſo was ir lant genant.
Si frumden ſtarkiv wunder / ſit in ezelen lant.

Ze wor*nitz* bi dem rine / ſi wonden mit ir kraft.
In diende von ir landen / vil ſtolziv riterſchaft.
Mit ſtoltzlichen eren / vnz an ir endes zit.
Sit ſtvrben ſi iamerliche / von zweier edelen frǒwē nit.

Ein richiv kviginne frǒ v̊te ir mv̊ter hiez.
Ir vater hiez Danchrat / der in div erbe liez.
Sit nach ſime lebne. ein ellens richer man.
Der ǒch in ſiner iugende grozzer eren vil gewan.

Die dri kvnige waren / als ich gesaget han.
Von *vi* hohem ellen / in warn vndertan.
Ǒch die besten rechen / von den man hat gesaget.
Stark vnde vil chv̊ne / in allen ſtriten vnuerzaget.

Daz waſ von trony̌ hagene / vnd ǒch der brůder ſin.
Danchwart der vil ſnelle. vnde von mecen ortwin.
Die zwĕne marchgrauen / Gere vnde Eckewart.
Volcker von Alzay̌e / mit ganzen ellen wol bewart.

Rûmo*l* der kvchen meister / ein v̊z erwelter degen.
Sindolt vnd Hv̊nolt. dise herren mv̊ſen pflegen.
Deſ houes vnd der eren / der drier kvnige man.
Si heten noch manigen reken d^{s} ich genēnē niht enkan.

Danchwart der waſ marſchalch / do was der neve ſin.
Trvhsætze deſ kvniges von mezen ortwin.
Sindolt der was ſchenche. ein v̊z erwelter degen.
Hvnolt was kamerære. ſi chvnde grozzer eren pflegen.

Von deſ hoves krefte. vnde von ir witen kraft.
Von ir vil hohen werdecheit / vnde von ir riterſchaft.
Der die herren pflagen / mit froden al ir leben.
Deſ en chunde *in* ze ware / niemen gar ein ende geben.

Ez tro̊mde chriemhilde / in tvgenden d^{s} ſi pflach.
Wie ſi einen valchen wilden / zuge manigen tach.
Den *in* zwene arn erchlimmen / daz ſi daz mv̊ſ*de* ſehen.
Ir en chvnde in dirre werlde nimmer leider ſin geſchehen.

Den tro̊m ſi do ſagete / ir mv̊ter Vten.
Sin kvnde inbaz *d*eſcheiden / niht der gv̊ten.
Der ualche den du ziuheſt. daz iſt ein edel man.
In welle got behv̊ten. du můſt in ſchiere verlorn han.

Vvaz ſaget ir mir von manne / vil liebiv mv̊ter min.
Ane reken minne wil ich immer ſin.
Suſ ſchône wil ich beliben vnz an minen tot.
Daz ich ſol von manne nimmer gewinnen deheine not.

Nv verſpriche ez niht ze ſere / ſprach aber ir můter do.
Solt dv immer herzenliche / zer werlde werden fro.
Daz geschiht von mannes minne / du wirſt ein ſchône wip.
Obe dir got noch gefůget eins rehten gůte*s* rite*r* lip.

Die rede lat beliben / ſprach ſi vro̊we min.
Ez iſt *ein* manegem wibe / vil diche worden ſchin.
Wie liebe mit leide. ze iungeſt lonen kan.
Ich ſol ſi miden beidiv / ſon chan mir nimmer missegan.

Der was der ſelbe valche / den ſi in ir *) tro̊me ſach.
Den ir beſchiet ir můter / wirſer ſi daz rach.
An ir næhſten magen / die in ſlv̊gen ſint.
Dvrch ſin einſ ſterben. ſtarp vil maneger můter kint.

*) Hier ſteht noch to.

In ir vil hohen tvgenden. der ſi ſchône pflack.
Lebte diu maget edele / vil manegen lieben tach.
Daz ſi weſſe niemen / den minnen wolde ir lip.
Sit wart ſi mit eren / einſ vil gv̊ten riters wip.

Die Ueberſchriften der folgenden Abenteuren, ſofern ich ſie nicht in meiner Ausgabe aufgenommen, habe ich in den Lesarten gegeben. Da wo die Lücke der HohenEms-Laßbergiſchen Handſchrift aufhört (Z. 6583), und der Bodmer-Müllerſche Druck des Ganzen aus jener, und zwar zunächſt aus Bodmers Druck „Chriemhilden Rache und die Klage“ (1757), genommen iſt, fährt die HohenEms-Münchner Handſchrift alſo fort:

Man ſach ce bechlaren ilen einen degen. (S. 64a) 6581
ſelbe erkand in rûdig^s / er ſprach vf diſen wegē.
dort her gahet ekewart / ein kriemhilde man.
er wande daz *im* die viende / im hetē leide getan.

Do gie er fur die porte / da er den poten vant.
daz ſwert er abe gurte / vn̄ leitez von d^s hant. (Sp. 6)
div mere die er brahte / wurden niht v^{s}daget.
den wirt vn̄ ſine vrivnde / ez wart in ſchiere geſaget.

Er ſprach cem marchgraven / mich hat zv iv geſant.
Gvnther min herre / von burgonden lant.
Vn̄ Giſelher ſin brûder / vn̄ ŏch Gernot.
der reken ieſlicher / iv ſinen dienſt her enbot.

Daz ſelbe hat ŏch hagene / dar zů volker.
Mit triwen ſlizeclichen / noch ſag ich iv mer.
daz iv deſ kvnigeſ marſchalch / bi mir daz enbot.
daz den gûten knehten / were iwere herberge not.

Mit lachende mv̊te / antwurte rûdiger.
nv wol mich dirre mere / daz die kvnige her.
gerůchent miner dienſte / der in wirt niht verſeit.
koment ſi mir ze huſe / deſ bin ich vrolich gemeit.

Dancwart d^s marſchalch / hiez iv wizzen lan.
wen ir ze hůſe / mit in ſoldet han.
ſehzech ſneller reken / vnd tvſent rit^s gůt.
vnd nivn tvſent knehte / do wart er vrolich gemv̊t.

Nv wol mich dirre geſte / ſprach do růdig'.
daz mir koment ze hvſe / diſe reken her.
den ich noch vil ſelten / iht gedienet han.
nv ritet inenkegene. beide mage vn̄ man.

Do ilten zv̊ den roſſen / ritt' vn̄ kneht.
ſwaz in gebot ir herre / daz dvhteſ alle reht.
do liezenſ in d' dienſte / zogen deſte baz.
ez weſſe niht vrŏ Gŏtelit / div in ir kemenaten ſaz.

von Rudigerſ.

DO gie d' marchgraue / da er die vrŏwē vant.
ſin wip mit ſiner tohter / vn̄ ſeite in ze hant.
div lieben mere / div er hete vernomen.
daz in ir vrŏwē brůdere / da ce hvſe ſoltē komē

Vil liebiv trivttinne / ſp'ch do růdiger.
ir ſvlt vil wol enphahen / die edelen kvnige her.
ſo ſi mit ir geſinde / her ze hove gan.
ir ſvlt ŏch ſchŏne grůzen. Hagenen Gvntherſ mā.

Mit in kvmet ŏch einer d' haizet Dancwart.
der ander heizet Volker / an zvhtē wol bewart.
die ſehſe ſvlt ir kvſſen / vnd div tohter min.
vnd ſvlt ŏch bi den reken / in zvhten gůtlichē ſin.

Daz lobeten do die vrŏwen / vn̄ waren ſin bereit.
ſi ſvhten vz den kiſten / div herlichen kleit.
darinne / ſi begegene / den reken woldē gan.
Da wart vil michel vlizen / von ſchŏnen wibē getā.

Gevelſchet vrŏwen varwe / wie lucel man da vant.
ſi trůgen vf ir hŏbten / von "liehtiv "golde bant
daz waren ſchapel riche / daz in ir ſchŏne har.
cerfůrten niht die winde / ſi warn / hvbſch vn̄ clar.

IN ſolhen vn mv̊zen / ſvl wir die vrowē lan.
hie wart vil michel gahen / vber velt getan.
von růdigereſ vriundē / da man die fvrſtē vant. (S. 65)
Si wurden wol enphangē in deſ marcg'uē lant.

Do si d^{s} marcg^{s}ue zů im komē sach.
ce sinen lieben gesten vrolichen er do sprach.
sit willekomē ir herren / vn̄ al ivver man.
hie in mime lande vil gerne ich ivch *gesach*.

Do nigen im die reken / mit triwen ane haz.
daz er in willich were wol erzeiget er daz.
besvnder grůzter hagenen den het er e bechāt.
sam tet er volkeren. vzer burgonden lant.

Er enphie ovch dancwarten do sprach d^{s} kůne degē
sit ir uns welt berůchen. wer sol danne plegen
des vnseres ingesindes daz wir haben braht.
do sprach der march graue / ir svlt haben gůte naht
(49—53 fehlen)

Spannet uf ir knehte / die hutten an daz velt.
swaz ir hie verlieset / des wil ich wesen gelt.
ziehet abe die zǒme / div ros lazzet gan.
daz het in wirt deheiner / da vor vil seltē getā.

Des freuten sich die geste / do daz geschafet was.
die herren riten dannen / sich leiten in daz gras.
vber al die knehte. si heten gůt gemach.
ich wen in an der*) verte. nie so samfte geschach.

Div edel marchgrauinne / fur div burch was gegā.
mit ir schonen tohter / do sach man bi ir stan.
minnecliche vrowen / vn̄ manich schǒne meit.
die trůgen vil der bǒge / vn̄ herlichiv kleit

Daz edel gesteine / luhte verre dan.
vz ir vil richen wete / si waren wol getan.
do komen ovch die geste / vn̄ erbeiztē sazehāt
hey waz man grozer zuhte / an den von burgōdē vāt.

Sex vn̄ drizech meide / vn̄ and^{s} manich wip.
den was wol ze wunsche / geschafen d^{s} lip.
die giengen in enkegene / mit manigē kůnē mā.
da wart schǒne grůzen / vō edelen wiben getan.

---

*) r ist aus m gebessert.

Diu iunge marchgrauinne. kuste die kunige alle dri.
alsam tet ir müter / da stünt hagne bi.
ir vater hiez in kussen / do blicte si in an.
er duhte si so vorhtlich / daz si ez vil gerne hete lan.

Doch mvste si da leisten / daz ir der wirt gebot.
gemischet wart ir varwe / si wart bleich vn̄ rot.
si kvste och danewarten / da nach den spilman.
durch sines libes ellen / wart in daz gruzē getan.

Div iunge marchgrauinne / nam bi der hant.
Gyselheren den iungen / von burgonden lant,
alsam tet ir mvter. Gvntheren den kūnē man.
si giengen mit den helden / vil harte vrolichē dan.

Der wirt gie bi Gernote / in einen witen sal.
riter vn̄ frowen gesazen da ze tal.
do hiez man balde schenken den gestē gutē win.
ia endorften nimmer helde. baz gehandelt sin.

Mit lieben ovgen blichen / wart gesehet*) han. (Sp. 2)
Rüdegers tohter / div was so wol getan.
ia trutes in den sinnen vil manich riter gvt.
daz kvnd och si verdienen / si was uil hohe gemvt.

Si gedahten swes si wolten / des mohte ab^s niht gesche.**)
hin vn̄ her wider wart der uil gesehen.
An meide vn̄ an vrowen d^s saz da genüch,
d^s edel videlere / dem wirte holden willen trüch.

Der Schluß lautet hier, nach der fehlenden Stanze 9589—92:

Ich bringez an ein ende / so sp^{c}ch daz edel wip.
do hiez si ir brvd^c / nemen da den lip.
man slüg im ab daz hovbet / bi hare si ez trvck.
fvr den helt vō Tronge / do wart im leide genvk.

Also d^s vngemvte / sines h^{s}ren hovbet sach.
wid^s Chriemhilde / do der recke sprach.

---

*) Etwas verwischt; das folgende h unten punktirt.
**) Undeutlich.

dv haſt ez nach dinē willen / ze einē ende braht.
vn̄ iſt och reht ergangen / alſ ich mir het gedaht.

Nv iſt vō Bvrgonde / d^s edel chvnich tot.
Giſelh^s d^s ivnge / vn̄ och Gernot.
den ſhatz *waz* nv nieman / wan got vn̄ min.
d^s ſol dich valentinne / im^s gar v^{s}holn ſin.

Si ſp̄ch ſo habt ir vbel / gelteſ mich gewert.
ſo wil ich doch behalten / daz Sifrideſ ſwert.
daz trůg min holder friedel / do ich in ivngiſt ſach.
an dē mir h^{s}zen leide / vor allem leide geſchach.

Si zoch ez vō d^s ſcheide / daz chvnde et niht erwern.
do dahte ſi den rechen / des lebenſ behern.
ſi hůb es mit ir handen / daz hovpt ſi im abe ſlv̊ch.
daz ſach d^s kůnich Ezel / do waz im leide genv̊ck.

Waffen ſp̄ch d^s fvrſte / wie iſt nv tot gelegen.
von eineſ wibeſ handen / d^s aller beſte degen.
der ie chom ze ſtvrme / od^s ie ſchilt getrv̊ch.
ſwie veint ab^s ich im were / ez iſt mir leide genv̊ck.

Do ſp̄ch d^s alte Hildebrant / ia genivzet ſiſ niht.
daz ſi in ſlahen tȯrſte / ſwaz halt mir geſchiht.
ſwie er mich ſelben braht / in angeſtliche not.
iedoh ſo wil ich re*h*en / deſ chv̊nen Trongerſ tot.

Hildebrant d^s alte / ze Chriemhilde ſpranch.
er ſlůg d^s chvniginne / eineſ ſwerteſ ſwanch.
ia tet ir div ſorge / vō Hildebrande we.
waz maht ſi gehelfen / daz ſi vil grozlichen ſchr*ei*.

Do waz gelegen vber al / da d^s vaigen lip.
ze ſtuckhen waz gehowen / do daz edel wip.
Dietrich vn̄ Ezel / wainen do began.
ſi chlagten innechliche / beidev mage vn̄ man.

Div vil michel ere / waz da gelegen tot.
die livte hèten alle / iamer vnd not.

mit leide waz v[s]endet / deſ kvnigeſ hohzit.
alſ ie div liebe leide / ze all[s] ivngiſte git.

Ich enchan iv niht beſcheiden / waſ ſid[s] da geſchach.
wan riter vn̄ vrǒwen / wainen man da ſach.
dar zvͦ die edeln chnehte / ir lieben frivnde tot.
hie hat daz mer ein ende / ditze iſt d[s] Nybelvnge not.

Anfang und Ende der Klage habe ich in den wöchentlichen Nachrichten gegeben.

v. d. Hagen.

II.

C. H. Schmidt an K. E. P. Wackernagel

über des Letzteren Schrift:

„Der Unterricht in der Muttersprache"

(4ter Theil seines deutschen Lesebuches).

Lieber Wackernagel!

Du hast die deutsche Jugend mit einem neuen Lesebuche, und uns Lehrer mit einer Auseinandersetzung Deiner Ansicht über den Unterricht in der Muttersprache beschenkt. Für das Erstere danke ich Dir im Namen der Empfänger herzlich. Mir persönlich hat es wieder Deine große Ueberlegenheit in der Bekanntschaft mit der vaterländischen Literatur fühlbar gemacht. — Ueber einige Punkte Deiner Abhandlung erlaube mir mich gegen Dich auszusprechen, und sei überzeugt, daß Deine dereinstige Entgegnung bei mir auf keine eigensinnige Abwehr stoßen werde.

Bei Vielem habe ich mich gefreut, Dich mit bewährten Männern in Uebereinstimmung zu finden, welche früher schon über denselben Gegenstand geschrieben haben, bei andern Punkten bedauert, sie durch Uebertreibung der Vorstellungen, oder auch durch eine gewisse Ungewöhnlichkeit der Form an überzeugender Kraft verlieren zu sehen. Das Letztere muß ich z. B. sagen von der Hauptsumme Deiner neuen Methodik, wie Du sie selbst mit dem Beifügen nennst: daß sie die älteste sei. „Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts ist kommen, und betet an Den, Der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und die Waßerbrunnen."

Ich ehre die Individualität, die an das Allgemeinmenschliche sich willig anschließt; aber warum soll ich nicht bekennen, daß, zumal in einer Zeit, wo die Heuchelei wieder einmal Feld gewinnt, es Befremden erregt, in einer übrigens meist im gewöhnlichen Tone gehaltenen Auseinandersetzung über einen methodisch zu behandelnden Gegenstand plötzlich einen Vers aus der Apokalypse als leitenden Grundsatz aufgestellt zu sehen. Das liegt einmal unserer Auffassungsweise fern, und läßt sich von einem Meister der Rede, als welchen Du Dich bekundest, viel gemäßer und verständlicher ausdrücken, ohne dem Gedanken das Mindeste abzubrechen. — Thun es überhaupt heilige Namen und Bibelverse? Der Geist, der in der Sache waltet, der thut's. Man könnte denken, daß es schwach um eine Angelegenheit stände, welche dergleichen an der Stirn trägt, oder deren wegen es öfter im Munde geführt wird. — So hätte ich auch, an Deinem Platze, es Andern überlassen, an dem Lesebuche die christliche Richtung wahrzunehmen, die es ja überdieß mit so vielen seines Gleichen theilt. Was sich von selbst versteht, erwähnt man nicht. — Wäre es aber der Fall, daß Du das Buch mit Lesestücken, in welchen ein christlicher Geist weht, auf Kosten zweckmäßiger Stücke anderer Gattungen ausgestattet hättest, so wäre dies freilich ein Mangel. Wir stehen alle auf christlichem Boden, und wenn einer es zu verleugnen scheinen könnte, wie Du von Mager erwähnst, — was wäre davon bei uns Deutschen zu fürchten, von denen Du selber sagst, der Kern ihres Denkens und Wollens sei Christenthum. — Die Lesebücher von August, von Diesterweg haben eine, ihrem durchaus zu billigenden, besonderen Zweck entsprechende Auswahl und Anordnung; jenes, als für untere Gymnasialklassen bestimmt, enthält unter Anderem Abschnitte aus dem Inhalt der Homerischen Gesänge; dieses liegt als Beispielsammlung der Methodik des Lesens zum Grunde. Wer könnte es unentschieden lassen, daß beide genannten Bücher eine christliche Richtung haben?

Dein oberster Grundsatz nun — was verlangt er anderes vom Lehrer und Erzieher, als was alle Welt von ihm verlangt: religiösen Sinn, hier in besonderem Hinblick auf die Sprache. Laß uns nur nicht vergessen, daß es sein Leben, sein gesammtes Thun und Lassen ist, welches, wie es den Kindern immerwährend vor Augen steht, auch am meisten entscheidet, was sie in religiöser Hinsicht von ihm halten und annehmen. Was hülfe die Empfehlung der frommen

Weltanschauung, was hülfen Citate aus der Bibel und Beten und Singen, wenn der Lehrer in dem fortgehenden Verhalten, in dem Umgang mit den Kleinen, in seinem Lebenswandel irgendwo eine — nur zu bald von dem Falkenauge der Jugend erspähte Lücke seiner religiössittlichen Gesinnung blicken ließe. Es wäre um seinen erbauenden Einfluß geschehen. — Das Lehren ist leichter als das Leben, dieses dagegen von bei weitem größerer Einwirkung; die Lehre soll Leben werden.

Als Deinen secundären, auch für Schule und Haus geltenden obersten Grundsatz, der ebenfalls nicht neu, sondern in Schulen seit Jahrhunderten angewandt sei, giebst Du das Schweigen an. Du erklärst, darunter zu verstehen „das Schweigen des Sabbathes, das Schweigen der Seele in der Kirche;" also nicht das Schweigen amerikanischer Gefangenhäusler, dessen Nutzlosigkeit, ja Gefährlichkeit man neuerdings doch eingesehen zu haben scheint. Du erklärst Dich weiter: „Alle Thätigkeit des Lehrers und der Schüler besteht darin, das wahre Schweigen in ihrer Seele zu erringen und zu erhalten. Die Abwehr alles Störenden, der eigenen Trägheit, der fremdartigen Gedanken und Neigungen, das ist die Thätigkeit des Schülers; er arbeitet nicht an dem Objekt, sondern an dem, was sich dem Eingang desselben, der Realisation desselben in ihm entgegensetzt."

Was ist das nun anderes, frage ich, als was wir alltäglichen Menschen Aufmerksamkeit nennen? Und was geschieht von uns Lehrern anderes, als daß wir die Kinder an Aufmerksamkeit gewöhnen; welches aber, wohl zu merken, nur dadurch erreicht wird, daß wir zugleich die Ergebnisse ihrer Aufmerksamkeit ihnen abfragen. Ein bedeutendes Mißverstehen der menschlichen, zumal der kindlichen Natur, wäre es doch, anzunehmen, daß die Kraft der Seele bloß zum Schauen da sei. Der Wechsel zwischen Thun und Schauen — das ist ihre Bestimmung. Nicht ruhen darf das Aufgefaßte als todtes Capital; nein, mehr oder weniger frisch und flink, jenachdem der Gegenstand es mit sich bringt, soll es angewandt, nach verschiedenen Seiten hin gewendet, bis zum klaren Darstellen durchgeübt werden. Der gemeine Verstand erklärt es ja für die Probe einer vollständigen, treuen und festen Aneignung des Gegenstandes, wenn derselbe klar wiedergegeben werden kann. Dabei offenbaren sich dann die Mißverständnisse und Lücken, welchen auch die beste Darstellung von Seiten des Lehrers nicht vorbeugen kann. Zer-

stückelt muß nun einmal der Unterrichtsgegenstand werden; das ganze Bild desselben vermögen die Kinder nicht aufzufassen, sondern nur einzelne Partien und Züge können ihnen nach einander aufgedeckt werden. Diese mit einander in Verbindung zu bringen, sie als Ergänzung des Früheren betrachten zu lassen, und zur Ahnung des Kommenden anzuregen, — das nennst Du ein „Herumkratzen und Herumklettern an dem Gegenstande" veranlassen! Ich nenne es das rechte und nothwendige Verhältniß zwischen Empfangen und Geben herstellen, das dem Kinde gleich Bedürfniß ist, wie dem Erwachsenen. Ja es ist grade das Verdienst der neueren Methode, theils dem Quietismus, theils der Zerfahrenheit dadurch zu wehren, daß mehr Bewegung der jugendlichen Geister in den Unterricht gebracht wird, und Thätigkeit, die ebenso den Gegenstand von allen Seiten ergreift, wie sie zugleich eine Controle gewährt. Diese Controle nimmst Du uns, ohne uns einen Ersatz dafür zu geben. Ja Du gehst noch einen Schritt weiter, indem Du selber Schweigen und Träumen in Verbindung bringst, und an Joseph, Jakobs Sohn, erinnerst, „der ein Träumer hieß, dafür aber auch Gesichte auslegen konnte". „Wer da träumt", sagst Du, „während er in meinem Sinne schweigt, der ist in der empfänglichsten Fassung für alle eigentlich geistigen Gaben." Ich frage: wo ist, zumal unter einer Menge von Schülern, das Mittel, sich von einem innerlichen Leben bei äußerlicher Träumerei zu überzeugen? Es liegt zu nahe, daß man über den Zustand der Kinder Hamlets Vermuthung in dem bekannten Monolog wird umkehren müssen: „schlafen — vielleicht auch träumen".

Von Deiner Methode des Schweigens werde ich also sagen müssen: für eine innere Welt der Phantasie, wenn das Glück gut ist, bilde sie den Menschen wohl; in der äußeren aber werde derselbe einst unpraktisch erscheinen, da ihm nicht hinreichende Gelegenheit geboten worden, sich in Wort und Gedanken auf sie einzuüben. Dieß aber würde uns der Staat, der eine allseitige Ausbildung seiner künftigen Bürger fordern darf, mit Recht übel nehmen. Wie Du die Schuldigkeit einer pädagogischen Rechenschaft zu beseitigen weißt, ersieht man freilich an einer Stelle, wo Du von der Wichtigkeit der Nationalliteratur sprichst. Dort heißt es: „das Amt eines Deutschen Sprachlehrers ist ein königliches, ein hohepriesterliches Amt. Er steht nicht im Namen der Schule, nicht im

Namen einer Prüfungskommission, an die er einmal seine Schüler überliefern müßte, nicht im Namen einer Bildung, die der heutige Tag fordert, sondern im Namen des Volkes vor dem Schüler, des ewigen Volkes, das in allem Wechsel sich gleich bleibt." Ich meine, unsre pädagogische Thätigkeit, wenn sie noch so sehr auf wissenschaftliche Principien eingeht, muß an das Leben in der Wirklichkeit sich anlehnen. Und da Du überhaupt die Literatur, wenn auch hier nur als Bildungsmittel, zu überschätzen scheinst, so erinnere ich an Gervinus' Urtheil: „Wir Deutsche haben noch keine Geschichte, keinen Staat, keine Politik; wir hatten und haben nur Literatur, nur Wissenschaft und Kunst."

Du führst Beispiele von namhaften Männern an, bei welchen das Schweigen ein charakteristischer Zug ist, ohne freilich zu untersuchen, ob er bei jedem auf gleichem Grunde ruht. Ich will Dir auch einen nennen, der mit uns in derselben Sphäre steht, in der pädagogischen, was bei jenen nicht in dem Maaße der Fall ist. Das ist Peter Schmid. Bekanntlich schlug er beim Unterricht im Zeichnen einen andern Weg ein, als den herkömmlichen, zeigte den Vorzug des Körperzeichnens vor dem Copiren der Vorlegeblätter, verlangte vom ersten Strich an strenge Richtigkeit, und drang überhaupt auf eine durchgängig unmittelbare Auffassung des Gegenstandes. Schweigen war eine seiner Maximen in den Lehrstunden, die ich von eigner Theilnahme her kenne. Nun ist eine größere Zurückgezogenheit in sich fast allen Künstlern eigen; ihr innerer Sinn hängt an Anschauungen. — Man erzählt von Peter Schmid, daß er als Knabe das Aushängeschild einer Handwerkerherberge, welches er zufällig antraf und anziehend fand, auf der Stelle eine ungewöhnlich geraume Zeit lang anblickte, dann endlich nach Hause ging, wo er ängstlich vermißt wurde, und das ganze Schild bis in die kleineren Einzelheiten mit großem Geschick aufzeichnete. — Ein solches Auffassen wäre nun in der bildenden Kunst das, was Du in der Schule bei jedem Unterrichtsgegenstande verlangst. Und in der That läßt Deine Methode, auf die Spitze getrieben, sich der von Peter Schmid gleichstellen. Aber — die letztere ist eben eine Lehrmethode für Künstler, und ich glaube nicht einmal für alle, sondern mehr für solche jugendlichen Geister, die dem Erfinder derselben ähnlich sind. Ich erkenne dankbar das Gute an, was Peter Schmid in den Zeichnen-Unterricht gebracht hat; — für einen großen Künstler

hat er gewiß selbst nicht gelten wollen. Indeß sagt bei weitem die Mehrzahl seiner Schüler, daß sie durch seinen Unterricht keinen sonderlichen Geschmack am Zeichnen und Geschick dafür erlangt haben. Diejenigen aber von seinen Schülern, welche selbst wieder Lehrer des Zeichnens geworden sind, haben seine Methode modificirt, die Starrheit der Anleitung gemildert, statt der absoluten Unmittelbarkeit der Auffassung Vermittelungen eintreten lassen, und sie so allgemeiner anwendbar gemacht. In dem, worin die neue Lehrweise gut war, ist sie beibehalten; im Uebrigen hat sie sich der allgemeinen wieder anbequemen müssen.

Den Regeln, welche Du über die Uebung des Lesens ertheilst, zolle ich meinen Beifall; sie zeugen, wie zu erwarten war, von einer recht zarten Auffassung der Angelegenheit. Ueberall blickt die Scheu hindurch, etwas nachzugeben, was der Kindesseele Gefahr bringen könnte. Führt diese an sich löbliche Scheu Dich aber nicht mitunter zu weit? Wir setzen voraus, daß Inhalt und Form des Lesestoffs der Fassungs- und Darstellungs-Gabe des Kindes angemessen sei, daß es also mit seinem Geiste sich des Inhalts zu bemächtigen streben wird, um demselben nach Kräften den passenden Ausdruck zu leihen. Du selbst sagst: „Das richtige, besonnene Lesen, das über den Worten ruhende und sinnende, ist das einzige, das der Lehrer fordern und erreichen kann! Wer wahr lies't, lies't gut. Wer sich zu dem Gegenstand äußerlich verhält, der lies't um so schlechter, je mehr er den Mangel an Gefühl durch Nachahmung von Ton und Geberde desselben ersetzen will. — Ein Lehrer, der gern sähe, daß seine Schüler mit Gefühl lesen, hätte zwei schwere Aufgaben zu lösen: die eine, sich zu überzeugen, daß jedesmal wahres Gefühl vorhanden sei, nöthigenfalls es zu erwecken; die andre, die natürliche Scheu des Knaben, der seine Gefühle lieber verschließt, als kund giebt, zu überwinden. Zwei gefährliche Aufgaben, vor denen ich gern zurückträte."

Hiegegen wäre anzuführen, daß doch auch der objectiven Wahrheit im Lesen so wenig, wie möglich, Eintrag geschehen dürfe. Der Lehrer suche den Feind im Hinterhalte auf und sehe ihm in's Gesicht, um die Gefahr abzuwenden. — Lesen und Recitiren ist Reproduciren; das wird vom Lehrer gemeinhin nicht genug beherzigt. Vermag er die Kinder zu bewegen, daß sie z. B. in die Stelle

dessen, der in dem Lesestücke redend eingeführt wird, sich versetzen, so wird er sie auch mit demjenigen Gefühl lesen hören, welches er erwartet. Und dies Verfahren ist um so unverfänglicher, als die jugendliche Phantasie ohnedieß die Kinder reizt, sich bald als dies, bald als jenes Thier, als diese oder jene Standes-Person zu denken. So geht es im geselligen Spiel zu, so im Spiel innerlich bleibender Vorstellungen. Auch schadet es nichts, wenn die Knaben, wo es der Inhalt des Stückes mit sich bringt, das Alter des Mannes anticipiren. In wie viele Vorstellungen, welche ihnen zugemuthet werden, müssen sie erst allmälich hineinwachsen, weil es nicht vermieden werden kann, dieselben — wenn ich so sagen darf — auf den Zuwachs zu machen! — Das Lesen ist eine Kunst, und wer eine Kunst treibt, muß in seinem Objekte leben. Sieht man, daß einer darüber sich selbst verliert, so lasse man ihn gar nicht, oder selten und auf unschädliche Weise die Kunst ausüben. — Was aber das gemüthliche Verhalten der Kinder unter einander und vor dem Lehrer betrifft, so ist Unbefangenheit und Aufrichtigkeit freilich — ich möchte sagen — das erste Element, die Lebensluft, die conditio sine qua non. Denn daß das Rechte und Gute überall den ersten Platz einnehme und herrsche, darauf kann überall noch nicht gerechnet werden. Wo aber Kinder in eignen Angelegenheiten ihr Gefühl auslassen, da werden sie es um so eher im Namen Anderer thun, welche sie beim Lesen vertreten. Der Lehrer kann also in jedem der obigen Fälle einen ziemlich sicheren Leit- und Maaß-Stab handhaben.

Auch das Auswendiglernen möchte ich in Schutz nehmen, wenn es nur so betrieben wird, wie Du es verlangst. Ich führe die Stelle an: „Der Lehrer müßte die Schüler anleiten, wie sie auswendig lernen sollen, ja mit ihnen zusammen auswendiglernen, damit er es verhindere, daß sie in den ertödtenden Mechanismus verfallen. Er müßte es ihnen vormachen, wie sie vor Allem auf die innere Entwickelung des Stückes zu achten uud den Inhalt jedes folgenden Satzes als einen Ausfluß des vorigen zu begreifen haben. Mit einem Wort: er müßte sie das Stück historisch verstehen lehren.“ Es ist wahr, vielen Klippen wird der Lehrer dabei ausweichen müssen. Indeß schon eine recht sorgfältige Wahl der Stücke wird die Schwierigkeiten, und das Zusammenwirken Vieler wird die Abneigung gegen das Einlernen vermindern. Neuere Veranstalter

von Sammlungen zum Gebrauch für das Lesen und Hersagen haben nebenbei im Auge gehabt, solche Stücke aufzunehmen, deren Vortrag durch Mehrere ausgeführt wird. Die Erfahrung hat einen erwünschten Erfolg von letzterer Art des Darstellens gezeigt. Das Mitwirken bei der Darstellung eines schönen Ganzen gewährt der Jugend eine unschuldige Freude, verscheucht die Befangenheit und gewährt ein Bewußtsein, welches wir nicht genug wecken und pflegen können: das Bewußtsein, seine Kräfte im Verein mit Andern an das Zustandekommen eines guten Unternehmens zu setzen. Die Betheiligten sind also einerseits gebunden, andrerseits muß man sie indeß so frei, wie möglich, machen, und ihnen gestatten, daß sie das, was sie in Saft und Blut aufgenommen haben, frei und ohne die Stütze des Buches vortragen. Auf die Menge des Herzusagenden kommt es ja nicht an, mehr auf das Geschick, Wohlverstandenes mitzutheilen. — Daß wir überhaupt das unzeitige, gierige Lesen und Lernen und die damit zusammenhangende Beschäftigung mit unverstandene Gedanken, so wie die übermäßige Entwickelung der Phantasie bei dem heranwachsenden Geschlechte so schwer verhüten können, wäre allein schon ein Grund, die Zahl sorgfältig angelegter Lesebücher zu vermehren. Wie sehr würde eine regelmäßigere Stufenfolge, ein längeres Verweilen bei dem Leichteren, Verständlicheren, wenn auch in der Form Unvollkommeneren, das eben Angemessene schätzen und lieben lehren, weil der Geschmack noch nicht überreizt wäre. Sogar der einstigen Produktivität der jungen Leute wäre damit eine bessere Bahn bereitet, während jetzt, wo sie nicht früh genug das Höchste durchfliegen können, die Nacheiferung auf das Unmögliche geführt und beim Mißlingen der Muth für immer gelähmt wird.

Als einen klugen Unterhändler zeigst Du Dich, lieber Wackernagel, in der Frage: wie weit das Grammatische in den Unterricht hereingezogen werden solle? Du hattest gerechte Besorgniß, daß Mancher Dir viel abfordern werde; Du strichst also lieber das Ganze für alle Schüler unter dem vierzehnten Jahre, um — wenigstens nicht allzuviel bewilligen zu müssen. Die Jünglinge, welche über die eben genannte Lebensstufe hinaus sind, erklärst Du für fähig, ein gründliches, die historische Entwickelung umfassendes Studium der Muttersprache zu treiben; eine andere grammatische

Beschäftigung mit derselben, als die angegebene, erklärst Du für unstatthaft, ja für eine Degradation der Wissenschaft. Was für eine Herabsetzung aber dürfte denn z. B. die Theologie darin finden, daß irgend ein dem kindlichen Alter ziemlich angemessener Abschnitt des Katechismus, etwa eines der zehn Gebote, oder eine der sieben Bitten von Kindern gelernt und ihnen erklärt wird, wozu uns Luther selbst mit gutem Beispiel vorangegangen? Müßte dies nicht anstehen bis zum Confirmations-Unterrichte wenigstens? Und könnte man es nicht dabei bewenden lassen, daß die Kinder ihre Umgebung nach dem Gebote handeln, dasselbe immerdar anwenden, oder auch nicht anwenden sehen, so wie sie richtig und schön sprechen hören, oder auch von Beidem das Gegentheil? Wäre es nicht genügend, während der Erziehung auf die Gesinnung hinzuwirken, ohne jene Form, dies oder jenes Gesetz kennen zu lehren, innerhalb welcher sich jene bereits bewegt? — Mit der Beantwortung dieser Fragen werden wir auf das praktisch Förderliche und Heilsame hingeführt, und dieses Feld dürfen wir auch nicht verlassen, wenn es sich um die Bildung der Knaben handelt, die das 14te Jahr noch nicht erreicht haben. Bei Weitem die meisten unter diesen gehen nach diesem Zeitpunkt in ihre Berufsthätigkeit über, ohne eigentlich wissenschaftliche Studien gemacht zu haben. Sollen sie darum geflissentlich und planmäßig im Unbewußtsein gehalten werden über die von ihnen zu handhabenden Gebilde und Gestaltungsgesetze der Muttersprache, welche doch zu nichts Geringerem dienen, als ihrem fortwährenden Gedankengang, den Formen und Bewegungsgesetzen ihres Denkens zu entsprechen? So müßte man denn auch wohl zu dem früher beliebten mechanischen Rechnen zurückkehren, das ohne Einsicht des inneren Zusammenhanges, und der Gründe bei den Operationen, betrieben wurde, — falls man nicht vorzöge, das bürgerliche Rechnen ganz zu beseitigen bei Knaben, welche über die bürgerlichen Rechnungsarten hinauszugehen keine Aussicht haben. Grade diesen sollte man im Gegentheil bei keinem Unterrichtsgegenstande die Gelegenheit abschneiden, rationell zu verfahren, ohne darum irgend einen Vortheil aufzugeben, den ein ruhiges Auffassen, eine sinnige Gewöhnung und fortdauernde Uebung gewähren. Den historischen Theil der Sprachlehre in den Bereich des Volks- und Realschul-Unterrichts hereinzuziehen, dazu wäre allerdings kein Grund. Den Wissenschaften ist das Historische ein Lebenselement;

in die für sie bestimmten Institute gehört es. Hier — wäre es ein todtes, ein solches, dem das spätere Leben nicht immer wieder leicht die Anknüpfungspunkte darböte. Für diese Sphäre gebe ich demnach dem von Dir sogar in pädagogischer Beziehung verurtheilten Beckerschen Verfahren in der Sprachlehre den Vorzug vor dem Grimmschen, unter dem Vorbehalte, daß der Lehrer es mit Freiheit anwende, die abstrakten Begriffe, Definitionen und Distinctionen zurücktreten lasse, und die Kinder von Anfang an auf einen Standpunkt stelle, wo sie etwas Lebendiges, ein bestimmtes, abgeschlossenes Ganze vor sich haben. Das einfachste Element, welches sich hier darbietet, ist der Satz. Mit dem Worte beginnen oder gar das Wort in seine Lautbestandtheile zerfällen wäre eine Verirrung, weil man sich damit dem Abstrakten zuwendet. Finge man mit den Redetheilen an, so würden die Kinder auch darin eine Entfernung vom Leben sehen. Dagegen von jenem Lebendigen aus, worin die fortschreitende Thätigkeit ist, kann man so gut vorwärts, wie rückwärts gehen. Beide Beugungen der Hauptbestandtheile des Satzes findet man schon in demselben, und diese kann man nachher einzeln nehmen. Doch müßte das Rückwärtsgehen nicht übertrieben, und der Punkt nicht übersprungen werden, wo etwas nur noch an und für sich vorkommt, nicht in Bezug auf das Lebendige.

Ich muß hier noch einer Bemerkung erwähnen, welche Du gegen das Grammatische machst. Du sagst: „ich möchte es den Lehrern empfehlen, sich zuweilen an dem Gedanken zu orientiren; wie, wenn ein Dichter unter deinen Schülern wäre? Sie würden sich eher scheuen, die Reflexion derselben auf ihre Muttersprache zu leiten und dadurch die Unbefangenheit der Entwickelung, das geheime Wachsen der Produktionskraft zu stören.“ Um sich hierüber zu trösten, braucht man nur die Entwickelungsgeschichte großer Geister zu betrachten. Wo hat sich eine wahrhaft geniale Anlage durch den gewöhnlichen Unterrichtsgang stören oder gar zurückdrängen lassen? Und um etwas Paralleles zu nennen: so müßte man die Schüler der bildenden Kunst sich auch nicht mit der Anatomie beschäftigen lassen.

Freude hat es mir gemacht, daß Du Zusammenstellungen von Sprüchen, Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten nebst Räthseln in Deinem Lesebuche vertheilt hast. Sie geben den Kindern zu denken, und es werden sich Unterredungen daran knüpfen

lassen, welche zur Verstandesentwickelung der Kinder beitragen. Denn daß diese den tieferen Sinn mancher Sprüchwörter so ohne Weiteres begreifen, ist nicht anzunehmen. Die Erfahrung von Jahrtausenden soll auf die eigene Erfahrung zurückgeführt, und allerlei Mißverständnissen dabei entgegen gearbeitet werden. Die Kinder müssen also selber das Wort nehmen, und sich, mehr oder weniger im Zusammenhang, über das eben Vorliegende äußern. Anlaß und Stoff zu solchem lauten Denken oder überlegten Sprechen findet sich für die Schüler auch anderweit und mehrfältig, und es fehlt nicht an bewährten Pädagogen, welche dergleichen leichtere und schwerere Uebungen nicht allein billigen, sondern sogar empfehlen, auch für Mädchen empfehlen, bei welchen doch wahrlich eine Voraussetzung keinen Grund hat, die Du in den folgenden Worten aussprichst: „da wir noch kein entwickeltes öffentliches Leben haben, da also namentlich so wenig Gelegenheit ist, Redner zu hören und zu bilden, so meint man, in der Schule müßten sie gebildet werden, und zwar auf's eiligste, damit, wenn es plötzlich Noth thut, es daran nicht fehle." — Das frühere pädagogische Verfahren hatte allerdings die leidige Folge gehabt, daß man oft über einen unterrichteten Mann, dessen überzeugendes Wort zur rechten Zeit für das allgemeine Wohl hätte den Ausschlag geben können, das Urtheil hörte: er weiß es wohl, aber er kann es nicht von sich geben. Diesem Uebel mußte von Grund aus abgeholfen werden; und nicht so sehr von dem oberflächlich betrachtenden Publikum wurde diese Abhülfe als eine Pflicht der Schule angesehen, sondern gerade von solchen Männern, welche mit erleuchtetem Auge das Ewige über dem Vergänglichen sahen, und eine höhere Erziehung des Menschengeschlechts erkannt hatten. Sprachen sie auch nicht viel von Vaterland, so ging desto mehr Anregung zur Thätigkeit für dasselbe von ihnen aus. Des Vaterlandes Fortschritt in der allgemeinen Bildung wird ihre dauernde Gedächtnißtafel sein. —

Indem Du vor unreifem Klugsprechen — mit Recht — warnen willst, sagst Du: „Der Knabe soll nur geübt werden, sich mündlich auf eine freie, ansprechende Weise über einen Gegenstand vernehmen zu lassen. Nun ist es wahr: die Furcht des Deutschen, sich bei einem öffentlichen Auftreten zu prostituiren, ist oft eine Verschämtheit, die eher bekämpft als gepflegt werden muß, zumal sie

in der Regel gerade dahin führt, daß er sich prostituirt. So wäre also wenig dagegen einzuwenden, wenn ein Lehrer von Takt und Ansehen solche Uebungen anstellte. Sobald dieselben aber über Vorlesen oder über den Vortrag auswendig gelernter Stücke hinausgehen, ist es übel gethan, wir gerathen bald in das Gebiet der freien Productionen."

Ich muß bekennen, daß diese Stelle Deiner Schrift, so wie eine Anzahl anderer, in welchen Du mit der Rechten giebst, was Du mit der Linken wieder nimmst, mir unverständlich ist. Der Knabe soll sich frei aussprechen — heißt also: er soll aus dem Buche vortragen, oder ein auswendig gelerntes Stück hersagen! — Ein bloßer Nachbeter soll der Knabe werden, keine eigene Meinung äußern, — doch wohl auch keine haben? Denn wie soll sie sich bilden? Und wozu hätte er sie, wenn sie nicht gewürdigt wird, in ihrer allmälichen Vervollkommnung gehört zu werden? — — „Sire, Geben Sie Gedankenfreiheit!" — Nein, lieber Freund, so weit läßt sich das Stück nicht mehr zurückschrauben. Du hast etwas Gutes gewollt; aber in den Mitteln hast Du Dich vergriffen. — Nach Deiner Behauptung kann erst vom vierzehnten Jahre an ein freies Produciren stattfinden; vorher darf der Jugend keine Gelegenheit zum Selbstdarstellen eines größeren Ganzen, zum Zusammenfassen und Aussprechen eigener Urtheile über einen gelegenen Gegenstand dargeboten werden. Alle, die mit dem vierzehnten Jahre in's praktische Leben treten — und deren Zahl ist sehr groß —, würden also von Seiten der Schule keine Anregung empfangen, ihre Gedanken, zur Mittheilung an Andere, selber zu ordnen, ihre Vorstellungen, auch die umfassenderen, für Andere klar zu machen. Und doch ist es bekannt, wie sehr derjenige an eigener Klarheit gewinnt, welcher Anderen klar zu werden bemüht ist; und andrerseits, wie das bürgerliche und ländliche Geschäftsleben immer dringender fordert, daß die Eintretenden nicht unbeholfen und befangen, sondern mannigfach geübt im Selbstdenken wie im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache seien.

Den Mißgriffen, welche bei einer auf diesem Felde anzuwendenden geistigen Gymnastik zu fürchten sind, ist vorzubeugen, wenn die Uebungen mit den Jüngeren nur an solchen Gegenständen getrieben werden, die bereits auf gewisse Weise durch die Uebung der Sinnesthätigkeit festgestellt sind, und wenn man den Kreis dessen,

was die Kinder wahrgenommen haben, nicht so bald überschreitet. Dadurch, daß diese in der Schule Rechenschaft geben von dem, was sie außer derselben bemerkt haben, werden sie zu größerer Aufmerksamkeit auf das im Leben ihnen Vorkommende gewöhnt. Es wird die so wünschenswerthe Verknüpfung der Schule und des Familienlebens, des Ernstes und des unbefangenen Verkehrs erleichtert, wenn sie von menschlichen Thätigkeiten und den Erzeugnissen derselben sprechen dürfen. Hierbei ist der richtige Gebrauch mancher Vorstellungen festzustellen, das billigende und mißbilligeude, überhaupt das moralische und gesellige Urtheil zu üben. — Da wir aber, wie ich oben bemerkte, ganz besonders die Jugend der Volksschulen berücksichtigen müssen, welche höhere Institute später nicht besucht, so soll derselben auch so viel Ersatz, wie möglich, für das gegeben werden, was sie entbehren muß. Alle Uebungen des Denkens sind hier auch Uebungen der Sprache; Sprechen und Denken läßt sich auf diesem Gebiete nicht trennen. Alle Urtheile entstehen bekanntlich aus Theilung und Verknüpfung der Begriffe; aber so wohl das Theilen wie das Subsumiren unter allgemeinere Begriffe wird nur durch Uebung erlangt, ist nicht gegeben. Das Heraufsteigen vom Einzelnen zum Allgemeinen, und das Heruntersteigen vom Allgemeinen zum Besonderen ist ohne Verknüpfen und Sondern nicht zu machen. Das ist die eine Art der Uebungen; die andere besteht im Combiniren. Wie sehr es im Volke oft an dem richtigen Maaß und an dem klaren Bewußtsein in dieser Verstandesthätigkeit gebricht, davon zeugen: der noch immer auftauchende Aberglaube und der nur zu beliebte Schlendrian. Denn was ist der Aberglaube anders, als eine zu leichte Verknüpfung der Begriffe; und was ist der Schlendrian anders, als die Abneigung, Combinationen zu machen, welche bisher noch nicht gemacht waren? Eine praktische Logik des Volkes sollte den ganzen Complexus von Begriffen, welche sich in dem Kreise des Wahrgenommenen finden, zur Klarheit bringen. Dabei kann der Anlernung zum künftigen Beruf der Einzelnen allerdings manches überlassen werden; desto mehr aber sind die natürlichen Gegenstände heranzuziehen. Das Verständniß und die Gewandtheit, welche hieran erworben werden, bilden mit der Fertigkeit der Sprache ein Zusammengehöriges und in einander Verflochtenes. Die veschiedenen Verhältnisse, welche

z. B. in den Combinationen vorkommen, müssen ja an der Sprache wieder hervortreten.

Ein Irrthum wäre es, zu glauben, daß Uebungen dieser Art besonders von der neueren Methodik ausgegangen seien; von ihr sind sie mehr bei wirklichen und bildlichen Anschauungen angewendet worden. „Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" enthalten bereits eine ausführliche Aufstellung und Besprechung derselben, nachdem sie vorzüglich durch Rochow eingeführt worden waren. Freilich klagt schon Niemeyer, daß die Uebungen gewöhnlich nicht mit hinreichendem Geschick von den Lehrern getrieben würden, und dadurch in Mißcredit geriethen. Doch das sollte uns vielmehr ein Sporn sein, sie zur tadelfreien Ausführung zu bringen.

Im weiteren Verfolg des Obigen wären nun die Schüler auf einem stufenweisen Uebungsgange der Fertigkeit in unmittelbarer mündlicher Production näher zu bringen. Die Aufgaben im Combiniren werden gesteigert; es wird die Analyse fremder Darstellungen und deren Wiederzusammensetzung gefordert. Ein dargebotener Gedankengang ist in der Schnelligkeit richtig aufzufassen, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden; es sollen die Gedanken darüber geordnet und mitgetheilt werden. Auf Geschicklichkeit in der dialogischen Behandlung ist ein besonderer Werth zu legen, da bei gemeinsamen Berathungen so viel darauf ankommt. — Für die Leitung solcher Uebungen brauche ich nur auf die Schriften von Bormann, Hiecke u. A. zu verweisen. Aus ihnen ergiebt sich auch, daß man nicht an das aus den neuesten Zeitverhältnissen hergeleitete Bedürfniß zu denken braucht, wenn man die Fertigkeit, sich der Sprache in dem angedeuteten Bereich zu allen Zwecken zu bedienen, als eine Aufgabe von Bedeutung für die Jugend in Anspruch nimmt. Der Schule kommt es zu, jene Fertigkeit herbei zu führen, die jetzt für manchen Beruf erst während und nach der Universitätszeit erworben werden muß. Nichts hält die allgemeine geistige Bildung so zurück, als der Mangel an Gebrauch der Sprache, dem durch kunstmäßige Uebungen abzuhelfen ist.

Wenn ich den mündlichen Uebungen unbedingt die erste Stelle einräume, so finde ich darum die schriftlichen doch nicht bedenklich; sie sollen mit jenen Schritt halten, aber lange nicht die Ausdehnung jener erreichen. Schwierigkeiten werden sie nirgend erregen, wo die mündlichen Uebungen ihnen den Weg gebahnt haben. Die öfter

erhobenen Klagen über die Befangenheit der Schüler bei Anfertigung schriftlicher Aufgaben rühren fast einzig daher, daß man von den Schülern ein Maaß der Gewandtheit in schriftlicher Darstellung verlangt, bevor man sie auf dem Wege mündlicher Uebung in der Anwendung der ihrem Kreise angehörigen Begriffe, im Denken und Sprechen bis zu dem Höhepunkt jener ihnen gestellten Aufgabe, oder besser noch darüber hinausgeführt hat. Sind die Vorübungen im weiteren Umfang von der Pike auf versäumt, so steht es um die Behandlung allgemeiner Aufgaben mißlicher, und es bleibt nur die sorgfältige, besondere Vorbereitung übrig, oder die Maaßregel, daß jeder Lehrer in seinem Fache Ausarbeitungen über einen Stoff machen lasse, der von den Schülern im mündlichen Verkehr hinreichend durchgearbeitet ist. Wünschenswerth bleibt es aber immer, daß Ein Lehrer die Productivität der Schüler in allgemeinen Gegenständen leite, und den Maaßstab von dem, was sie hier leisten, in Händen habe.

In Bezug auf Gymnasien ist das richtige Verfahren sehr gut auseinandergesetzt in der kleinen Schrift von Bonnell: „einige Bemerkungen über den Unterricht in der Deutschen Sprache auf Gymnasien", welche aus dem vierten Heft des „Neuen Jahrbuchs der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde" noch besonders abgedruckt ist. Der Verfasser mißbilligt die unangemessenen Aufgaben zu Deutschen Aufsätzen und sagt u. A.: „man verlangt in den Deutschen Aufsätzen von den Schülern eigene Productionen. — Der Gymnasiast kann aber eigene Gedanken noch gar nicht produciren. Eigene Gedanken produciren können selbst Studenten noch nicht, ja überhaupt die wenigsten Menschen." Diese Aeußerung hat Anlaß gegeben, daß Beneke im 2ten Theil seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre Seite 413 der 2ten Auflage die Frage stellt und beantwortet: „wann soll die eigene Production anfangen? — Wir denken, von der frühesten Zeit an: nur daß eben in jedem Entwickelungspunkte das dem Schüler Angemessene producirt werde. Das Aufschreiben eines kleinen Witzwortes, eines kindlichen Einfalls, eines Reimes, ja einer Beschreibung von etwas Geschehenem sind Darstellungen eigener Gedanken, und für den Lehrer von Bedeutung, weil für den Schüler."

Im grellen Abstich hiegegen stellt sich eine Aeußerung in Dei-

ner Abhandlung, lieber Wackernagel. „Freie geistige Productionen vor der Zeit der Pubertät erzwingen, wäre grade so sündhaft, als in einen Knaben durch unnatürlichen Reiz den leiblichen Geschlechtstrieb erregen, der nach Gottes Willen noch schlummern soll." Vergleicht man die vorher mitgetheilten sich kreuzenden Ansichten Bonnells und Beneke's mit den im Ganzen von ihnen dargelegten Grundsätzen, so sieht man leicht, daß eigentlich nur eine Verschiedenheit des Ausdrucks obwaltet, worüber die Verfasser sich bald einigen würden, da sie beide ein gleiches, durchaus naturgemäßes Verfahren bei den Aufgaben fordern. Auch Deine Ansicht würde sich mit jenen beiden vermitteln lassen, trotz der Strenge jenes Urtheils, wenn Du nicht überhaupt schriftliche und mündliche Darstellungen vor dem Eintritt der Mannbarkeit für ungehörig erklärtest, wie Du dasselbe mit dem grammatischen Unterricht thust. Du sagst: „der Zeitpunkt, mit welchem die Befähigung des Knaben zu geistiger Production eintritt, fällt in die Periode seiner Entwickelung zur Mannbarkeit. Die geistige Pubertät bindet sich an die leibliche." Nun wird Dir gewiß jedermann zugeben, daß die Knaben, sobald sie körperlich sich fühlen, auch an Muth, Entschiedenheit und Selbstständigkeit gewinnen. Wenn Du also das meinst, daß die körperlich Gereifteren auch ein hinreichendes Maaß von Entschlossenheit und Unternehmungsgeist besitzen werden, um mit dem — alle jugendliche Herzhaftigkeit herausfordernden Feinde, dem Thema zum Deutschen Aufsatz nämlich, keck anzubinden und sich herum zu schlagen, bis sie ihn irgendwie bewältigen, — wohlan, so magst Du nicht Unrecht haben. Denn was thut man nicht am Ende, wenn man keinen Anfang finden kann! Was wagt man nicht in der Desperation! Und zum Verzweifeln sollen ja viele Themata sein, wie man noch alle Tage hört. Einen Einfluß also auf die Gemüthsseite des Menschen, den mag das Mannbarwerden im Allgemeinen ausüben; allein was ist damit für das praktische Geschick schon gewonnen? Und was nun gar für die Intelligenz? Ein Einfluß der eintretenden Pubertät auf diese letzteren beiden Seiten ist weder durch die Anthropologie noch durch die Pädagogik nachzuweisen. Wohl kommt es hin und wieder vor, daß in einem Kinde eine Kunstanlage unbemerkt bleibt. „Es bildet ein Talent sich in der Stille." Diese tritt gelegentlich, schon in einem gewissen Grade durch eigne Thätigkeit entwickelt, aber überraschend für die Umge-

bungen, hervor. Wer erkennt hier nicht, daß nur der Schein für ein plötzliches Werden spricht! Die Natur macht solche Sprünge nie; alle ihre Uebergänge sind vorbereitet. Wo bis zum vierzehnten Lebensjahre durch nichts weiter vorgearbeitet wäre, als durch Lesen, da würde die Einbildungskraft genährt, die Sprache veredelt, das Gedächtniß vielleicht nicht leer ausgegangen sein. Aber Klarheit der Begriffe, Sicherheit des Urtheils, Ordnung der Gedanken, Gewandtheit im Durchführen, kurz das eigentlich leitende Vermögen bei Behandlung eines Thema's würde fehlen. Es versteht sich von selbst, daß alles Letztgenannte nur gefordert werden soll im Verhältniß zu dem Alter des jungen Menschen. Nur — sagte ich? — Vollkommen — muß ich sagen; denn der junge Mensch wird so eben in die Gemeinschaft derer aufgenommen, welche ihre Schritte selbst zu leiten, ihre Handlungen selbst zu vertreten haben. Wir setzen den bei Weitem gewöhnlichsten Fall: er verläßt nun die Schule. War sein letztes Product in derselben, anstatt ein wohl durchdachtes, in sich zusammenhangendes, klar dargestelltes Ganze zu sein, nichts als eine bunte Reihe unverarbeiteter Einfälle und zusammengeraffter Reminiscenzen ohne innere Einheit und Halt, — was ist von der Bearbeitung des folgenden Thema's zu erwarten? Dies Thema heißt — sein Leben.

Doch ich muß noch zu bedenken geben, daß der Zeitpunkt des Mannbarwerdens nach den verschiedenen Organisationen und Geistesbeschäftigungen um mehrere Jahre sich verschieben kann, daß daher von den einzelnen Vierzehnern leicht zu wenig oder zu viel verlangt werden könnte. Die leider jetzt zunehmende Verfrühung rührt großentheils grade von einer einseitig ausgebildeten Phantasie her, deren Amme die Lectüre ist. Fordert das nicht zur Anwendung eines mächtigen Gegengewichtes auf?

Deine Behauptung, L. W., daß die geistige Productivität mit der leiblichen zusammentreffe, worauf sich Deine besprochenen pädagogischen Maaßregeln stützen, erscheint demnach als ein „geistreiches Analogon", welches indeß der tieferen Begründung ermangelt. Möge sein Erscheinen uns ein Zeichen sein, daß wir, von seiner Unstatthaftigkeit durch mehrseitige Prüfung überzeugt, die noch nicht gar lange gemachten Fortschritte um so sicherer stellen, um so betriebsamer benutzen.

Zum Schlusse laß mich noch einmal mit wenigen Worten sagen,

worin Dein pädagogisches Verfahren mir ein verfehltes zu sein scheint: es ist der einseitig receptive und contemplative Zustand, in welchem die Jugend sich bis zu einem gewissen Zeitpunkt verhalten soll. Das Resultat aller gründlichen pädagogischen Untersuchungen, und das Ziel aller bisherigen vernünftigen Bestrebungen in diesem Fache ist gewesen: die Jugend zur Selbstthätigkeit zu fördern. Dazu kann das bloße Lesen nicht führen. Vermag das einseitige Lesen von Romanen verdrehte Köpfe und Abentheurer zu bilden, das einseitige Lesen von religiösen und poetischen Büchern: Schwärmer und Kopfhänger, so bildet das bloße Lesen überhaupt, so weit sein Einfluß reicht, Nichtsthuer, Zuschauer, Jaherren, Denkscheue. Das Leben aber verlangt den Mann auf dem Fleck. Es ist eine ganz andere Sache, ob der Knabe, vor dem Lesebuche sitzend, Andere hat denken und sprechen hören, oder ob er selber aus sich heraus gedacht und gesprochen, und diese eigene, freie Thätigkeit von den ersten Anfängen bis zu immer höheren Graden, in gleichem Maaße wie das sinnige Anschauen, das ruhige Vernehmen, entwickelt und geübt hat. Darum: Auffassen und Hervorbringen im unauflöslichen Bunde!

Deiner thätigen Fürsorge für den ersteren Verbündeten noch einmal den aufrichtigsten Dank mit meinem

Lebewohl.

Berlin, den 24. Januar 1844.

E. H. Schmidt.

III.

Die Zerstörung der Burg Hohenzollern.

Der edle Meister Sepp (Freiherr Joseph von Laßberg) früher zu Eppishusen im Canton Turgau, jetzt auf einer der ältesten Burgen Deutschlands, Meersburg am Bodensee, hat als Erinnerung und Liebeszeichen für seine Freunde nach gewohnter Weise ein Schriftchen herausgegeben unter dem Titel: „Ein schoen alt Lied von Grave Fritz von Zolre dem Oettinger und der Belagerung von Hohen Zolre nebst noch etlichen andern Liedern". Geschrieben am Abend vor St. Johannistag zur Stunde, als er vor 56 Jahren die Waffenweihe in der Burgkapelle zu Triefels antrat 1842.

Dies Gedicht von 460 Zeilen ist aus einer papiernen Handschrift des 15. Jahrhunderts in klein Quart, von zweierlei Händen, auf Ravensburger Papier, mit dem Ochsenkopfe als Wasserzeichen, um 1422 oder 1423 sauber und deutlich geschrieben. Diese Handschrift lag bei den Juden zu Geilingen in Högau im Badenschen Seekreise, dicht am Bodensee, in einem Buche, das eine Chronik des Geschlechts der alten Grafen von Zollern angeblich enthalten sollte, und welche der wackere Freiherr sich auf die alte Meersburg bringen ließ.

Dies Gedicht enthält den Raubzug des Grafen Friedrich von Hohenzollern, wobei er 1416 den Rothweilern eine Menge Ochsen und Kühe wegnahm, welcher Raub ihm zum Theil wieder von den nachsetzenden Rothweilern abgenommen wurde, und dabei einige von den Mannen des Raubgrafen gefangen und als Räuber mit dem Schwerte hingerichtet wurden. Der Graf Fritz, genannt der

Oettinger, weil er in Oettingen auf dem Hofe seines Vetters erzogen worden war, nahm dies sehr übel, und brennte und brach, was den Rothweilern gehörte. Es wurde nun durch Vermittelung des Kaisers Sigmund ein Gericht bestellt, dem sich aber Graf Fritz bei Nacht heimlich entzog, worauf die Burg im Frühling 1422 von den Rothweilern und dem Schwäbischen Bunde belagert und ein Jahr darauf am Samstage nach Himmelfahrt*) 1423 eingenommen wurde, nachdem sich vorher der Graf aus der Burg gemacht und die Seinigen verlassen hatte, denen er vorgespiegelt, Hilfe von Baden oder Lothringen zu bringen. Die Burg wurde hierauf geschleift und der Graf Fritz bald darauf von der Gräfin Henriette von Münzelgart aufgefangen und bis 1429 im Gefängnisse behalten. — Jetzt demüthiger geworden übergab er seine Burg seinem Sohne Jost Niklas, und wanderte mit geringer Begleitung nach dem heiligen Grabe, wo er wahrscheinlich gestorben ist.

Das Gedicht ist von einem bisjetzt unbekannten Sänger Meister Konrad Silberdrat, wahrscheinlich einen Rothweiler, und enthält manche merkwürdige Züge der Zeit, namentlich über die Belagerungskunst.

Mit Erlaubniß des edlen Ritters von Laßberg, geben wir hier das Gedicht nach erneuerter Schreibart:

Vernehmet abenteuerliche Mähr',
Wie es Graf Fritzen dem Oettinger,
In seinen Sachen ergangen ist,
Als ich euch sag zu dieser Frist,
Ob ich kann von Anfang bis zu End,
Nit zu lang und auch nit zu behend.
Es fügte sich in dem Jahr, da man zahlt,
Da Jesus Christus war so alt,
Vierzehn hundert und sechzehn Jahr
Mornends nach Sankt Martinstag geschah es zu wahr,
Daß der Oettinger mit seinem Gesinde
Früh vor Tag gar geschwinde
Kam gen Dietlingen und gen Urslingen,
Und meint' ihm sollte da wohlgelingen.

*) Laßberg Seite 25 sagt vor Himmelfahrt und Schilling in seiner Geschichte des Hauses Hohenzollern S. 5 bestimmt am Himmelfahrtstage und gibt den 13. März an, was aber wohl Mai heißen soll, da Himmelfahrt nie in den März fällt.

Allda nahm er, was er fand,
Und sprach es wär sein Unterpfand;
Von dannen trieb er Ochsen und Kühe.
Das begann die von Rotwil mühen;
Zur Stunde eilten sie mit Macht ihm nach,
Den Raub zu retten war ihnen jach.
Das Roßvolk schnell vorbrach,
Da es erst den Raub ersach;
Sie jagten ihm mit allem Schall
Ueber die Berg und durch die Thal
Bis gen Zollern hoch über den Rinderstein.
Des Oettingers und der Seinen Zuversicht war klein,
Sie vergaßen Armbrust, Schwert, Spieß und Pfeile
Und ließen sich die von Rotwil so hoch nacheilen.
Das ist ihm doch eine große Schand,
Wo man das sagt in dem Land,
Daß er also geflohen ist,
Der zu wissen meinte alle Ritterlist.
Des (waren) die von Rotwil frisch und geil,
Ihnen wurden etliche zu Theil,
Daraus machten sie wenig Gebrecht (Aufheben)
Und richteten sie mit dem Schwert nach Recht,
Als man Räuber richten soll;
Sie hatten das verschuldet wohl.
Da das vor den Oettinger kam,
Für großes Uebel es das aufnahm,
Und meint das je zu rächen,
Und darum brennen und brechen,
Was derer von Rotwil wär';
Das war den Rotwilern Alles unmähr (gleichgiltig).
Sie boten ihm Recht vor König Sigmund,
Vor manchen Fürsten und den schwäbischen Bund,
Und boten ihm so gleiches Recht;
Sie suchten nit Vortheil, sie waren schlecht (schlicht),
Und wollten ihm Recht um Recht gehalten han.
Er bedacht sich lang, ehe er sich das wollte unterstahn,
Doch nahm er sich zu Costnitz an (stellte sich zu Costnitz),
Er wollte gegen sie zum Rechte stahn.

Da ward zu den Barfüßern ein Recht bestellt,
Da ward aber kein Urtheil gefällt,
Sie sprachen ihn an um Ehr und Gut,
Des war den Herren nicht wohl zu Muth,
Sie stellten das Recht bis mornends am Morgen.
Der Oettinger begann seiner Ehren zu sorgen,
Er ritt vom Gerichte zu Mitternacht
Heimlich still und ohne Ueberbracht. (Geräusch)
Da sein die Herren warteten zu dem Rechte,
Da war er in der Nacht weg mit seinem Knechte.
Die von Rotwil widerstritten ihn da zur Hand
Und rannten gen Zollern hinab in das Land
Und nahmen ihm der Kühe viel.
Das dünkt ihn ein böses Widerspiel,
Des nahm er weder Ehre noch Frommen.
Ihm ward gerathen, er sollte zur Richtung kommen,
König Sigmund richtete sie nach beider Sitte da (nach beider Gebrauch).
Des war der Oettinger billig froh,
Denn sollt' er in Recht sein gestanden,
Es wär ihm nit wohl gegangen zu Handen;
Er trieb seinen Schimpf und Spott,
Wo er war bei seiner Rott.
Er sprach: „ich bin der Richtung froh;
„Wer sie bricht, eine Bürde Stroh
„Ist er dem Andern zur Strafe verfallen;
„Ich rede es in keinem Schallen, (Prahlen)
„Die Bürde Stroh will ich verwagen
„Und will auf die von Rotwil lagen (lauern)
„Der Tage einen, so es mir fugt;
„Nun sieh' wie haben sie mich beklugt" (überlistet)
Die Gerichtsbriefe er nit recht ansach,
Gar schier er die Richtung brach,
Und griff sie abermals an zu Rotenzimbern und zu Beringen
Und meint, ihm sollt da besser gelingen,
Denn ihm zuvor gelungen was.
Er hatte sich auch bewahret baß,
Und wollt sie also han niedergeleit

Alles ohne Recht und ohne Widerseit (ohne Herausforderung).
Er hatte die Richtung vergessen gan;
Des nahmen die von Rotwil eben wahr,
Sie klagten die Geschichte manchem Mann,
Das er ihnen das hätte räuberlich gethan,
Und thaten das mit Geschriften kund
Den Städten, die mit ihnen waren im Bund.
Die Städte schickten ihre Botschaft herum
Und brachten ihn aber kum (kaum)
Gen Tübingen zu einem Rechte (Gerichtstag).
Die von Rotwil hätten das Ihre gern gehabt ohne Fechten
Mit Urtheil forderten sie von ihm zwei Tausend Pfund
Auf dieselbe Zeit und auf die Stund
Für die Wegnahme, die er wider Ehren hatte genommen;
Des hatte er kleine Ehre und wenig Frommen,
Da sich um das Geld verlaufen das Ziel.
Gar gern hätten das gehabt die von Rotwil
Sie schrieben ihm etwas oft darum;
Jetzt macht er es schlecht, jetzo krumm,
Spott gab er ihnen daran,
Und sprach, er wär ein glückhaftig Mann,
Er hätte einen Würzburger funden (?),
Und wollt ihm also gelingen zur Stunden,
So wollt' er die von Rotwil schier ausgericht han,
Daß sie ihn dürften unverklagt lan.
Danach über einige Zeit, als ich sage,
Wollten die von Rotwil reiten zu Tage (zu Gericht).
Dennoch mocht er seine Tücke nit lassen,
Er fing ihrer achte auf des Reichs Straßen,
Alles unbewahrt seiner Ehr,
Des ist er ein schwacher Herr.
Da die von Rotwil vernahmen das,
Um ihre Gefangenen es ihnen ungemuth was,
Die Missethat that ihnen zumal weh.
Was soll ich euch nun sagen meh!
Dennoch hätten sie gern gesucht Glimpf,
Es war aber Alles ein Schimpf.
Sie schufen, daß von Wirtenberg die Herrschaft

Zu ihm schickte ihre ehrbare Botschaft,
Warum er ihnen die Ihren gefangen hätte.
Spottend er antwortete und zu ihnen redte.
Das begann die von Rotwil verdrießen
Und gerieth Eins zu dem Andern fließen. (Eins kam zum Andern)
Darnach unlängst zur Stund
Ward zusammengemahnt der schwäbische Bund
Gen Ulm und wurden dort zu Rath,
Daß sie ihn wollten überziehn gedraht (alsbald),
Und widersagten ihm alldo.
Des waren die von Rotwil froh;
Die Städte zogen mächtiglich gen Stätten*) dar
Mit ihrem Zeug und großer Schaar.
Da das vor den Oettinger kam,
Für einen Spott er das nahm.
Die Städte nicht lange da lagen,
Hübscher Abenteuer sie pflagen,
Gar sie sich an den Berg leiten (legten),
Kein Scharmützel sie ihm verseiten (versagten),
Spottlich er sie empfing,
Noch spottlicher es ihm erging;
Es begunnt ihn auch verdrießen,
Da sie den Berg wollten beschießen,
Und hatte es alles für einen Spott,
Er wähnt, daß Niemand außer Gott
Ihm den Berg möcht abgewinnen,
Wie er schätzte in seinen Sinnen.
Des ist er fürwahr wol betrogen,
Da mancher Stein zu ihm ist geflogen,
Die Meister Claus Hetzel hat gesendt
Und ihm das Haus hat zertrennt,
Ohne was Oswald Klein und die Andern han gethan.
Das will ich also lassen bestan.
Denen von Rotwil lag es schwer an;
Denn er hielt ihnen acht gefangene Mann

*) Stätten ist ein Dorf mit einem Frauenkloster am Fuße des Zollerberges wo die Grafen von Zollern begraben wurden. siehe Zeile 184,

Anders denn man Gefangene halten soll;
Das ward ihm fürwahr vergolten wol.
Dennoch mochte er seinen Spott nit lan,
Er ruft herab: „Ich hab eine Henne schon
„Auf Eiern sitzen, die will nicht ausbrügen, (ausbrüten lassen)
„Ihr sollt sie mir nit zu sehr mühen;
„Wenn ihr schießt zu sehr, ihr werdet sie wecken,
„Ich fürchte, ihr wollet sie zu heftig schrecken,
„Daß ich Mangel an jungen Hühnern muß han,
„Euer Schießen sollt ihr unterwegs lan".
Zur Hand ihm der Spott und Schimpf gelag,
Da man gerieth (anfing) Nacht und Tag
In das Haus zu werfen und zu schießen.
Es that ihm sehr verdrießen,
Daß man ihm so manchen Gruß sendte,
Der ihm das Haus fällte und trennte;
Dennoch erzeigt er sich mit den Seinen frisch,
Wie wol sie wenige Pfefferfisch
Aßen, und selten versuchten Wein;
Wie mochten sie dabei fröhlich sein?
Daß man sich also auf den Berg zog
Und von Stätten von den Frauen flog,
Des waren die von Rotwil Anfang, (die Urheber)
Etliche zu Stätten es gar sehr gram, (grämte)
Daß sie die guten Herbergen räumen wollten,
Des hatten ihrer manche entgolten,
Daß sie sich so nah durften wagen,
Und so harter Abenteuer pflagen;
Man schoß und warf, daß sie da lagen.
Desgleichen thaten sie ihnen wiederum.
Sie dünkten etliche zumal dumm,
Daß sie zu Stätten nicht bleiben wollten.
„Ich wollt', daß wir sie nehmen sollten
Des thun wir nit, man sprach, wir hätten sie gescholten."
Doch mußten sie rucken zu ihnen aus dem Dach,
Darum ihrer ein Theil sprach,
Die Rotwiler wollten ihnen ihre Ehre nehmen,
Des mußten sie sich übel schämen.

Noch ward derselben nit viel wund,
Das ist dem ganzen Heere wol kund;
Ihr Harnisch war sowol gehärt't,
Daß er sich Schuß und Wurf erwehrt.
Fern hinten war ihre Art,
Man sah dieselben nit viel auf der Fahrt,
Da man stürmen oder anlaufen sollt;
Ihrer jeglicher that, was er wollt.
Des haben dieselben gar wohl genossen,
Ihrer ward noch nie einer geworfen noch gestoßen;
Denn ihrer einem fiel ein Pfeil auf einen Fuß,
Des ward ihnen von Gottes Gnaden zur Stunde Buß.
Aber nach allen vorgegangenen Sachen,
Da man die Rechnung an der Beute auf Zollern sollte machen,
Da waren derselben ein Theil voran;
Das wundert manchen Biedermann.
Sie umstellten zu Zollern gar wohl das Thor,
Daß die Rotwiler bleiben mußten davor,
Sie wollten denn geben Thorwartlohn;
So mußten sie da außerhalb stan.
Aber da man Stürmens pflag,
Am Abend vor unserer Frauen Tag,
Da ließ man die Rotwiler die Vordersten sein;
Des nahmen sie Schadens viel und auch Pein.
Des achteten sie nit sehr,
Sie stiegen und schossen nur desto mehr
Mit Hürden (Schanzkörben) als wären sie blind.
Der Oettinger und sein Gesind
Wehrten sich fest, es that ihnen noth.
Da man aber gegen Stätten in das Kloster entbot
Die Recken, die da lagen um großen Sold,
Ihrer etliche mit Silber, etliche mit Gold,
Sie waren schnell und rannten dar;
Da sie aber wurden der großen Steine gewahr
Die auf die von Rotwil und auch ander',
Geworfen wurden so unenblander (so wüthend)
Sie sprachen: „Wer hat anfangen dies Gaukelspiel?“
Einer sprach: „Es han gethan die von Rotwil“.

Sie sprachen: „Haben sie es denn ihnen selber angetragen,
„So sollen sie auch allein Gewinn und Verlust haben,"
Und rannten hinab wieder gen Stätten,
Sie ließen sich gar linde betten,
Und die biedern Leute werfen und morden
An dem Gipfel und unter den Horden (Sturmdächern);
Darum wollten sie nit ablan,
Sie wollten je an den Ehren bestan.
Das währte wohl auf acht Stund;
Zu beiden Seiten lagen etliche tod, etliche wund.
Da man also lange focht und wuft (tobte),
Da ward da ein Friede geruft (Friede besprochen),
Worauf der Oettinger da selber sprach:
„All' mein Tag so groß Ungemach
„Hab ich nie gehört noch gesehen,
„Das will ich wol in Wahrheit gestehen.
„Gott wolle mich des ferner lassen frei,
„Daß ich bei solchem Ungemach je wieder sei.
„Des bitt' ich Gott im Himmelreich,
„Denn ich sah nie mehr desgleich'."
Hiemit wollen wir das lassen bestan
Und fürbaß sagen, da wir es haben gelan. (wo wir es haben gelassen)
Mancher Schuß und Wurf in das Haus (Schloß) geschach,
Bis daß man die Mauern und Häuser brach,
Daß sie die Schüsse und Würfe wieder bußten, (vergalten)
Und sich mit dürren Mauern behelfen mußten.
Das half ihnen überall Alles nit,
Man rückt immer näher mit hübscher Sitt',
Mit Graben, Sturmdächern und Holzbürden (Faschinen),
Dabei sie wohl erinnert würden,
Daß man sie nit aussetzen (aufgeben) woll't.
Der Oettinger verhieß den Seinen großen Sold,
Daß sie bei ihm eine kurze Zeit wollten bleiben,
Die Städte würden das nit in die Länge treiben;
Denn er gab ihnen eigentlich vor,
Wie der von Lothringen gar ungehor (ungeheuer)
Und der von Baden Sammlung hätten (Kriegsvolk sammelten),

Und ihn mit Macht schier wollten retten.
Die Städte auch vernahmen die Mähr,
Daß es also mit ihm selber wär.
Sie verstärkten sich von Tag zu Tag,
Und machten um den Berg einen Hag;
Sie wollten ihrer gewartet han
Zu Zollern am Berge auf einem Plan.
Wollte Gott, daß sie wären kommen dar,
So wären sie wol worden gewahr,
Was man dazu hätt' gethan,
Wollten sie den Oettinger gerettet han.
Sie meinten die Städte mit Drohung vom Berg zu treiben,
Und wähnten, sie sollten fliehen, sie dürften nit bleiben.
Des haben die Städte Lob immer mehr,
Daß sie erjagt haben solche Ehr,
Und so wehrlich und mutbig sind bestanden,
Daß man das sagt in allen Landen.
Darnach über einige Zeit nit lange
Tödete der Oettinger der Gefangenen
Drei, die warf er nackend heraus
Ueber die Mauer zu Zollern vom Haus.
Das bekümmert alle Städte sehr,
Daß er die wider Gott und Ehr'
So schamlich ermordet hat
Ohne Schuld und ohne Missethat.
Dem durchlauchtigsten König Sigmund
War dies alles wol gethan kund.
Darum schrieb er und gebot bei königlichen Hulden,
Bei schwerer Schmach und treffenden Schulden, (schleunige Strafe)
Fürsten, Herren, Rittern, Knechten und Städten,
Daß den Oettinger niemand sollte retten,
Da er lange Zeit ein Räuber wäre gewesen.
Und möchten Arme noch Reiche vor ihm nit genesen;
Er gebot besonders dem Herzoge von Lothringen und Markgrafen von Baden,
Daß sie sich der Sache nit annähmen, noch den Städten zufügten Schaden.
Denn das wollt' er von ihnen han,

Daß sie des gänzlich müßig sollten gan.
Doch daß ich da Eins nit vergesse,
Kein Mann sah herrlichere Messe,
Denn die Städte an den Berg haben geleit (verlegt),
Von der man in dem Land allenthalben seit,
Daß Kaufmannsgut so wohlfeil da sei,
Dazu wären alle Kaufleute Zolles frei;
Des hab' der Oettinger immer Dank,
Daß er den Kaufleuten keinen Zwang
Weder mit Bodenzins noch mit Zöllen thut.
Darum haben sie ihm einen Keller gut
Den Berg hinauf gebauen, (gebauet)
Von Grund herrlich und nauen, (neuen)
Und darin gestellt viel starke Katzen, (Sturmdächer),
Die weder Mäuse noch Ratzen,
Noch einen Dieb darin lassen laufen.
Denn ein Kratzen und ein Raufen
Erhob sich, wenn Jemand, der dazu nit gehört
Sich gegen den Keller irgend empört.
Also war der Keller Tag und Nacht
Heimlich und ohne Ueberbracht, (Geräusch)
Von den Katzen wohlbehut't. (gehütet)
War der Oettinger des wohlgemuth,
Weiß Gott wohl; das wollen wir lassen gan,
Wir sollen fürbaß in die Sage gan (in der Erzählung fortfahren).
Da nah't der Winter und viel Kälte heran;
Da ward er erst ein fröhlicher Mann,
Er meint die Städte müßten vom Berge ziehen,
Sie blieben den Winter nit da, sie müßten fliehen.
Die Städte legten sich aber darein,
Daß sie vor dem Hause (Schlosse) wollten sein,
Und daß es gewonnen würde.
Sie setzten Basteien und machten Hürden, (Sturmdächer)
Mit Graben rückten sie immer hinzu
Und machten denen auf der Veste Unruh.
Da das der Oettinger ersach,
Zu seinen Helfern er da sprach:

„Ich muß mich selber hinabmachen,
„Und lugen (spähen) nach den Sachen,
„Daß ich einen reißigen Zug aufbringe;
„Ich hoffe, daß es mir schier gelinge;"
Und redte und erdachte, was er kunt,
Bis daß er fand einen Fund,
Und schwur ihnen wieder zu kommen,
Oder das Schloß Speisen zu frommen, (zu verproviantiren)
Und wollte zur Stund seinen Bruder den Chorherren
Mit andern Gesellen hinaufschicken und sie mehren. (verstärken)*)
Das alles schwur er ihnen zu thun und gelobte das fest,
Sie schwuren ihm wiederum, zu thun das Best',
Und schied von ihnen also;
Sie wähnten, er wollte sie retten und waren froh.
Er war froh, daß er vom Schloß kommen was,
Und kam zu dem Markgrafen und sagt' ihm das;
Er ritt darnach zu dem Herzoge von Lothringen,
Und gab ihnen vor, ihm möchte wohl gelingen,
Wollt' er und der Markgraf ihm zuschieben, (Hülfe zuschicken)
So wollte er die Städte von dem Berge trieben (treiben).
Sie kehrten sich aber wenig daran
Und hielten ihn für einen tobenden Mann.
Er ließ seine Helfer also auf guten Wahn,
Auf dem Hause darben und Mangel han,
Und kam nit, als er ihnen geschworen hätt',
Welche Tücke er manchmal ihnen zuvor auch thät.
Sie wehrten sich so gut sie kunten
Durch den Tag und zu allen Stunden,
Aber ihr Wehren mochte sie nit verfahen (retten),
Man begann von Tage zu Tage dem Hause zu nahen,
Und nahmen die Städte den Gipfel ein mit Gewalt.
Darauf machten sie gute Schirme zwiefalt.
Das begann die auf der Feste verdrießen,
Und meinten, sie wollten die Schirme zerschießen,
Und sie so nahe nit lassen hausen (sich festsetzen),

*) Es scheint nicht nöthig mit Herrn v. L. nähren zu lesen, da ja das Verproviantiren schon erwähnt ist.

Denn ihnen begann darob zu grausen.
Ihr Schießen wenig verfieng (half) an dem End,
Sie schafften auf den Gipfel behend
Etliche Büchsen, damit man das Haus zerschoß,
Das ihnen übel gefiel und sie fast verdroß,
Und schossen so dicht in das Haus,
Das ihrer keiner mehr durfte kommen heraus.
Darnach nahmen sie den Zwinger ein,
Das war jenen noch eine größere Pein.
Sie konnten das Haus nicht mehr vorgehaben (halten),
An der Städte Gnade sie sich ergaben,
Und das Haus gaben sie auf Ungnade auf.
Der Städte Volk gar behend darauf lauf; (lief)
Darauf steckten sie des Reiches Banner an ein hohes Dach,
Daß man es manchen Tag gar ferne sach
In der Höhe fliegen und schweben,
Darum die Städte fröhlich würden leben,
Daß die Stunde kommen war, daß sie sich rachen (rächten)
Gar behend sie das (Haus) brannten und zu Grunde brachen,
Daß hinfüro darob nimmer wird gekriegt,
Noch kein Graf von Zollern darauf wird gewiegt.
Des habet Dank ihr Reichstädte immermehr,
Daß ihr erjagt habt solche Ehr,
Und dem Oettinger so wohl habt vergolten,
Der euch oft übel hat geredet und gescholten.
Nun hört, ich will auch schallen: (rühmen)
Der Oettinger ist der Bürde Stroh verfallen,
Vor und nach ist sie nun bezahlt.
Nun merket männiglich jung und alt:
Hohenzollern du wehrliches Haus,
Wie weit hast du gesehen hinaus!
All um und um im Schwabenland,
War'st du ob allen Häusern bekannt,
Daß alle, die dich je haben gesehn,
Wol mögen sprechen und gestehn,
Daß wehrlicher Haus in dem Lande nit gewesen ist,
Denn du bisher gewesen bist.

Das thut dem Oettinger billig weh,
Daß er darauf nit mag wohnen meh,
Und muß des immer han Spott und Schand,
Wo man das sagt in allem Land,
Daß er das Haus so unehrlich hätte verloren,
Und des wol möchte haben entboren (entbehrt).
Will er es bedenken rechts (recht),
Es ist ein Abgang seines Geschlechts.
Hätte er die von Rotwil in Frieden gelan,
Hohenzollern möchte noch manche Jahr stan.
Wo sind nun die, die ihm zuvor zugeschoben han? (geholfen)
In seinen Nöthen sie ihn nun lan,
Sie sehen ihn nun ungern an,
Des muß er sein ein vertriebener Mann.
Ich rath', daß er sich kehr zu Gott,
Seid er ist sogar worden zu Spott.
Da er sich des Leides nit mag ergötzen,
Darum soll er sich in Frieden setzen.
Noch wär vielmehr von ihm zu schreiben,
Das wir durch Kürzung lassen bleiben.
Das Schloß Zollern ward eingenommen, als ich sag,
Auf dem Samstag nach dem Auffahrt- (Himmelfahrt-) Tag
Des Jahres, da man zahlt (zählt),
Das Jesus Christus war so alt,
Vierzehn hundert und drei und zwanzig Jahr;
Es geschah als ich sag für wahr.
Sprech Jedermann Amen, wer dies höre,
Daß wir auch der Engel Chöre
Erfüllen, sprach Meister Conrad Silberdrat,
Der uns diese Wahrheit gesprochen hat
Mit grobem unvermessenem (unrhythmischem) Gedicht;
Der Klugheit hat er geachtet nicht,
Ob Reime seien zu kurz oder zu lang,
Er hat's nit gemacht auf Meister-Gesang
Herrn Suchensinns und Regenbogs,
Herrn Nidhards noch Herrn Frauenlobs.
Er hat sich auf die Wahrheit gericht,
Nit anders hört man in diesem Gedicht.

Des bezieht er sich auf Jesus Christ
Und alle die, denen darum zu wissen ist.

Wenn der Dichter seine Arbeit ein grobes, unvermessenes Gedicht nennt, so meint er wohl damit, daß kein bestimmtes Maaß in demselben herrscht, die Zeilen ungleiche Länge haben und die Reime statt doppelt an einigen Stellen dreifach vorkommen, und dabei oft unrein sind. Längere Zeilen sind Vers 10

Mornendes navch sant martins tag beschach es zwavr

wobei der Unterschied von Mornend (englisch morning) und morgen (engl. morrow) zu bemerken ist; ferner Vers 309 und 310:

Er bovtt besunder dem herzogen von lüttringen vnd dem marggrauen von baden
Daz sy sich der sach nuizit annement nach den stetten zuofuegtend schaden.

Dreifache Reime sind Zeile 189—191:

Daz sy sich so navch torstent wavgen
Vnd so hertter auentuire pflavgen
Man schoß vnd warff daß sy da lavgen.

und 194—196

Daz sy ze stetten nit beliben welttent
Ich wolt daz sy nennen soelttend
Dez tnon wir nit man spravch wir hettent sy gescholtten.

Unreine Reime finden sich z. B. Zeile 185 uud 186.

Dez waerent die von rotwil anuang
Ettlich zuo stetten ez gar vibel gram.

Diese Unregelmäßigkeiten im Versbau, so wie der Name des Dichters Silberdravt bestimmten v. d. Hagen diesen Silberdrat für einen Juden zu halten, wozu man noch hinzufügen könnte, daß Freiherr v. Laßberg diese Handschrift von Juden zu Gailingen an sich gebracht hat; ebenso daß Zeile 314 von der herrlichen Messe gesprochen wird, und daß die Kaufmannsgüter so wohlfeil gewesen wären. Herr v. Laßberg hielt ihn für einen Geistlichen (Meister).

Was nun den Grafen Fritz den Oettinger betrifft, so war er nach Schillings Geschichte des Hauses Hohenzollern der siebente seines Namens und der siebzehnte der Grafen von Zollern. Laßberg läßt diesen Fritz mit einer Freiin Ursula von Razüns verhei-

rathet sein, welche ihm 2 Söhne Jost Niclas und Heinrich geboren habe. Schilling dagegen sagt, daß er durchaus keine Kinder hinterlassen habe, sondern daß sein Bruder Eitel Friedrich IV ihm gefolgt sei, welcher die Burg seinem eigenem Sohne, Jost Niclas hinterlassen habe. Dieser letztere war es, welcher die Burg wieder 1454 aufbauete und ihr zuerst den Namen Hohenzollern gegeben zu haben scheint.

August Zeune.

IV.

Zur Bedeutungslehre der deutschen Adverbia.

Ueber die Bedeutungslehre als nothwendigen Theil der Grammatik, der bisher zwischen Formenlehre und Syntax auf schmerzliche Weise vermißt worden ist, haben sich in den letzten Jahrzehnden mehrere so gewichtige Stimmen erhoben*), daß es wohl endlich Zeit ist, dieser Mahnung der neuern Linguistik nachzugeben und diesen Zweig der Grammatik in die Wissenschaft einzuführen. Es hat aber die Bedeutungslehre den Zweck, den in der Sprache ewig dauernden Kampf zwischen natürlichem und geistigem Principe und den allmäligen Sieg des letzteren in Bezug auf die durch die Wörter ausgedrückten Begriffe zu erforschen; es bietet somit schon die Idee dieser Wissenschaft die schönste Vereinigung der historischen und der philosophischen Seite der Sprachforschung dar, während die Formenlehre mehr zur einseitig historischen, die Syntax mehr zur einseitig philosophischen Behandlung zu verführen scheint. Indem wir nun zur Betrachtung eines speciellern Kreises übergehn, nämlich des der deutschen, d. h. neudeutschen Adverbia (denn hier ist es, wie selten in der Sprachwissenschaft, am Orte, grade die jüngsten Schöpfungen der Sprache ins Auge zu fassen), stellen wir uns vorläufig hier die Aufgabe, von einer Anzahl dieser Ausdrücke ihre allmälige Vergeistigung oder damit zusammenhangende begriffliche Schwächung nachzuweisen. Es sind hiemit aber vorzugsweise

*) Namentlich sind hier zu nennen Reisig, Benary, Pott und Höfer.

nicht diejenigen Adverbia gemeint, die durch Suffixe aus Adjectiven gebildet werden oder sogar oft sich nur durch ihre Stellung beim Verbum vom Adjectivum unterscheiden, denn die Bedeutungslehre dieser Ausdrücke fällt wesentlich mit der der Adjectiva zusammen, sondern vielmehr diejenigen, welche schon mehr den Charakter der Formwörter haben, meistens keine entsprechende Adjectiva besitzen und eine große Neigung verrathen, in unmerklichem Uebergange*) sich die Geltung von Conjunctionen zu verschaffen.

Schon bei den Ortsadverbien, der begrifflich niedrigsten Klasse dieser Wörter, finden wir eine merkwürdige Begriffsschwächung. Betrachten wir z. B. den Ausdruck dort, entstanden aus **dar-wert** (dawärts), woraus durch Fortlassung des zweiten r **darot**, die älteste überlieferte Gestalt dieses Wortes wird**). Es bedeutet also ursprünglich dahin (eo) und erscheint uns in dieser Bedeutung noch klar im Ludwigsliede: **hiez her hludvigan tharot sar ritan.** Das Nhd. dagegen läßt diesen Begriff der Bewegung fallen und faßt nur den schwächern der Ruhe auf, so daß jetzo das Wort nur gleich dem einfachen da ist. Jener ältern Bedeutung von dort aber ganz parallel steht noch das ebenso gebildete fort, das also vielleicht auch einmal nach der Analogie von dort und manchen andern Wörtern in künftigen Jahrhunderten die Bedeutung von vorne annehmen dürfte. Der diesem fort ziemlich entgegengesetzte Ausdruck zurück bietet uns dagegen ein recht klares Beispiel von Abstraction und Vergeistigung dar, wie wir sie nachher noch bei mehreren Wörtern finden werden; indem zurück d. h. nach der Richtung des Rückens hin, ursprünglich nur für Menschen passend, allmälig auf jede räumliche, dann auch zeitliche und endlich sogar moralische und geistige retrograde Bewegung übertragen wird. (Vergl. den entgegengesetzten, auch in den Sprachen häufigen Prozeß der Specialisation im Lat. **dorsum** aus **deversum**.)

Höher stehend und deshalb schon einen größern Spielraum der Begriffsverschiebung darbietend sind die Zeitpartikeln, die stäts, wie alle Zeitanschauung in der Sprache, von der mehr sinnlichen Raum-

---

*) Von diesem Uebergange siehe viele Beispiele bei Grimm Gr. Bd. III.

**) Solche Fortlassung eines r wegen eines andern in demselben Worte vergl. in δρίφακτον für δρύφρακτον, ital. frate für frater, nhd. Köder für ahd. querdar, nhd. Brokat für franz. brocard.

anschauung ausgehen, was wenigstens von den Präpositionen auch schon anderwärts mit Bestimmtheit ausgesprochen ist. Die Präpositionen vor, nach, auf z. B. bedeuten ursprünglich nur Raumverhältnisse und der Zeitbegriff ist später, worin ihnen die abgeleiteten Adverbia vorher, danach, darauf auf dem Fuße nachfolgen, vorhin sogar mit gänzlichem Aufgeben der räumlichen Anschauung nur noch die zeitliche bewahrt.

Einen sehr hübschen Beleg dieses Ueberganges bilden auch die beiden Wörter eben und gleich, zunächst nur das Zusammenfallen mit der normalen horizontalen Richtung im Raum bezeichnend, dann aber mit einer geistreichen Abstraction der Sprache auf das Coincidiren mit dem Horizontalen in der Zeit, d. h. mit der Gegenwart, übertragen. Unwillkürlich werden wir hier an das griech. εὐθύς erinnert, das ebenso die gerade Richtung und demnächst die Gegenwart bezeichnet, und ihm entspricht in beiden Bedeutungen fast ganz genau das deutsche grade 1) grade aus, 2) grade jetzt, wozu noch 3) grade so kommt. Nicht viel ferner liegt das lat. statim = während des Stehens d. h. augenblicklich, wozu uns eine lehrreiche Parallele das entsprechende deutsche stäts d. h. während des Stehenbleibens, unwandelbar, immer, darbietet. Eine wunderbare Gleichheit im Streben der Sprachen und eine ebenso wunderbare Freiheit in der Benutzung derselben Mittel zu verschiedenen Zwecken!

Diese Nachbarschaft der Begriffe jetzt und immer ist eine der auffallendsten in den Sprachen; und doch, indem ich dieses ausspreche, nenne ich grade zwei Wörter, die sie noch einmal recht deutlich darstellen. Denn wie sich statim zu stäts verhält, so verhält sich jetzt d. h. ie-zuo zu immer d. h. ie-mer; jenes ursprünglich = immer heran, mit späterem Begriffe der Ruhe an Stelle der Bewegung, wie oben bei dort; dieses ursprünglich = immer mehr mit später bedeutungslosem zweitem Gliede der Composition, wie ebenfalls bei obigem fort.

Ruhe statt der Bewegung oder, was ganz ähnlich ist, Gegenwart statt der Vergangenheit finden wir auch in nun = lat. nunc (aus nov-hinc), welche Wörter ihrer Abstammung gemäß eigentlich neuerdings, neulich, d. h. die kürzlich vergangene Zeit bezeichnen.

Eine großartige Begriffsschwächung tritt uns in bald entgegen, das von dem Sinne der Kräftigkeit und des Muthes, wie ihn

das ahd. baldo noch immer hat, durch den Mittelbegriff der Geschwindigkeit zu der heutigen sublimirten Bedeutung kommt, wozu wir eine genaue Analogie in schnell (ursprünglich = streitbar) besitzen. Käme das lat. mox sicher von der Wurzel mag, wachsen, groß sein, so hätten wir auch hierin eine willkommene Parallele.

Einst und sonst gehen beide von dem Fixiren eines gewissen Zeitmomentes aus, indem jenes zu ein gehört, also einmal bedeutet, dieses sich dagegen vom allgemein = indogermanischen Demonstrativstamme sa herleitet und als älteste Bedeutung den Sinn von damals hat. Beide Wörter folgen aber gleichmäßig dem Schwächungssystem; jenes verliert das bestimmte Hinweisen anf einen Moment (so sagt man z. B. einst pflegte man oft u. s. w.), und dieses büßt seinen Demonstrativcharakter ein, so daß beide Wörter nur noch als unbestimmte Negation der Gegenwart gebraucht werden.

Ueber die gewiß auch nicht uninteressanten Wörter selten und oft hier weiter zu reden enthalte ich mich, da es bisher von diesen Wörtern (so wie auch merkwürdiger Weise vom lat. rarus, frequens und creber) noch keine mir ganz sichere Erklärung giebt und es hier nicht der Zweck ist, etymologische Forschungen anzustellen.

Eine andere Art von Adverbien modificirt einen Begriff in der Art, daß sie ihn entweder erhöht oder erniedrigt, wie z. B. sehr, durchaus; kaum, fast, beinahe. Von durchaus und beinahe liegt die ursprünglich sinnliche Anschauung so auf der Hand, daß sie nicht näher mehr entwickelt zu werden braucht. Kaum dagegen ist schon öfters mit dem niederd. küm (krank), wovon in andern Dialekten quimen (krank sein) zusammengestellt worden, und würde also zu der jetzigen Bedeutung etwa durch den Mittelbegriff schwach gekommen sein, worin wir wieder eine sehr interessante Begriffsschwächung sehn. Sie wäre sogar höchst auffallend, wenn wir nicht (denn hier muß man auch fremde Sprachen zu Rathe ziehn) in aegre, eigentlich krank, in vix (nach Pott zu vinco, eigentlich mit Sieg, mit Mühe) und in μόγις und μόλις (beide für μόγ-λις, zu μόγος; also mit Anstrengung) ganz dieselbe Abstumpfung wiederfänden. Aber auch das oben angeführte sehr nehme ich gleich als bestätigende Parallele in Anspruch. Ganz ohne Zweifel aus dem altdeutschen sêr = Schmerz entstanden, hat dieses Wort genau dieselbe ungeheure Schwächung erfahren, wie sie im gemeinen

Volksgebrauche in den Wörtern schrecklich und furchtbar z. B. schrecklich lieben, furchtbar trinken, schon jetzt beginnt. Wer bürgt uns dafür, daß dieser Volksgebrauch (denn auch ein Blick in die Zukunft der Sprache steht uns zu) nicht einst auch schriftgerecht werden kann? Wenigstens hat uns unser sehr und, wenn wir andere Sprachen vergleichen, das griech. *δεινῶς* (zu *δέος*) den Weg vorgezeichnet.

Andere Adverbia bestimmen entweder einen Begriff näher, wie genau und grade, oder machen ihm unbestimmter, wie wohl, vielleicht, ungefähr und das jetzo nur noch oberdeutsche, früher allgemeine halt.

Letzteres halt nun stelle ich mit dem Worte fast der vorigen Klasse zusammen, dessen Erklärung ich noch schuldig bin. Fast ist das Adverbium zu fest und gehört mit diesem zu fahen und fassen; also bezeichnet fast wie fest die Untrennbarkeit eines Gegenstandes von einem andern. Fast schön ist also zweideutig; es kann nämlich entweder heißen fest am Schönen d. h. untrennbar vom Schönen, gewiß, durchaus, sehr schön, und das ist der Begriff von fast bis zum 16. Jahrhunderte, oder es kann heißen fest am Schönen, d. h. nahe, oder wie man mit ähnlichem Tropus sagen könnte, hart am Schönen, d. h. beinahe schön, und das ist der heutige Gebrauch. Der passende Vergleich mit dem griech. *μάλιστα* fällt Jedem hiebei gleich ein. — Halt dagegen stammt natürlich von halten und ist deshalb leichter zu begreifen, weil halten selbst schon auch den geistigen Begriff von meinen und glauben (eigentlich im Geiste halten) angenommen hat*). „Das ist halt schön" heißt also: „das ist nach meiner Meinung schön"; und dieser Begriff, der im Mhd. noch immer deutlich ist, hat auch jetzt, obwohl schon sehr sublimirt, dennoch seine Bedeutung nicht verloren, und der Oesterreicher kann durchaus nicht überall, wie ihm der Norddeutsche gern aufbürden möchte, dieses Wort einschieben. Zur weitern Vertheidigung der Süddeutschen will ich überdies hier beiläufig ganz dasselbe halt noch im Griechischen und Lateinischen nachweisen. *Ἔχω* nämlich, dem Sinne nach unserm halten entsprechend, zur Sanskr. Wurzel çak gehörig, wodurch sich die Unregelmäßigkeit von

---

*) Die ältere, nur noch althd. Bedeutung von halto = potius, magis, erklärt sich wie die ältere von fast.

σχήσω und σχῆμα erklärt, bildet das Adverbium σχεδόν, das dem halt in jeder Hinsicht gleich ist. Das sanskritische dhri dagegen, das ebenfalls halten bedeutet, bildet, da ein skr. dh im Lat. zu f werden muß (worüber Benary in seiner lat. Lautlehre), im Lat. firmus, d. h. fest, dann aber auch fere und ferme, d. h. fast oder halt.

Aehnliche Wörter im Deutschen sind wohl, vielleicht und ungefähr, die alle eine leicht verständliche, aber immer bemerkenswerthe Schwächung des Sinnes enthalten. „Er hat es wohl gethan", d. h. ursprünglich „es ist gut, es nicht unrichtig, daß er das gethan hat", wo der Uebergang in die heutige, bis zu Wolfram von Eschenbach hinauf zu verfolgende Bedeutung sich leicht findet; das griechische ἴσως bildet hiezu ein vollständiges Duplicat. Das negativ ausgedrückte wohl ist das Wort ungefähr, d. h. ohne Gefahr, mit einer qualitativ gleichen, quantitativ ungleich bedeutenderen Schwächung des Begriffs als bei wohl. Vielleicht endlich, dem griech. τάχα, soweit es den Begriff und dessen Schwächung angeht, sehr ähnlich, als letzter Ueberrest des adverbialisch beim Adject. gebrauchten viel überdieß merkwürdig, hat ebenfalls eine sehr handgreifliche Schwächung erfahren; denn z. B. vielleicht heute ist ursprünglich = sehr leicht heute, d. h. wahrscheinlich h., und steht dann dem Positiven ungleich näher als dem Negativen, während in unserm Sprachgebrauche vielleicht eher sich der Negation nähern möchte, wenigstens aus dem heutigen Gebrauche dieses Wortes bei Versprechungen zu schließen.

Von den Wörtern der entgegengesetzten Art, welche einen Begriff näher bestimmen (und zwar in Bezug auf einen andern) habe ich jetzo, da ich über grade oben schon gesprochen, nur noch das Wort genau zu erwähnen. Seine mhd. Gestalt genote und deren gewöhnlichste Bedeutung häufig lassen uns über Etymologie und Ursinn des Wortes keinen Zweifel übrig. Das Primitivum ist unser Wort Noth, ursprünglich ein eifriges (später erst ein unbefriedigtes) Streben bezeichnend, so daß also genote eigentlich mit Eile (auf einanderfolgend) d. h. häufig bedeutet. Die Abstraction nun von diesem Begriffe des Eiligen zu dem des Genauen ist ähnlich wie die in vehementer von vehi bis zu dem Begriffe sehr, und wie die oben entwickelte von fast zu derselben Bedeutung.

Indem ich die negativen Adverbia wie nicht, keineswegs,

nirgend übergehe, deren Betrachtung hier zu weit führen würde und überdieß mehr zu einer Darstellung des Wesens der Negation in der Sprache gehört, komme ich hier noch zuletzt auf vier Adverbia, die so feine Verhältnisse ausdrücken, daß sie als die begriffliche Spitze dieser Wortklasse anzusehn sind. — Es sind die vier Wörter schon, erst, sogar, nur, die alle vier mit wenigen Buchstaben oft auf wirklich wunderbare Weise den complicirten Gedanken ausdrücken, daß die Erwartung eines andern Subjects, als der Redende ist, entweder übertroffen oder nicht erfüllt sei. Schon ist das Adv. von schön, wie fast von fest; sogar aber heißt so fertig, denn das ahd. garo hatte ja eine weitere Bedeutung als gar bei uns, die wir es nur von Speisen gebrauchen. „Er hat das schon gethan" heißt also „er hat es schön, d. h. vollständig, gänzlich gethan", und schon ist also ursprünglich = sogar; später wird jenes ausschließlich auf die Zeit, dieses auf graduelle Begriffsmodification angewandt; überdieß legt die neuere Zeit jene ursprünglich nicht vorhandene Beziehung auf die erfüllte Erwartung hinein. Diesen Wörtern gegenüber stehn erst und nur. „Erst etwas thun" heißt soviel als „etwas als Erstes thun", d. h. ohne schon etwas zweites angefangen zu haben, wo auch wieder jene feine Beziehung nicht im Ursprunge des Wortes, sondern in der weitern Ausbildung dieser Idee im Volksgeiste liegt. — Nur endlich hat, wie es der Natur dieses Begriffs recht angemessen ist, einen negativen Ursprung, nämlich aus ahd. ne-wâre = wäre es nicht; so z. B. wir ne haben anderen chunig, newâr den cheiser. So müste also eigentlich das nur immer aus einem vorhergehenden Satze einen Begriff herausheben und einen Theil desselben negiren, so daß nur der noch übrige Theil als positiv (d. h. relativ gefaßt) zurückbleibt. Diese Weitläufigkeit wird aber in unserer Sprache dadurch umgangen, daß sie den ersten Satz fortlassen und dafür dem nur die Bedeutung einer beschränkenden positiven Partikel geben kann. Wieder ein Beweis von dem rastlosen Streben des Geistes sich in der Sprache Flügel anzulegen. Keine der mir bekannten Sprachen, selbst nicht das nahestehende Holländische und Schwedische, hat bei diesem etwas complicirten Begriff eine solche Leichtigkeit des Ausdrucks erreicht, wie das Deutsche durch Fortlassung des zu negirenden (gewöhnlich, wie in obigem Beispiele, selbst negativen) Satzes; nur das Englische mit seinem but (das daher sowohl aber als nur be-

deutet) kommt hierin unserer Sprache gleich. Das Römische hat, außer dem räthselhaften duntaxat, entweder die schwerfälligen und ihrer ursprünglichen Idee nach durchaus den Begriff des nur nicht erschöpfenden Nominalformen tantum und modo, oder das schon seinen Platz viel besser ausfüllende solum. Die romanischen Sprachen geben daher tantum und modo auf und behalten nur solum, das sich (allein wie schwerfällig!) zum ital. und span. solamente und zum franz. seulement gestaltet, zu welchen Ausdrücken sie ebenfalls nicht sehr gelungene Ableitungen von simplex fügen. Das röm. non-nisi dagegen steht noch ganz auf dem ahd. Standpunkte, und das ital. non-che, das span. no-sinó und das franz. ne-que hält denselben auch noch ziemlich fest.

Doch mit diesen Andeutungen, die sich vielleicht schon zu weit ausgedehnt haben, möge es vorläufig genug sein. Das Feld, welches sich uns hier in der neuesten Zeit eröffnet hat, ist eben so unermeßlich als anziehend, da es mit der höchsten Aufgabe der Sprachwissenschaft, mit dem Erkennen des Geistes in der Sprache, auch in den geringsten Einzelheiten im unmittelbarsten Zusammenhange steht. Möchte sich doch bald ein Theil der bedeutenden Kräfte, die jetzt an der Förderung der Spracherkenntnis arbeiten, mit der den Sprachforschern unserer Zeit eigenthümlichen Regsamkeit auf diesem Gebiete, wo der Erfolg nicht ausbleiben kann, zuwenden!

E. Förstemann.



V.

Mittheilungen aus einer niederdeutschen Handschrift des Reisebuchs zum heil. Lande von Ludolf von Suchen.

Zu Wolfenbüttel befindet sich auf der herzoglichen Bibl. Nr. 41. **Mscr. Blancob. fol.** ein Band niederdeutscher Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts, von denen eine die spätere Ueberschrift **Ludolphi de Suchen Itinerarium in Terram St.** führt. Sie umfaßt 23 Blätter mit gespaltenen Seiten, und ist sammt den übrigen am untern Rande mit arabischen Zahlen foliirt. Ihre Schriftzüge entbehren aller Sorgfalt und verrathen schon allein eine flüchtige Abfassung. Die Sprache ist rein mittelniederdeutsch ohne landschaftliche Anklänge. — Auch Kinderling (s. dessen Gesch. der Niedersächs. Spr. S. 341) besaß eine „Niedersächsische Reisebeschreibung eines gewissen Ludolfs nach dem heil. Lande, welche schon 1356 gethan, auch vielleicht beschrieben, von Nicolaus Eulenborch aber 1471 abgeschrieben wurde." Nach der Wolfenb. Hds. dagegen ist Ludolf zuerst 1331 und dann 1336 aus dem heiligen Lande zurückgekehrt. Ferner lernte ich durch die Güte des Herrn Professors v. d. Hagen einen alten Druck „Reyßbuch des h. Lands, worinnen ordentlich begriffen alle und jede neuren Meer vnnd Bilgerfahrten zum h. Grabe 2c. Frankfurt a. M. bei Saurn 1609" kennen, in welchem dieselbe Reise „geschehen durch den Herrn Rudolphen Kirchherrn zu Suchen in Westphalen" als aus dem Lateinischen übertragen mit enthalten ist. Diese Arbeit aber verhält sich zu der erstgenannten niederd., wie ein ausgeführtes Werk zu

seiner Skizze, und es ist mir nach einer Vergleichung beider wahrscheinlich geworden, daß Ludolf seinen Gegenstand erst in der Muttersprache entwarf und später lateinisch ausführte. Daß aber gerade in der Wolf. Hdſ. jener erste Entwurf vorliege, dafür sprechen nicht nur die vielen Verschreibungen, Wiederholungen und Satzverwicklungen derselben, sondern auch ihre Schriftzüge, welche der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., also der Lebzeit des Verfassers, anzugehören scheinen. Bei aller Flüchtigkeit der Aufzeichnung jedoch zeigen sich einige, und zwar die interessantesten Schilderungen schon mit derselben Ausführlichkeit behandelt, als in dem Drucke. Die Sprache hat dann mehr Fluß, sie bewegt sich in eigenthümlicheren Formen, und es scheint, als ob der Gegenstand die Darstellung belebt und den Verf. gleich im Entwurfe zur Vollendung genöthigt habe. Da ich die Mittheilung solcher Stellen zur Kenntnis der niederd. Sprache für förderlich hielt, so habe ich die dazu geeignetsten ausgezogen und sprachlich herzustellen gesucht. Was mir sonst in der Handschrift noch Bemerkenswerthes vorgekommen, soll am Schlusse in Kürze verzeichnet werden.

Die mit Cursivschrift gedruckten Wörter und Buchstaben sind eigene Ergänzungen. Was aus dem Texte zu verweisen war, findet sich in den Anmerkungen. Die dem Niederdeutschen eigenthümliche Gemination des weichen s wird durch ss gegeben. ä ist mit ë oder e, da die Handschrift nur e hat, zusammengeflossen, und z, da es sich gewöhnlich als tz findet, besser in ts aufgelöst.

Die Johanniter auf Rodis; Ausfall derselben ins türkische Lager.

— **Dit warder wunnen de swarten godesriddere, de sik skriven brodere des hospitales sunte Johannis fan Jerusalem,** [1] **den Greken av mid gewald, do Acris forlaren was, unde legen fôr der stad vij jâr, unde hadden êr nummer gewunnen, wente dat se dëgedingen mid dën, de dârinne wonaftig weren, mid liste unde mid gave.** [2] **Do one dat warder willemodes gegeven was, do leggeden de brodere des ordens ere hovedklôster dâr; unde wonet dâr, unde sint dârin gesammeld fêrdehalvhunderd brodere. Unde de hovemester,**

---

1 Hdſ. **wunnen.**
2 Hdſ. **Do se sik tôtogen.**

de dâr bi miner tîd was, de hêt Helianus fan Nigendorpe, unde was ein fullenkommen ôld man, unde sammelde fele gudes, unde lëde untelliken schat tosamende, unde buwede starke to der stad, unde untleddigede den orden fan alto groter schuld. Dat warder ligt bi Torchia up eme rupmale wëges na, unde ein arm des meres schut dâr entwisken. Unde de brodere hebben over alle dônd dâr ummelang Torchiam den drudden dêl aller upkominge to tinse; unde hebben rowe[1] forwôrd unde frede mid den Turchen to lande, unde nicht to watere, noch in den sulven gegenen, dat se den Kristenen nenen skaden dôn mogen. De sulven brodere des hospitales hebben dârbi ôk ein ander werder, dat het Longo, unde is fil rike unde overflodig fan korne, fan wine, fan olie unde fan ander frucht; dâr hebben *se*[2] fîvhunderd brodere liggen. Ôk hebben *se*[3] ên anderwëgen werder, dat fullen nutte is unde bedérve, unde is geheten Castelris[4], unde was wandages altomale forwûsted fan den Turchen; wen nu is it wol besetted unde wonet fan den sulven broderen mid eren sulnëren[5] dârinne; unde hebben dârinne ene alto grote starke borg, also dat men fan der borg ávoget al de schepe, fan welken enden des meres se tôkomen, wol uppe fivtig mile ummelang. [6] Unde also de des enwâr wêrden, so kundegen se dâr den broderen fan Rodo unde in Longo unde anderen Kristenen, de ene ummelang besëten sint, des dages mid eme roke unde des nachtes mid lôchene, wo fele der schepe up dëme mere sîn. So wan de brodere unde andere Kristene lude des tekens enwâr wêrden, so reden se sik to were unde to stride, na dëme, dat der schepe fele is, minner edder mêr. Dat warder is den Kristenen alto nutte unde bedervlik, wente sodder der tîd, dat de broder dat werder unde de borg gehad hebben, so en konden de Turchen den Kristenen nenen skaden dôn to schepe. Ôk êr der brodere tîd Rodis unde Longo unde alle dat land der Kristenen dâr ummelang weren tinsaftig der Turchen

1 = roue.
2 Hdſ. de brodere fan Rodis.
3 Hdſ. de brodere.
4 Druck: Castilies.
5 Für soldenëren; oder ist sulveren (?) zu lesen?
6 Hdſ. besëten sint.

unde musten ên tins geven; men dat hebbet nu de brodere mid der hulpe godes gewandeld unde ávgelegd.

Do de Turchen dat foréskeden, dat de brodere sunte Johannis Rodin dat warder sik underdanig hadden gemaked, do sammelden se sik mid einem starken here unde mid fele folkes, unde sanden herliken boden fore mid soten wôrden unde frundschop to den broderen, unde leten eschen sodanen tins, also me ên dâr schuldig was, unde untboden den dârto, dat se gêrne mid den broderen ene lovede unde ene frundskop maken wolden; men den tins wolden se jummer hebben. Bi dër tîd was do nên hovemester in dem orden; wen her Phota fan Philoreth, de hovemester wësen hadde, de was fan twîdracht der brodere ávesed. Do[1] was ein [2] broder [3], geboren hîr ût dudeschem lande, fan Basele, de was ein fórmunder des ordens, unde was ein frome êrbâr ridder. De antwôrde den Turchen unde bad se, dat *se* êm geven frist iij dage, dat he sik underdes[4] berêde. Dat deden se gêrne, unde untboden dat ereme folke. Binnen drên dagen satte de sulve ridder, de fórmunder was des orden, sinen flît dâr *in* ene warschop eddeliken mid den Turchen, unde was blide, unde forderde dârunder endeliken, wes se willen hadden (Unde *de brodere* schaffeden ôk dârunder wapende lude unde schepe, wat se dër tosamende bringen konden —) unde hôv up unde sëde, he wolde tên up de Greken to stride; unde bad de Turchen, dat se gingen in sine dorntsen, de wol besloten was, unde weren dârinne, uppe dat ên de Kristene nên ungemak en deden, wente dat he wedder queme. Dat deden *se* gêrne, unde *he* settede[5] de hudere, de dâr mid eme wusten. Dâr fil he to mid sinem folke unde mid sinen schepen in dat mêr, unde was des morgens fro in der dageringe, dâr de Turchen legen; unde fil an se, unde slôg se, unde schôt beide, man unde wîv, kindere, jung unde ôld unde allent dat se funden. Wente de Turchen unde de Tateren

1 Hdſ. de.
2 Hdſ. frome.
3 Hdſ. de was.
4 Hdſ. under das.
5 Hdſ. setteden.

plēget des: wen se ûtfêt mid eme here, so foret se mid sik wîv unde kind, gûd unde allent wat[1] se hebben. Do de brodere dat gedân hadden, unde dat folk to male dôd geslagen[2], unde allent wat se dâr funden, unde gûd unde quêk nomen hadden, do quemen se wedder to hûs in Rodin des sulven dages umme middenmorgenstîd mid groten frouden, unde weren blide unde fro. Ik hôrde fan semmelken luden, de dâr mede wēsen hadden, dat se so fele gudes nemen, dat se dat mid linen achter to den schepen bunden, unde trekkeden it achter aver dat mêr. Do alle ding wol fan ên forsated weren unde begaded, do lêt de formunder des orden de boden, de de Turchen hadden ûtgesand, fôr sik laden, unde sēde, dat de brodere gêrne wolden frede unde lovede maken mid den Turchen, unde wolden gêrne gēven eren tins; dârmede lêt he se faren. Do wusten se fan nenen dingen, unde quemen des sulven dages mit groten fruchten uppe de gegene unde stede, dâr se ere folk gelaten hadden; unde funden al dat hêr in fersehen foten slogen, unde de lude funden se naked unde blôt liggende, unde alle ore gûd was weg. Do se dat segen, do togen se wedder in ore heimode mid groter bedrôvnisse, also se êrsten hadden frolik gewēsen, und sēden do den Turchen alle ding, wat dâr geschên were. Na dēme dage fordmêr wente hute an dessen dag escheden de Turchen, noch de Tateren fan den brederen nenen tins.

Von dem Weinberge Engadi.

In dēme (sulven) stichte fan Paphus is de wîngârde Engadi, de in alle der werld nein liken heft; unde is gelēgen uppe enem alto hogen barge, unde heft in lenge unde ôk in brede ij gantse milen, unde is in allenthalven ummelang mid groter hoge der berge belēgen, also oft he bemured si. unde uppe ener side gait ein enge wēg to dâr; enboven is he slicht averal. In desseme wîngârden wasset wînravene men-

1 Hdſ. was.
2 Hdſ. hadden.

nigerleie unde mennigerhande. Sommelke dreget druve unde beren also bonenblomen grôt, de anderen drêgen kleine beren also eine arvete; sommelke drêgen witte druve, sommelke swarte; sommelke drëget druve, dâr nêne korne ane sint. Ôk sint dâr stokke, de drêgen langaftige beren also ekkeren, unde mennigerhande wînfrucht mag men dâr sên. Desse wîngârde was wandages der tempelëre, unde nu is he der godesriddere fan Rodo. Unde bi der tîd, do ene de tempelëre hadden, do weren dâr alle dage hunderd Sarracenen inne gefangen, [1] dën men anders nên werk angelëde, men dat se den wîngârden reine makeden unde wârden. Ik hebbe dikke fele hored fan guden luden, dat under hemmelstrone nein schoner is unde wunliken klenade were, dat god den minschen to bedérve maked hadde; also men dârav lest in den boken der geistliken leve Botrus Cipri dilectus meus, dat sprikket Mîn leve is mi ein drûv ût Cipro, in dem[2] wîngârden fan Engadi.

Acris und dessen Zerstörung.

Bi Cipro uppe ene dagfârd up dëme overe des meres lag de eddele dure stad Acris, de wandages was ein tôflocht mênliken der pelgrimen unde anderer lude, unde ligt fan Jerusalem iij dagfârd. Fan desser stad mot ik kleine sprëken, êr ik to den anderen reden kome; wente wen ik denke wat de stad gewësen heft, so lustet mi bët to wênende, wen ik dârav mag sprëken. We mochte ein stenen ofte so hard ein herte hebben, dat he de drovenisse der stad niht bewênede? Acris de dure wêrde stad lag uppe dëme overe des meres, unde was gemured mid fêreggeden stenen ûtermaten grôt, unde was besetted mid hogen starken tôrnen, de ene nicht fêrne fan dëme anderen, nicht forder, wan me mid einem stene warpen kan. Unde ein pôrte *lag*[3] dâr entwisken twên tôrnen, unde de mure der stad was so dikke, dat ein wagen mid gemake dëme anderen wiken mochte boven

1 Hdſ. de weren in dëme wîngârden.
2 Hdſ. den.
3 Hdſ. ligt.

uppe der muren; dat me noch mag sên in dessem gegenwardigen dag. Unde bi der anderen siden was de stad befested mid sunderliken muren unde mid alto depen graven, unde was getsired *in*[1] mennigerleie wise mid borstwereu unde mid hemeiden, tinaftig gemaked. De straten binnen der stad weren reine und schone, unde alle wonde der huse weren ëven hôg tomale sunder underscheid, fan houwen stenen upgelegd, mid glasefensteren unde pikturen — dat is: mid maleden werken — wol getsired. Unde alle de pallase unde de hûs der stad weren nicht gemaked na nôdroft der lude, men tomale na minsliker blideschop unde na[2] werl*d*liker wollust wol getsired, dat eine fôr dëme anderen na malkes macht, beide binnen unde buten. Fordmêr alle de straten weren bedekked unde boven betogen mid sidene wande unde mid anderen schonen lakenen for den schin der sunnen; unde an allen ôrden der straten stunden starke tôrne mid iserne porten unde mid (anderen) iserne keden wol gefested unde gesloten. Fordmêr de eddelinge woneden bilang umme de stad uppe fasten starken borgen unde êrliken pallasen; mid in der stad dâr wônden de menen borgere, handwer*kere* unde krêmere, unde ein jewelk wol na sinem warke in ener sunderliken straten; unde alle dejennen, de dâr woneden, de hêlden sik, also wandages de Romere deden, for eddelinge, also se ôk weren. To dëme êrsten woneden dâr *de* koning[3] fan Jerusalem, unde fele andere lude fan sinem slechte; fordmêr de forsten fan Galilea,[4] de forsten fan Antiochia, unde de hovedman fan Frankrike; de hertoge fan Caesarea Palaestina,[5] unde de heren fan Sur, unde de here fan Tiberias,[6] unde de heren fan Saghage,[7] unde de greve fan Tripolis, unde de greve fan Jasphe, unde de heren fan Barut, unde de heren fan Iblim,[8] unde de heren fan Josan,[9] unde de heren fan

1 Hdſ. mid.
2 Hdſ. nach.
3 Hdſ. koninge.
4 Hdſ. gacilia.
5 Hdſ. sesaria palestina.
6 Hdſ. tibiriadis.
7 Druck: Sagette.
8 Druck: Biblim.
9 Druck: Bisan.

Arsuph, unde de heren fan Vaus, unde de eddelinge fan Blansegarda. Also alle desse forsten, hertogen, greven, eddelinge unde baronen gingen altomale in koniges wise dagelikes uppe der straten, unde drogen guldene kronen up oreu hoveden; unde ein jewelk hêld sik unde tsirede sik also ein koning, malk *for*[1] den anderen, also se kostlikest konden denken mid ridderen unde mid knapen unde mid soldenëren unde mid gesinde, mid klederen unde mid golde wol getsired. Unde hantêrden dag bi dage spil, torneie unde mennigerhande tîdkortinge, mid jacht unde mid alderhande selschop, de to der ridderschop horen mag. Unde algelik desse heren hadden aldermalk bi orer borg unde bi oreme[2] pallase. Ôk woneden dâr, de den Kristene loven hêlden wedder de Sarracenen, unde de hovedmester unde de brodere der tempelëre, riddere in wapene, unde de hovmester unde de brodere sunte Thomas fan Kantelenberge, riddere in wapene, de hovmester unde de brodere fan den dudeschen husen, riddere in wapene. Desse guden lude wonen tomale binnen Acris, unde hadden alle dat hoved des orden dâr, fochten unde striden mid oren soldenëren dag unde nacht mid den Sarracenen. Fordmêr woneden to Acris de rikesten kôplude, de under der sunnen wësen mochten, unde ôk woneden in der stad rike lude fan Pisa unde fan Lumbardia. Fan der twêdracht unde fan dëme orlege, dat se under sik hadden, ward de stad forstored, wente se hêlden sik ôk for heren. Ôk wanede dâr folk fan aller bôrd, fan aller sprake de de werld hadde, unde rike krëmere, wente men dâr tôfôrde unde brochte, fan der tîd dat de sunne upging, alle de kopenschop, de men in aller werld finden mochte. Ôk dôr der eddelen unde forsten willen, de dâr wânden, was dâr al dat wunder, dat men under der sunnen denken mochte, fan anderer eddelicheid der stad,[3] dâr fele unde lang to sprëkende wân were, wente nein minsche dat to fullen sprëken kan. Dit is de eddele dure stad Acris, de wandages Ptolomagida

1 Hdſ. fan.
2 Hdſ. sime.
3 Hdſ. fan wundere, fan tsirheid.

geheten was, dâr Judas Machabeus mid falschem[1] rade fan eheme, de Triphon geheten was, gedoded ward; dâr men av beskreven find in der riddere boke in Machabeorum. Dit sulve is ôk de stad Acris, dâr de âvgod Beltsebuk inne was, do Othorios, de koning fan Jerusalem, fel dorch de gadderen siner slâpkameren, unde sande sinen knecht ût unde sëde Ga to dëme heren Beltsebuke, dem[2] avgode to Acris, unde frage ôm, oft ik fan desser suke genësen mochte. Fan dessen reden findet men fele beskreven in de koninge boke.

Na dëme male dat ik gesegd hebbe fan eddelcheid, fan rikedome unde fan tsirheid der stad Acris, so wil ik ôk ein kleine sprëken fan orer forstoringe, also ik gehored hebbe forwâr sprëkende lude, de des wol gedachten.[3] Do dit was, dat dat wunder dagelikes to Acris was, do hôv sik fan des duvels rade twisken twên folken in Lumbardia, dat wëren de Gelpi unde Gelbelini, ein swâr unde ein grôt orlige, dâr den Kristenen jewerlde unsalde av gekomen is. Dit orlige hadden under sik sommelike lude, de to Acris wonaftig weren, unde sunderliken de fan Pisa unde fan Jenne, de beide fallen mechtig wëren. Desse unreinen lude makeden einen freden unde sprëken unde laveden den Sarracenen, uppe dat se des forflokeden orloges wëgere ore stride unde unsalde in der stad deste bêt fôren mochten. Desse mëre quemen fôr den paves Urbanum, dëme moiede dit, unde was mede lidende dëme hilgen lande unde den Kristenen, unde sende over xij dusend soldenëre dëme hilgen lande unde der Kristenheid to hulpe. Desse soldenëre quemen over to Acris, unde werkeden nicht fele gudes; men nacht unde dag legen se in den tavernen unde in anderen snoden steden, unde worven nicht, wente dôr sunde willen legen se dâr. De lude, de dâr waneden, de fingen se unde beroveden se dâr uppe der frigen straten, pelegrimen unde kôplude, unde broken den frede unde dat lovede, unde deden fele quades. Dit foreskede me Lod Sapheraff, dem[4] soldân fan Babilonia, de

4 Hdſ. falschen.
2 Hdſ. den.
3 Hdſ. also ik fôr gesproken hebbe.
4 Hdſ. den.

ein wis bescheidene man was unde alles dinges wol mechtig, unde ein frame man in wapene, unde wuste wol dat grote hëtske orlig fan Acris. Unde he ladede tosamende sinen râd in Babilonia, unde kundegede ên mid groter klage, dat eme unde den sinen dikke lovede were gebroken. Des sammelde he na rade der sinen ein alto grôt folk unde trek*k*ede fôr Acris sunder jenigerhande rede, men dorch twîdracht willen, de se under sik hadden in der stad, unde how unde storede al ore wîngârden unde grashowe,[1] de se hadden to erer lust. Dit sag de hovemester der tempelëre, de was ein wîs[2] man unde ein frame ridder, unde fruchtede den schaden der stad unde der borgere, dat grote orlige anstân wolden, unde nam hîr râd up mid sinen broderen. unde rêd ût to dëme soldane in de mote, umme frede to wervende, wente de soldân sîn sunderlike frund was, unde fragede ene, wër me dat mid ichte forbëteren[3] mochte in siner hulde, dat eme sîn lovede unde frede broken were. unde behêld dat bi dëme soldane, dat dôr siner leve willen unde dorch ere des soldanes ein jewelk minsche mid einem Venediger penninge den brokenen frede beroren (beteren?) mochte. Hîrmede scheidede de havemester froliken fan danne, unde ladede dat folk meinliken tosamende, unde ging in de kerke des hilgen krutses, unde sëde der meinheid, wodane wîs dat he mid bede bi dem soldane geworven hadde, dat ein jewelk minsche sinen broke mid einem Venediger penninge bëteren mochte; dârmede scholde alle ding forsoned wësen unde bëterd. und sprak Ik rade wol, dat dat sche unde gebë*te*rd wërde; unde sprak, dat dôr twîdracht der borgere[4] der stad grôt schade tokomen mochte — also dâr noch na schag. Do de meinheid dat hôrde, do repen se tomale mid ene*me* munde, he were ein forrëder der stad, he were des dodes wêrd. Do de hovemester dat hôrde, do ging he ût der kerken unde entquam noweliken dem folke, unde entbôd dëme soldane, wat eme de mênheid antwôrde. Do dat de soldân hôrde, unde wuste, dat êm nein man wed-

---

1 So die Hdſ. entweder für grasowe oder fälſchlich für grashove.
2 Hdſ. wiser.
3 oder fôr bëteren?
4 Hdſ. dat.

derstund dorch twidracht des folkes binnen der stad, do slôg he up sîn paulûn, unde richtede up sestig bliden, unde lêt jo werpen in alle halven der stad, unde stormede de stad fêrtig dage unde fêrtig nacht sunder underlât mid fure unde mid schote unde mid sodanigen dingen. unde lêt so fele schotes dâr înscheten,[1] dat ik dat hôrde fan einem wêrden riddere, de up eme tôrne wësen hadde, unde[2] eine glevingen an siner hand[3] wolde[4] schoten hebben in de Sarracenen: dat de glevie fan schotes wëgen midden tweispleit, êr se ût siner hand quam. Do hadde de soldân in sinem here drêwerve[5] hunderd dusend folkes, de stad to stormende; de deleden sik in drên, also dat dâr hunderd dusend de stad stormeden; wenn de denne mode weren, so treden andere hunderd dusend to, unde stormeden fôrd, unde de twe hunderd dusend stunden fôr den pôrten rede to stridende. Jodoch worden der stad pôrten ne gesloten; ôk was ne ene stunde: de tempelëre unde de godesriddere strideden mid den Saracenen[6] jo sere. dagelikes do worden dâr hunderd geslagen. Des andern dages quemen dâr wedder twe hunderd dusend, noch en hadden se de stad ne forloren, hadde ên dëme anderen holpen; wente also se buten der stad strideden, so lêt ên dêl de anderen mid willen slân, unde flôn binnen de stad. Ni wolde ôk ên partenie der anderen borg, noch pallas, noch straten weren, men se leten den figenden pallase, borge, straten willemodes winnen; wente ein jewelk wonede sine borg so stark unde so fast, dat ên der anderen borgere nicht en achtede. In sodaniger twîdracht so werede[7] sik de hovemester, unde de brodere sunte Johannis mid anderen broderen, de dâr woneden, de gi fore gehored hebben, unde stridden sunder underlât mid den Sarracenen also lange, dat se also mêr geslagen weren; wente de hovemester sunte Johannis unde de[8]

---

1 Hdſ. mid sodanen dingen.
2 Hdſ. hadde.
3 Hdſ. de.
4 Hdſ. he.
5 Druck: 600000.
6 Hdſ. ein räthselhaftes Bus.
7 Hdſ. werrede.
8 Hdſ. ore.

brodere unde ore holpere unde ore gesinde worden tomale geslagen, unde de hovemester fan dem dudeschen huse unde de[1] brodere tomale to einer stunde.[2] Do dit tomale geschên[3] unde mennig strîd gewësen,[4] unde mennig frome ridder to beidendhalven geslogen was, unde de tîd einen ende ging, unde ore stunden fullen komen weren, unde de stad forloren scholde wêrden — do dat quam in den fêrtigesten dag, dat de stad belëgen was, in der tîd do men skrêv dusend[5] twe hunderd unde twe unde feytig jâr, des twolvten dages na dem maimane: do ward gefangen unde gewunnen de blome, dat hoved unde de tsîrheid aller stëde, de in dat ôsten belëgen sint, de eddele, wêrde dure stad Acris. Trouwen do dât hôrden unde forfórscheden de guden lude de dâr, in den stëden, *de* ummelang belëgen sint, also Asphe, Tirus, Sidon unde Ascolon,[6] inne woneden, unde dâr bilang, dat Acris gewunnen was, do fortegen se alles dinges unde flôn in Ciprum. To dem êrsten, do de Sarracenen wunnen, do quemen se in ein hol dôr de muren bi des koninges borg fan Jerusalem, unde do se[7] komen weren to dën, de dâr binnen woneden: noch en wolde ene partenie der anderen nicht helpen, men aldermalk wêrde sik fan siner egenen borg unde fan sineme pallase. Do hadden de Sarracenen fele mêr ungelukkes, de stad binnen to winnende, wen se buten hadden had; wente de stad binnen alto wol befested was, also *gi* wol fore hored hebben. Men lëset in historia fan der stad Acris, wo dat se forloren was unde ward do*r*ch sunde willen der lude, de dârinne woneden, dat de Sarracenen to hulpe hadden wedder de stad to stridende de fêr elemente: de lucht, water, fûr unde êrde. To dem êrsten stridde wedder se de lucht, wente it was so duster unde so dâkaftig, wen men eine borg, ein pallas unde eine straten stormede edder brande, dat men dat in der anderen straten nicht sên konde, unde ein wiste nicht ere, dan man ergene straten unde (ore) borg

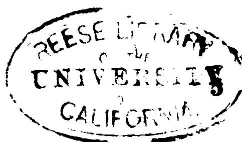
1 Hds. ore.
2 Hds. geslagen weren.
3 und 4 Hds. was.
5 Hds. jâr.
6 Hds. tiri, sidonis unde ascolonis.
7 Hds. vier unleserliche Schriftzeichen.

stormede und brande. Do êrsten hadde[1] malk gêrne dëme anderen holpen, konden se hebben tosamende komen. Dat fûr stridde wedder de stad, wente se in fure forging.[2] De êrde stridde wedder de stad, wente se blôd forsôp unde fordrank. Dat water stridde ôk wedder de stad, wente it was in dëme maie, also dat mêr aldersachtest plecht to wësende. unde *do* dejennen, de to Acris woneden, segen for eren ogen, dat se de stad dôr erer sunde willen forlesen mosten, unde fan dûsternisse der lucht ere figende nicht sên konden, do flôn se to dëme mere unde wolden in Ciprum flôn hebben unde was nicht windes. bi einer handeswile hôv sik do grôt storm unde des fellen sommelike in dat water unde wolden swommen to den schepen unde fordrunken fele. Jodoch quemen êr over in Ciprum mêr wen hunderd dusend. Ik hôrde fan einer eddelen frowen, de dâr mede wësen hadde, unde ôk fan anderen wârsprëkendeu luden, dat mêr wen hunderd dusend eddele frowen unde jungfrowen, koninges kindere, do se segen, dat de stad forloren was, up[3] dat over des meres gingen,[4] unde[5] al ore klenade unde ore tsirheide fan golde, sulvere unde (anderen) duren eddelen steinen, dat alto dure*n* schattes wêrd was, in oren schoten *drogen*, unde skriggeden unde repen luder stemme, oft dâr jen*n*ig skipman were, de nemen wolde al ore kleinade, unde kesen ût ên ene to wive, unde nemen se, unde wolde se naked unde blôt foren, unde bringen se in felige land, dat se felig mochten wësen. Do quam dâr ein skipman unde lêt se tomale in ein skip mid alle oreme gude, unde brochte se to forgeves over unde sunder schaden edder swëre in Ciprum; unde fôr fôrd einweg, unde nên man wiste, fan wennen he was, edder fan wëme he queme, edder wôr he blêv. des weit men noch nicht an dessem[6] gegenwardigen dag. Fele andere frowen unde jungfrowen fordrunken unde worden doded. wo grôt skrigend wênend dâr was, dâr were fele av to seggende.

1 Hds. hadden.
2 Hds. forgingen.
3 — 4 do gingen se up dat over des meres.
5 Hds. drogen.
6 Hds. dessen.

Dârna do de Sarracenen in der stad weren: êr dat se ene borg na der anderen, ein pallas na dem anderen, eine straten na der anderen gestormed unde gewunnen hadden binnen der stad, blêv also fele folkes fan beiden halven, dat men over de doden ging also over eine brugge.[1] Fordmêr do de stad tomale binnen wunnen was: do lude, de de noch binnen der stad levendig weren, de flôn unde nemen eine starke borg, de der tempelëre gewësen hadde. De borg belaiden de Sarracenen altoband; jodoch wêrden sik de kristene twe gantse mânte. Des bleven dâr dôd alle de eddelinge unde de besten fan soldanes here unde sîn folk so mere alle, wente do de stad altomale wunnen was unde brand: nochtent wêrden se des stades tôrn to behôlden, unde der tempelëre borg was ôk behôlden. Hîr wêrden se av (dejennen de dâr uppe weren) den Sarracenen, dat se ût der stad nicht komen kunden, also se foren wêrd hadden, do se dâr nicht inkomen kunden. Dat forwêrden se so lange, dat fan al den Sarracenen, de binnen der stad weren, ein nicht levendig blêv, he forginge dârinne fan fure edder fan swërde. Do dat segen de anderen Sarracenen unde de eddelinge, dat de anderen tomale dôd weren, unde se dat segen, dat se ût der stad nicht komen kunden, do flôn se over dorch den rôk, dën se gemaked hadden, unde under den groten tôrn, unde woneden, dat se dârunder nicht dôd scholden bliven, wente also lange, bet se de mure dorchbreken unde dôr[2] quemen. Do de tempelëre unde de anderen up der borg segen, dat de Sarracenen nenen schâden konden dôn noch mid fure noch mit steinen dör der jôk willen, dâr se under schuleden, dôn undergroven se den tôrn, unde leten fallen up den jôk unde up de (anderen), de dâr under weren. so blêv dâr sunder scheid al dat dâr was. Do dat de anderen Sarracenen segen, de buten der stad weren, dat ore folk also quâdliken fordarv, unde also mere altomale forgân weren, do spreken se mid falschheid unde mid bôsheid einen frede mid den tempelëren unde mid den kristenen, also dat se de borg geven, unde nemen al ore gûd

1 Hdſ. brughe.
2 Hdſ. dar.



unde ore ding, unde breken de borg; wen de stad scholden se wedderbuwen sunder pacht, unde scholden dâr wonen mid frede unde mid gemake, also se fôr dân hadden. Des woneden de tempelēr*e* unde de Kristen al wares, unde geven de borg, unde gingen ût, unde treden fan den tôrnen der stad. Do de Sarracenen de borg unde de tôrne der stad gekregen hadden, de slogen se dôd sunder underscheid alle de Kristen unde fengen se, unde fôrden se fangen in Babiloniam. Also blêv do leddeg Acris unde wûste wente in dessen gegenwardigen dag.

Nu scholle gi weten, dat to Acris unde in anderen stēden, de dârbi legen, weren geslagen worden unde fangen wol hunderd dusend unde sos dusend folkes; nochten was dâr folkes fan stēden mêr, wen twe hunderd dusend. Sarracenen bleven dâr mere wen hunderd dusend drie. Fordmêr scholle gi weten, dat de Sarracenen in felinge in der stad bleven xl dage. êr se de stormeden unde wunnen weren se lij dage in beligginge; de borg der tempelēre wêre ij mante. Do de eddele dure stad Acris forloren was: alle dejennen, de ût dem ôsten weren, de sochten den jammer unde klageden, also ore plēgsede is, de den jammer sag: to skrigende up den graven, de doden to betrachtende unde to beskrigende de eddelicheid unde de schônheid[1] unde de tsirheid der stad Acris wente in dessen gegenwardigen dag. Fordmêr arbeideden de Sarracenen mennigen dag, dat se de borge, muren, tôrne, pallase to grunde forstored hadden, uppe dat se fan der kristenheid nicht wedder buwed wērd*en*. Jodoch konden se ne uppe eine stede komen, it en were alto selden, dat se einen manstôn dêp in konden komen. wen also de kerk*en*, muren, tôrne, pallase sint ein grôt dêl gebleven[2] mêr gants tomale: also allend, wat dâr noch is, were mid lichten mid sachten dingen gûd wedder to makende, altomale wen dat gode behagede. — Also hebbe ik ju gesegd, also gi wol hored hebben, wo de eddele werde stad Acris fan unreiner forflekeden twidracht wēgen ward forstored, unde

1 Hdſ. der stad.
2 Hdſ. also.

fan der tîd fôrdmêr alle de wêrdicheid des hilgen landes, de koninge, de forsten unde de anderen heren quemen tomale in Ciprum, also gi wol fore hored hebben.

Von dem Balsamgarten.

Fordmêr bi Tarra[1] in der wûstenie des landes (Suria) is de balsemgârde, de is binnen also lang, also men mid einem steine halv overwerpen kan, unde is nicht sere mured. In dëme gârden sint fîv borne, de de balsemrîs fuchtet, unde jewelk rîs edder lode heft eren sunderliken hoder, de se waret mid grotem flite also sines sulves levend unde reiniget se unde maket se schone. Unde desse balseme wasset nicht twier ellen hôg, unde heft lovere also klever. so wen den tôkumt de kalende des marces, unde de tîd hërgait, dat de riseken ripen, so nimt men orer wâr unde hodet se mid grotem flite, unde besnidet de loden unde de rîs also einen wînstok, unde bewindet se mid bômwullen: so druppet de balsem ût den wunden des rises, also water druppet ute dem besneden wînstokke, in de bômwullen, wen de wunden des rises umme bebunden sint; unde under jewelken wunden des rises hanget ein sulveren fëteken, dâr de balsem dôr de wullen indruppet. Unde sunderliken in dër tîd des jares is de soldân fan Babilonia sulven dâr stedes, unde waret den mid flite, also dat nene man up êrdrike ên drope nicht wêrden kan, wen êm sulven men. Also dâr denne komen fan fêrne landes boden unde legaten der koninge unde der forsten fan den landen, so sendet he malkem ein kleine gleseken: so dunket êm denne, dat he êm ene grote ere unde klenade dârane gesand hebbe. Dârna also de gude balsem ûtgefloten is, so komen de hudere des balsemen, unde snidet av dat overste fan den risen, unde sedet dat in water. so sedet de balsem, de boven in den risen is, ût also smolt, unde flut boven uppe dëme watere also olie, unde is denne der hudere.

---

1 Vorher heißt es: Gi schollet weten, dat Nige Babilonia unde Tarra ligt nicht forder entwei, men ij armbostschote fêrne: Nige Babilonia up dëme overe unde Tarra ligt ein kleine dârfan unde *is* groter wen Babilonia. In der stad wanede wandages Pharao, do he forfolgede de Hebreos. Fordmêr hebbe ik horen seggen fan kôpluden, dat Tarra wol vij werve groter is wen Parîs.

so nemet se ên dâr boven av, unde dôn ên in ein fat, unde laten dat stân eine wile. Lât wësen, dat de sodene balsem nicht also gûd si edder so eddele, also de floten balsem is; wente desse balsem, de aldus fan naturen floten is, dat is dat eddelste klenade, dat de warld heft. Dârumme so hebbet de olden fëdere geboden, dat me balsem mengen schal to dëme hilgen kreseme, unde welkerhande flekke[1] *fan* roem[2] flesche me roret mid balseme[3], dat en fulet nicht unde forgait nicht. Ôk wenne de balsem fersch ût dëme rise druppet, dat des ein drope einem minschen in de hand druppede: de ginge êm al dôr de hand, und swërede êm al to der anderen siden ût. Over (?) de des balsemes neme iiij dropen edder five, unde de[4] de einem minschen in de ogen, de êm lichte fan oldere ofte fan drovicheid fordûsteren wolden: de bleven ewigliken in dëme punkte, dâr se ane weren. also men den balsemen dârin dait: de wêrdet nummer erger edder bëter. Fordmêr de sodene balsemen is fullen gûd, unde kumt ôk fele in den hilgen kresem, unde is gûd oft ein minsche gesered were inwendig fan fallende. Nu scholle gi weten, dat den balsemgârden nein man buwen mag, *he si den ein krist*, unde nene andere *lude*: he forderve unde dorre unde forga. dat is dikke forsocht unde is in der wârheid befunden. Dat is des schuld: wente do unse leve frowe mid orem leven kinde Jesus flo in Egipten dôr angestes willen Herodis, do wônde se up der steden, dâr nu de balsemgârde; dâr wusch Maria ore lakene unde ore kledere ane, unde badede ore leve kind Jesus dârane. dârumme heft men gantsen loven, dat in der stede des balsemen wasse, wente men des anders nargen foréschen kan, dâr he wasse. Fan allen anderen dogeden unde fan eddelcheid des balsemen dâr were wol fele av to sprëken. Bi der tîd do ik dâr in dëme lande was, do weren mid mi, de den balsemgârden wârden. De ene heit Zwarzeborg Ysbercht bi Arforde[5], de andere hete Nicolaus, unde hadde ein oge, unde was ein gûd minsche

1 = plekke.
2 und 3 Hdſ. me roret mid roem flesche balseme.
4 3 P. Sgl. Präſ. Conj. v. dôn.
5 Erfurt.

dên kristenen, unde hadde fangen wësed to Acris mid anderen fangenen. Mer de soldân lêt ene frîg dôr siner bedervheid willen, unde befôl eme den balsemgârden to bewarende.

So wen men tût fan Babilonia, so kumt men in xij dagen to döme berge Sinaï. Des wandert me vj dage, dâr it gûd is, unde sos dage dôr de wûstenie, unde dejenne[1], de des wëges ût gât, de moten bî nôd mid sik foren mid olvenden unde mid mulen al ore spise fan ëtende unde drinkende, unde sunderliken moten se mid sik foren matten, dâr se des nachtes uppe rowen. Men dat scholle gi weten[2]: de olvende, de dâr dagelikes den wëg ûtgân, de weten dâr[3] bi eme punkte wol de dagreise, de one boret to gânde. unde also se des avendes komen to der herbergen, so achtert se sik unde legget sik up de êrden, unde gât einen fôt nicht fôrd, unde bewiset dârbi, dat se in rechten wëgen sint, unde ore dagreise gearbeidet hebben, unde dâr eine bequeme stede si to rowende. Unde so fodert men den de olvende mid brode unde mid dîstele unde mid sulken dingen; wente ein olvend heft lichte nôg, unde drinket binnen iij dagen kume êns.

So welk man kumt dôr de wûstenie, so kumt men to dem roden mere, unde *gi* scholle weten, dat dat water nicht rôd is; men sîn grund unde dat êrdrike ummelang is rôd. dârumme let it boven oft it rôd si. Dit rode mêr is belëgen in Arabia, unde al dat land is fan naturen rôd. dârumme find men dat alderbeste gold dâr, dat de werld heft. Dit rode mêr is nicht grôt unde nicht lang unde brêd, unde is drehorned schapen; unde in der stede dâr de kindere fan Israel overforen, is *it* nicht iiij mile breid edder five.

Fan döme berge Sinai gait men fôrd dôr de wûstenie hen gegen Suriam xxx dagfârd, dâr ên man up gespised werd

1 Hdſ. de ghonne.
2 Hdſ. dat.
3 Hdſ. dat.

mid koste ût dessem fôrsproken munstere[1]. Desse wûstenie is fullen quâd, unde is belëgen in Arabia, unde alle de ferde sint wûste[2], unde is alto grôt kummer waters unde untalk folkes. Unde dârinne wonet enerhande folk, de hetet Baldewini, unde sint also woldlude, unde faret ummer fôrd mid dusenden unde mid hunderden, unde ligget under paulunen, de sint gemaket fan filte unde fan huden, unde wonet mid ereme queke unde mid den deren, de in der wûstenie sint. Unde in semmeliken steden dâr finden se underwilen ein luttik waters in bornen ofte riveren; dar hodet se ore quik unde ore fe, unde orer olvende melk unde anderer dere dâr levet se av. Selden edder nummer bitet se des brodes einen betten, it en si dat it ên de pelegrimen geven edder anders wôr fan aventure wêrde, edder it werd ên togebracht over xij dagfârd. Desse Baldewini, se seget nicht, se meget nicht, men se levet also ein wild dêr. unde se sint swart unde gruwelik an dëme antlate, mid groten langen bërden unde frislik unde snel. Unde se ridet dêr, de hetet dromendarii, unde fullenfaret bi eime dage so fele wëges also se wilt, unde se soket stede unde gegene, dâr se water findet. unde hebbet ore hovede bewunden mid einem langen linen doke for de hitte der sunnen, unde hebbet bogen unde schôt. In desser wûstenie kumt me kume binnen twên dagen edder binnen drên, dâr men water findet, unde dâr men des enens dages wat find, dar findet men des anderen dages altos nicht. In desser sulven wûstenie is it ëvene unde slicht: bi ener wile is dâr ein stark berg fan sande tosamende worpen unde forsammeld nu hîr nu dâr, unde blivt nicht in einem punkte. Dârumme kan nên man dôr de wûstenie ramen; men de Baldewini wetet al de wëge so wol, also ein man fan siner dore to sime hêrde. Desse Baldewini achtet nicht des soldanes unde sint ôm nicht hôrsâm; men ore riddere unde

---

1 Von diesem heißt es vorher: In dëme fote des berges (Sinai) in der stede, dâr Moises sag den busch entfenged unde unforbrand fan furesflammen, unde hôrde dat god to êm sprak ût dem busche, dâr is gebuwed eine schone kerke, mid blige wol gedekked, unde mid iserne pòrten wol gesloten unde wol fernered overal. In dëme munster sint mêr wen iiij hunderd brodere geistlicker lude etc.

2 Hdſ. unde desse wûstenie is altomale in Arabia.

eren hovedman hebbet se[1] under sik, de ôk wol fan fêrne landes sîn: dën sint se hôrsâm mid rechter odmodicheid. Desse Baldewini hold de soldân mid groter list, unde frundet se sik mid groter gave, unde waret se unde hebbet (?) se an groter frundskop; wente wolden se it dôn: mid lutken dingen forstôrden se wol unde bedwungen wol al des soldanes land. Dôr desse wûstenie fôr Maria mid oreme leven kinde Jesu, unde flo for Herodese ût dessen landen in Egiptum; unde over alle den wëg, dâr Maria dôn hénnefôr: des hebbet de lude loven, dat dâr wassen de soren rosen, de wi hîr to lande heten de rose fan Jericho. De rosen brëket de Baldewini, unde sammelt unde forkopet se den pelegrimen umme brôd. Desse sulven rosen hebbet de heidenschen frowen gêrne bi sik. wen se enes kindes an arbeid gân, so legget se de rosen in water, unde drinken dârav, so wen de bôrd hëre gait, unde segget, dat de rosen alto nutte sîn unde bedervlik frowen, de kindere drëgen. In desser wûstenie is fele andere unbequëmicheid unde schade fan winde unde fan sande, fan wormen, fan slangen, fan louwen, fan draken unde fan anderen dêrten, dat forgiftlik nnde schëdelik is, dârfan fele were to sprëken.

* * *

Im Eingange sagt der Verf., er habe gern von dem heiligen Lande schreiben wollen, wo it in wësende stalt (stald?) si etc. — fan older tîd (vor alter Zeit), fan oldinges, fan olders, wie noch in der jetzigen Volkssprache, wo auch für diesen Abend, diesen Morgen ꝛc. fan avend, fan morgen in Gebrauch ist. — twen (tûn, tuen) steht einmal für tên, tein; trekken und tucht mehrmals als 3. Pers. singl. praes. — de ene arbeiden kunde (der auszudauern vermag), de queme wol seker unde felig over land unde nicht to water wente in de stad to Constantinopolis. — dat segelendes nên nôd dait (daß des Segelns nicht Noth ist). — Mahomed heißt Magumed und gilt für einen avgod. — ensedeling Einsiedler. — ein barved broder ein Barfüßer — ein glogendig aven ein glühender Ofen — gruwelk gräulich

---

1 Hdſ. sik.

— **algans** ganz und gar — **Pawel** Ap. Paulus — **hetet** (st. **het**) als 3. Pers. singl. praes. v. **heten** — **bergete** Gebirge, **bênte** Gebein, **wormete** Gewürm, **stênte** Gestein, **welvte** Gewölbe — **Unde in desser stad legen ôk viij rike frowken mene, de meretrices heten, dër sommelik mer hebben, wen hunderd dusend florenen.** — **hir in me lande** hier zu Lande — **wôr** etwa (wie noch jetzt) — **mid ener frisliken bulderinge** mit einem entsetzlichen Geräusch — **kummer edder brâk** Schutt oder Gebröckel von Mauern — **sik ûtschoigen** sich die Schuhe von den Füßen ziehen — **neddene** unten — **grôtliken** adv. v. **grôt** — **huten** heute — **De guden lude, de dâr wanet, hebben wises genôg unde anders gudes.** — **melkfare farve** milchartige Farbe — **entusken** zwischen — **rûm** geräumig — **bët lovesâm** eher glaublich — **mistrôstig wêrden** verzweifeln — **bodeschoppen** verkünden — **keren to husward** nach Hause kehren.

August Partz.



VI.

Valentin Andreä's Turbo.

Unter den lateinischen Werken des Valentin Andreä befindet sich ein Drama, Turbo betitelt, welches in seiner Tendenz eine gewisse Aehnlichkeit mit Goethe's Faust verräth. Die Hauptperson ist ebenfalls ein geistig reich ausgestatteter junger Mann, der die Schulbildung nach der starren Form seiner Zeit durchgemacht hat und sich mit begieriger Hast von einem Felde der Wissenschaft auf das andere wirft, um eine Befriedigung seines regen Wissenstriebes zu finden, aber vergebens, er geräth immermehr in Zweifel; auch das bürgerliche Leben vermag ihn nicht zu beruhigen, vielmehr geräth er auf die ärgsten Abwege und geht für die menschliche Gesellschaft eigentlich unter; da wird er auf die Betrachtung seines eigenen Inneren und Gottes geleitet und hierdurch findet er erst seine Ruhe wieder. Eine Art Wagner steht auch diesem Turbo in der Person eines ehemaligen Mitschülers von höchst beschränkten Fähigkeiten, der Harlequin, zur Seite. Die erste Ausgabe dieses Schauspiels erschien 1616 zu Straßburg unter dem Titel: **Turbo, sive moleste et frustra per cuncta divagans ingenium in theatrum productum. Helicone juxta Parnassum. 12.** Eine zweite Ausgabe erschien ebendaselbst 1621; beide ohne den Namen des Verfassers, der denselben bloß dadurch andeutet, daß er sich unter der Zuschrift an den **Momus** unterschreibt als **Andreas de Valentia.** Das Stück besteht aus fünf Akten und vier Zwischenspielen (**interscenia**) die aber zu dem Stücke selbst, wie wir unten sehen werden, in gar keiner Beziehung stehen. Jedes **Interscenium** bildet

eine kleine für sich abgeschlossene Handlung, die bloß zur Abwechselung für das Publikum gedient zu haben scheint, und so die Stelle unserer Symphonieen und Zwischenmusiken vor Anfang jedes Aktes vertreten haben mag. Dergleichen Zwischenspiele scheinen erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts aufgekommen zu sein, und zwar ist unser Turbo gerade das älteste Stück, was mir bekannt ist, in welchem Interscenia vorkommen. Hans Rosenplüt und Hans Sachs haben noch keine Spur davon. Dagegen finden wir es in den Dramen des 17ten Jahrhunderts häufiger, daß zwischen je 2 Akten ein Interscenium befindlich ist, was weder mit der Haupthandlung, noch mit den andern Interscenien in dem geringsten Zusammenhange steht. So wurde z. B. im Jahre 1657 von den Schülern des grauen Klosters ein Drama auf dem Berlinischen Rathhause öffentlich aufgeführt, welches des Inhalts war, daß die Söhne der Fürsten und Vornehmen zwar oft Reisen unternehmen, aber auf ganz unzweckmäßige Weise, und daher ohne allen Nutzen. Dies wurde in einer erdichteten Geschichte dargestellt; die drei dazu gehörigen Zwischenspiele handelten aber: 1) De mendicantium validorum malitia. 2) de Messe; 3) de miseria rusticorum tempore belli. Mit der Zeit sah man aber das Unpassende einer solchen Einrichtung ein, und suchte die Interscenien sowohl mit sich selbst als mit der Haupthandlung in Einklang zu bringen. Auch hierzu liefert uns die Geschichte des Drama's in Berlin einen Beleg. Nämlich 12 Jahre nach der Aufführung des vorigen Stückes, 1669, führten ebenfalls die Gymnasiasten des grauen Klosters ein Stück in lateinischer Sprache auf, was den Titel hatte: Iudicium capitis in Thebanorum illustrissimum Epaminondam. Hinter jedem Akt dieses Schauspiels wurde nun (wie immer, von ganz anderen darstellenden Personen) ein Akt von einem durchaus verschiedenen Stücke, und zwar in deutscher Sprache, aufgeführt; hier standen die Nachspiele unter sich im genauesten Zusammenhange, so daß also die ganze Aufführung aus zwei verschiedenen ineinander geschachtelten Stücken bestand. Die 5 Nachspiele waren nämlich eine Uebersetzung des allegorischen Dramas: *Μουσομαχία* seu bellum musicale von dem Rostokker Professor Peter Laurenberg, welches einen Wettkampf der Choralmusik und der figurirten Musik darstellte. Der Subrektor Rosa aber, der das Ganze eingerichtet hatte, fand sogar einen Zusammenhang der Zwischenspiele mit dem Haupt-

drama heraus, denn er sagt in der Einladungsschrift zu jener Aufführung: Denique varietatem delectare memor, ex philologicis criticisque subinde intexere quaedam, quae eruditis auribus auditu nec injucunda nec inutilia fore videbantur principio constitueram: postmodo autem animo mutatus in admisto argumento tali acquievi, quod ab Epaminondae historia non plane alienum erat. Es steht nämlich im Cornelius Nepos, daß Epaminondas unter anderen schönen Künsten auch in der Musik höchst bewandert gewesen sei. Endlich wurden, im Ausgange des 17. Jahrh. die Zwischenspiele ganz in Zusammenhang mit dem Stücke gebracht, indem die in letzterem vorherrschenden Leidenschaften, oder andere damit in Verbindung stehende Gegenstände als allegorische Personen die sogenannten Reigen bildeten, wie in den Stücken des Hoffmannswaldau und Casp. von Lohenstein.

Die Wahrheit tritt als Prolog auf und setzt dem Publikum die Eigenschaften einer vorüberschreitenden stummen Person, die mit den Zeichen der königlichen Macht und Würde angethan ist, auseinander; diese Person sei die Meinung, und ihr Enkel sei Turbo, der Sausewind, dessen Geschichte die Zuhörer mit Aufmerksamkeit zu vernehmen ermahnt werden.

Erster Akt.

Erste Scene. Ein Schulmeister verspricht seinen 3 Schülern Turbo, Curio und Lentulus, und außerdem noch 2 Scholasticis und dem Harlequin (letzterer spricht nicht) diesen Tag frei zu geben, d. h. zu einer parnassischen Erholung zu bestimmen. Turbo sagt, er strebe auch, den Parnaß zu erreichen, wenn er dadurch die höchste Glückseligkeit und Ruhe erlangen könne; wozu ihm der Schulmeister Hoffnung macht, da er schon 10 Jahre sein Zuhörer sei, und seine Sachen in der Philosophie, Mathematik u. s. w. auch trefflich verstehe. Damit aber auch die anderen jüngeren Schüler zeigen, wie weit sie seien, fordert er den Curio auf, eine Behauptung aufzustellen, worauf dieser antwortet: magis magnos Clericos non sunt magis magnos Sapientes. Diesen Satz erklärt der Schulmeister für fehlerhaft in der Construction und für sarkastisch dem Sinne nach; Turbo solle daraus einen Syllogismus machen, worauf dieser antwortet: jeder Satz, welcher fehlerhaft ist in Rücksicht auf Sinn und Ausdruck, ist verdammt (maledicta); der Satz

des Curio ist von der Art, also — —. Curio soll diese Folgerung vollenden und sagt: also ist jeder Satz, welcher gegen die Clerici gerichtet ist, fehlerhaft nach Inhalt und Form; dieser Satz ist so, folglich — —. Dieses folglich soll Lentulus ausführen und sagt: jeder Satz, welcher aussagt, daß ein Clericus nicht weise sei, ist gegen die Clerici, der genannte Satz ist so, also — — „Fahre fort, sagt der Schullehrer zu einem Kleineren, welcher dies so thut: Wer sagt, daß ein Clericus nicht weise sei, muß todtgeschlagen werden; wer todt geschlagen werden muß, ist ein Mörder, wer ein Mörder ist, hat einen Menschen ermordet, wer einen Menschen ermordet hat, ist Cain, wer Cain ist, ist Adams Sohn, wer einen Clericus verachtet, ist demnach Cain, also ist er Adams Sohn. Nun soll er übersetzen, was Clericus heiße, worauf er antwortet: ein Schulfux. Turbo soll jetzt eine Stelle aus Virgil interpretiren, worauf er folgende Verse anführt:

(Aen. 6,743—747) Quisque suos patimur manes, exinde per amplum
Mittimur Elysium, et pauci laeta arva tenemus,
Donec longa dies perfecto temporis orbe
Concretam exemit labem, purumque reliquit
Aetherium sensum, atque aurai simplicis ignem:

Aus der Art aber, wie Turbo diese Verse interpretirt, sieht der Lehrer mit Schrecken, daß Jener der Schulzucht schon gänzlich entwachsen ist, denn er bezieht Alles auf die Plagen, die man in der Schule erleben muß, z. B. quisque patimur manes übersetzt er: wir bekommen Alle Schläge oder werden mit Ruthen gehauen; pauci laeta arva tenemus = nicht Alle lernen wir Weisheit. Der Lehrer glaubt ihn daher aufgeben zu müssen nach der mit deutschen Worten angeführten Regel:

Studirstu wol, so wirstu braten Hüner voll,
Studirstu übel, so issestu mit den Säwen aus dem Kübel.

Als auch ein anderer Schüler ähnlich wie Turbo antwortet und sagt, er habe sich seine Denkweise von Jenem angeeignet, geräth der Präceptor ganz in Aerger und sagt, es sei seine zehnjährige Schularbeit an Turbo ganz vergebens gewesen, worauf dieser in sehr richtiger Beurtheilung der geisttödtenden Schulmethode jener Zeit antwortet: neque in tuis laboribus quidquam desidero, nec in ipsis litteris, sed in meis profectibus, ut qui post

decennium nihil eorum, quae hoc pulcherrimum universum complectitur, scio, tantum vocabulis et praeceptis ad labia usque refertus sum atque distentus, ut quoties os mihi patet, magnam farraginem ejiciam, nec nisi syllogismis, distinctionibus, maximis et monstrosis voculis inter elegantes et eruditos perstrepem. Darauf gehen sie in großem Zorne auseinander.

Zweite Scene. Ein zurückbleibender Schüler Lentulus kann sich Turbo's Betragen gar nicht erklären und erzählt einem dazukommenden Lehrer der Beredsamkeit, Psittacus, der sich nach dem alten Präceptor erkundigt, derselbe sei seit kurzem krank aus Aerger darüber, daß Turbo die Schule verlassen werde, die ihm nicht mehr zusage; er habe sich sogar ehrenrührig gegen den alten Lehrer ausgesprochen und unter andern gesagt, es sei ganz einerlei, ob man alte Schuhe flicke oder mit so spitzfindigen Untersuchungen (spinosis studiis) wie bisher, das ganze Leben hinbringe. Psittacus freut sich ihn nunmehr in seinen Unterricht zu bekommen.

Dritte Scene. Harlequin, auch ein Schüler ist sehr vergnügt darüber, daß Turbo nicht länger in der Schule bleiben will, denn er gedenkt ihm zu folgen. Darauf trifft Turbo mit einem alten Bekannten, Stellinus, einem Mathematiker, zusammen, der ihn fragt, was er nun vorhabe, da er die Wissenschaften aufgebe? Turbo leugnet jedoch Letzteres und sagt, er verlasse bloß die Schule (jugum excussi Logodaedalorum, qui nihil credunt esse literatum, nisi quod nexus et nodos resipit); jetzt aber treibe er Rhetorik um zu sehen, ob diese seinen Wissenstrieb befriedigen werde. Stellinus aber sucht ihm deutlich zu machen, daß er durch die Rhetorik in seinem wahren Wissen nicht viel weiter kommen werde. Da hieraus Turbo vermuthet, daß Jener das wahre Wissen in der Mathematik zu finden glaube, so sagt er ihm, die Mathematik enthalte ja nur lächerliche Dinge; wogegen ihn Stellinus zu sich nach Hause einladet, um ihn dort eines Besseren zu belehren. Turbo geht diesen Vorschlag gern ein und nimmt den Harlequin mit.

Vierte Scene. Turbo kehrt in seinen Ansichten ganz umgewandelt aus der Wohnung des Stellinus zurück; ist aber voller Unruhe darüber, daß er die Mathematik bisher so sehr habe verkennen können. In diesem Selbstgespräche wird er aber von Pilsius dem Politiker und Banuthus dem Historiker belauscht, die ihn

wegen seines Glaubens an die Wichtigkeit der Mathematik verspotten, und ihm zeigen, wie wenig Fortschritte er in der Weisheit werde machen können, wenn er von der Geschichte nichts wisse; die Mathematik täusche nur durch Spitzfindigkeiten, welche aus dem Alterthume herstammen und jetzt keine Geltung mehr haben. Darüber wird Turbo immer mehr in seinem Innern irre und Jene verlassen ihn in diesem Zustande.

Fünfte Scene. Turbo überläßt sich ganz dem Unmuthe des nicht gestillten Wissenstriebes und verachtet immer mehr die Disciplinen, die seinen Erwartungen so wenig entsprochen haben. Harlequin bestärkt ihn in dieser Gesinnung und räth ihm, sich mit Niemanden mehr über dergleichen Dinge einzulassen. Turbo ist in völliger Rathlosigkeit und traut weder seinen Lehrern noch sich selber. In dieser Stimmung begegnet er einem Reisenden, Horatius, mit seinem Diener, von dem er anfangs als ein Schüler verspottet wird; Horatius sagt z. B. zu ihm: **Vah hominis sceleton, qui per papyrum peregrinatur, in atramento navigat, pennis digladiatur, vocabulis servit**; er verachtet die Wissenschaften und erkennt nur die Welt als seine Schule, so wie die verschiedenen Länder als seine Lehrer. Dem Harlequin gefällt diese Theorie sehr. Horatius will auch von den Politikern und Historikern nichts wissen und redet dem Turbo zu, jede Wissenschaft liegen zu lassen und sich dem Staatsdienste zu widmen. Hierdurch wird Turbo wiederum in Schwanken versetzt und fragt den Horatius nach seinem Wirthshause, um ihn dort genauer über seine Ansichten auszuforschen.

Die darauf folgende Zwischenscene, welche keinen Zusammenhang mit dem Gange des Stückes hat, soll unten besonders behandelt werden.

Zweiter Akt.

Erste Scene. Turbo ist mit seinem Diener Harlequin nach Frankreich gereist, um dort feine Lebensart zu lernen; das Ganze steht aber dem Diener gar nicht an, besonders da ihm die Sprache durchaus unverständlich ist; er meint, die Schufte würden wohl deutsch reden, wenn sie nicht lauter Spitzbübereien vorhätten; er habe vor kurzem nach Hause gehen wollen, und am Thore gefragt, wo der Weg nach seinem Vaterlande gehe? Da habe Einer geantwortet: **kolallefus**, ein Anderer: **fullefus**, ein Dritter: **kedikefus**

(lauter corrumpirte französische Worte: que voulez-vous? que dites vous? was freilich kolalefus sein soll, verstehe ich eben so wenig, wie Harlequin; vielleicht: où allez vous?). Er aber habe zornig darauf geantwortet: Narrefus, Schelmefus, Diebefus, und sei zu seinem Herren zurückgekehrt. Darauf unterhalten sich zwei eben auftretende Franzosen, Gerson und Malliet in französischer Sprache über die Liebe, bis der Diener derselben endlich den ihm schon bekannten Harlequin bemerkt und grob anredet, worauf dieser sogleich mit Schlägen antwortet und den Diener fortjagt.

Zweite Scene. Hierzu tritt Turbo in Gesellschaft des Reisenden, Horatius, und eines Tanzmeisters (magister ceremoniarum), Pollux. Nachdem Turbo den Harlequin zur Ruhe verwiesen, fährt er fort, sich vom Tanzmeister in Körperwendungen, Verbeugungen und dergl. unterweisen zu lassen. Endlich gehen sie, wieder zu Harlequins Aerger, fort, um Ballons zu spielen.

Dritte Scene. Panurgus, ein vagabundirender Sprachmeister, hat jetzt gerade keine Beschäftigung und daher großen Hunger, weshalb er den ihm begegnenden Malliet um Unterstützung bittet; der hat aber auch nichts, empfiehlt ihm jedoch die beiden neu angekommenen reichen Fremden, Turbo und Harlequin; sie seien aus Sarmatien oder Schlavonien, oder Moskau, auf jeden Fall sehr weit her, worauf er den Harlequin herbeiruft, welchem Panurgus ganz unterthänig auf italienisch seinen großen Hunger klagt. Harlequin versteht kein Wort; daher fordert Panurgus ihn jetzt auf Spanisch, aus Gründen der Religion und Moral, zum Mitleiden auf; Harlequin versteht das ebenso wenig; als nun aber gar Panurgus auf Sarmatisch erwidert: Vasha gnada jest hozhem naushe vishc skassiti, ahibi mogel nasche serze resmoziti. Sakei aku misidai sagada hpomuzhi napridete taku ja sa moja Zheua dianuk atera sa velike lakose volo sday se hozheo essuschiti — da geht dem Harlequin die Geduld aus und er ruft seinen Herrn zu Hilfe, dem er darauf sagt, daß dieser Mensch stets seine Sprache verändere, erst habe er wie ein Esel gesprochen, dann wie ein Stier und nun wie eine Gans. Als Turbo hierauf den Panurgus fragt, was er denn eigentlich wolle, antwortet er hebräisch, und da Turbo sagt, er verstehe das nicht, erwidert er griechisch Folgendes: *τὸν ἐν ἀνθρώποις μέγαν γενέσθαι ἐθέλοντα δεῖ εἶναι πολύγλωσσον, ἑτέρων γὰρ γλωσσῶν γνῶσις τίκτει*

θαῦμα μέγα· ἐὰν θέλῃς οὖν γλώσσας μαθεῖν, κύριε, ἐγὼ μὲν αὐτὰ σμικροῦ μισθοῦ σε διδάξω. πρῶτον δὲ λιμὸν καὶ δίψαν μου κώλυε. λιμώττω γὰρ καὶ διψῶ λίαν. Turbo fragt ihn, ob er auch französisch und deutsch spreche? worauf Panurgus in beiden Sprachen antwortet, und zwar sagt er auf deutsch: Herr ich könnt wol Teutsch, Aber was hülff michs, weil ihr mir nichts geben wolt, Mein Zung ist mir nuhn mehr so dürr, das mich viel mehr gelüstet einen guten Trunk zu thun, alß viel Sprachen zu reden." Das versteht Harlequin auch und antwortet ihm: Eck skal dy resk eins bringen. Als Panurgus darauf auch gezeigt hat, daß er lateinisch spreche, sagt ihm Turbo seinen vollen Schutz zu und nun machen sich auch Harlequin und Panurgus näher bekannt, indem sie sich gegenseitig die unglaublichsten Dinge vorlügen, die sie erlebt haben sollten; z. B. spricht Panurgus von dem Lande Audivi von dem Lande der zusammengefrornen Wörter, dem Vogel Rukh und anderen Raritäten, die er gesehen haben will; dagegen hat Harlequin zehnmal den ganzen Erdkreis umschifft und ebenfalls sehr unglaubliche Dinge gesehen. Harlequin äußert aber gegen Turbo einen bedenklichen und ihn immer mehr beunruhigenden Einfall; nämlich: als er bloß deutsch gesprochen, habe er hinreichend Geld gehabt; als er Latein gelernt, schon weniger; der Mensch hier aber spreche alle Sprachen und sei dabei ganz zerlumpt; ob es ihnen nicht am Ende auch so gehen möchte? (p. 73.) Turbo erwidert darauf nichts.

Vierte Scene. Geryon, ein Fechtmeister, mit 2 Schülern Lapitha und Blessus, treffen mit Turbo, Harlequin und dem Sprachmeister zusammen und nach mancherlei gleichgiltigen und zum Theil sinnlosen Gesprächen stellt man Fechtübungen an.

Fünfte Scene. In dieser letzten Scene des zweiten Akts setzt Harlequin dem Publikum den Zustand Turbo's auseinander; wie er vom Drange nach Wissen getrieben, unstät von einem Gegenstande auf den andern überspringe und dabei täglich immer dummer und unzufriedener mit sich selber werde.

Zwischenscene, **Subulae societas** überschrieben: die Gesellschaft des Pfriemens. Sprechende Personen sind: Gubernator, der Vorsitzende der Gesellschaft; Bolsius, Examinator, der Prüfer der neu aufzunehmenden Mitglieder; Agrestis, Sorbinus, Avidus, Forcipinus, Ansius, Griphus, sechs neu

Aufzunehmende; Notarius, der Secretair der Verbindung. Es ist diese Gesellschaft gleichsam ein Orden von Knauserern und Filzen, und Leuten, die die zweckmäßigsten Arten, Geld zu erwerben, verstehn; man ist damit beschäftigt, die Eigenschaften jener neu Aufzunehmenden zu prüfen, und jene Leute werden, da ihre Talente sämmtlich genügend und für die Gesellschaft ersprießlich gefunden werden, wirklich aufgenommen.

Dritter Akt.

Erste Scene. Turbo und Harlequin sind verliebt. Ersterer ist eben im zärtlichen Zwiegespräch mit seiner Geliebten, Labella, begriffen, als Harlequin ihn unterbricht und über den unruhigen Dienst klagt, den er jetzt habe; (p. 98) er wolle fort; dabei kommt er aber mit seiner Geliebten, Rubella, ins Gespräch, und vergißt darüber seine Klagen. Es kommen bestellte Musiker und man tanzt.

Zweite Scene. Arminius, ein zurückgesetzter Liebhaber der Labella, theilt seinem Freunde Brandon mit, daß er, um sich an Turbo zu rächen, einen Brief im Namen der Labella geschrieben habe, worin sie meldet, daß sie den Turbo betrügen wolle; diesen Brief wolle er dem Turbo in die Hände spielen; einen ähnlichen Brief habe er in Turbo's Namen geschrieben, den er die Labella werde finden lassen. Brandon verspricht, dabei behülflich zu sein.

Dritte Scene. Harlequin allein. Er rühmt, was die Liebe alles aus ihm gemacht habe, er sei sogar Dichter und zur Probe gibt er folgendes Liedchen an: (p. 107)

1. Rubel wit mi, seit sie Ja,
Ha he hi ho hu, da da da.

2. Rubel kanst vil, seit sie Ja,
Fleich fleuden fleich, fleich id dich sah.

3. Rubel gfelst mir, seit sie Ja,
Guck guden guck guck, kom mi nah.

4. Rubel ist gern, seit sie Ja,
Botz boden botz botz, ich wird blaw.

5. Rubel hast nichts, seit sie Ja,
Ey eyden, ey eyden, machst mich graw.

6. Nubel leid dich, sagt sie Nein.
Au auden, au au, ich muß heim.

Vierte Scene. Turbo bemerkt, wie Brandon einen Brief zu verbergen sucht, jagt ihm denselben ab und wüthet über den Inhalt und die Treulosigkeit der Labella.

Fünfte Scene. Rubella findet den falschen Brief des Turbo und übergibt ihn der Labella, die aber glaubt, er wolle sich darin nur einen Spaß mit ihr machen; daher will sie sich bloß erzürnt stellen; Harlequin kommt dazu und schimpft sie wegen ihrer angeblichen Treulosigkeit aus.

Sechste Scene. Turbo will abreisen, aber von der Labella doch noch Abschied nehmen, woran er jedoch verhindert wird, indem er nebst Harlequin vor der Wohnung der Labella ungeheure Schläge bekommt und sich eilig fortmacht.

Zwischenscene. Hermaphrodit.
Satirische Darstellung eines verkehrten Staatsregiments.

Vierter Akt.

Erste Scene. Turbo ist mit Harlequin ins Vaterland zurückgekehrt und hat sich einem Alchimisten, Beger, in die Arme geworfen. Dieser wird von Harlequin aufs bitterste verspottet.

Zweite Scene. Turbo's Unterredung mit dem Alchimisten und Hoffnung auf großen Gewinn.

Dritte Scene. Turbo ist voll der abenteuerlichsten Aussichten; er kann, seiner Meinung nach, Gold machen, alle Krankheiten heilen, ewig jung bleiben, mit allen Geistern umgehen; seinen Lehrer, den Alchimisten, hat er daher mit einem Geschenke von einigen hundert Thalern entlassen.

Vierte Scene. Zwei Bürger, Prudentius und Fabius, wundern sich über die Abwege, auf die ein sonst so begabter Mensch, wie Turbo, zu gerathen im Stande ist. Sie reden den eben zutretenden Harlequin sehr höflich an, um Genaueres über seinen Herrn zu erfahren (S. 144); jener hat aber nicht Zeit, viel zu antworten, denn er soll rasch 8 Pfund Kreide holen, um damit den jüngsten Tag auszurechnen; übrigens ist er auch eingebildet und hochmüthig geworden und verläßt die Bürger mit Grobheiten.

Fünfte Scene. Turbo hat Alles verloren; die Tincturen

sind in Rauch aufgegangen, und er ist vollkommen enttäuscht und in Verzweiflung; alle seine Retorten und Oefen hat er zerschlagen, die Bücher zerrissen; das Vermögen ist fort. Harlequin jammert und will in die weite Welt gehen.

Zwischenspiel. Ein Bote aus den elysischen Gefilden erzählt dem Harlequin, wie es dort zugeht.

Fünfter Akt.

Erste Scene. Ein Gespräch mehrerer allegorischer Personen, der Wahrheit, Ruhe, Einfalt, Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit, des Urtheils, der Mittelmäßigkeit, Duldung, Einsamkeit und des Todes; sie zeigen, daß alle Herrlichkeit der Welt und alle Kenntniß nichtig ist, wenn die Hingebung in den Willen Gottes und die Erkenntniß Christi fehlen.

Zweite Scene. Turbo klagt sich in Verzweiflung selbst als den Urheber seines trostlosen Zustandes an und will seinem Leben ein Ende machen.

Dritte Scene. Turbo geräth zu jenem Chore allegorischer Wesen und klagt besonders zur Weisheit, daß er sie auf allen seinen Wegen nie habe finden können, worauf ihm diese erklärt, daß dies auch unmöglich gewesen sei, da er sein eigenes Innere und das Wesen Gottes nie durchforscht habe. Turbo beschließt, das zu thun, wird ruhig in seinem Innern, besonders durch die weisen Lehren jener Wesen und will fortan nicht mehr Turbo sondern Serenus heißen.

Mit der oben übergangenen ersten Zwischenscene (**interscenium**), d. h. der zwischen dem ersten und zweiten Akt, außerhalb des Stückes liegenden Scene, müssen wir uns hier etwas genauer beschäftigen. Das Gespräch wird geführt von einigen Schülern und einem Menschen, Hilarius, der das pedantische Unwesen der Schulen verspottet. Zuerst macht er das seltsame Treiben der Schulleute lächerlich, die den ganzen Tag nichts thun als bejahen, verneinen, unterscheiden, Aufgaben machen und dergl.; was ein Schüler, Serra, übel nimmt und fragt: **quid clamas furcifer? tu pol sanus non es.** So zanken sie sich eine Weile, bis Serra dem Hilarius den griechischen Vers zuruft: πεινήσεις μάλα μακρὸν ἐς αὔριον ἔσθιε νῆφε, worauf folgende Antwort erfolgt: Boß dich mit dei-

nem befehlen, das dich der Dollinger gebick und an den Dolman schnier oder barle, das ichs verfünsche; d. h. Schweig mit deinem Dreck, daß dich der Henker fange und an den Galgen hänge, oder sprich daß ichs verstehe. Serra. Was sprichst du da? Hilarius. Was geht dich meine Sprache an, da ich die deine gern entbehre. Serra. Ich habe griechisch gesprochen, was nicht zu verstehen eine Schande ist. Hilarius. Und ich die Mondsprache (lunatice), von der es gut ist, daß sie nicht viele verstehen. Serra. Du verstehst kein Griechisch? Hilarius. Du Voppart, ich will dich bald auf den Kabas goffen, alch dich über den Braithart; d. h. Du Narr, ich werde dich bald über den Kopf schlagen, geh in die weite Welt. Serra erwidert mit einem Verse aus Homer (Il. 3, 222). (ἔπεα) νιφάδεσσιν ἐοικότα χειμερίῃσιν. Hilar. Der quien dotsch würt die schwertz im Schrefenboß Nahrung thon haben, das er so ein Schmalkachel ist; d. h. der Hundsfott wird die Macht im Hurenhause seine Nahrung gesucht haben, daß er so ein Uebelredner ist. Serra. Εἴγε πάθοι τάκ' ἔρεξε δίκη δ' ἰθεῖα γένοιτο. Hilar. Wisul nimb hin den döul und kimmer die wendrich und Hans von Geller und stoß in den Rimpfling, dann alch dich hinder das funckharthol. Menckhels daselbst und schöcher schurbrand datzu, das wird dir grim sein. D. h. einfältiges Volk, nimm hin den Pfennig und kaufe dir Käse und grobes Brot und tauche es in Senf; dann gehe hinter den Ofen, verzehre es daselbst und trinke Bier dazu, das wird dir gut sein. Serra. Was heißt das? Hilar. Wenn ihr disputirt, versteht keiner den andern. Das machen die Loe bsäffot; damit solt man euch in den Stronbart hinaus goffen. D. h. das machen die bösen Bücher, damit sollte man euch in den Wald hinaus schlagen. Serra. Sage was du eigentlich willst? Hilar. Ein Sefel auf dein giel; d. h. einen Dreck auf deinen Mund. Serra. Ich gehe, wenn du nur Possen treiben willst. Hilar. Bleib, ich will mit dir reden, daß du es verstehen kannst, obgleich ihr Narren das selten thut. Jetzt gesellt sich ein anderer Schüler, Tacitus, hinzu, der die Streitenden zu besänftigen sucht, indem er sagt, schulgerechte Disputationen gehörten in die Schule und nicht ins gemeine Leben. Dies steht aber dem pedantischen Serra nicht an und er entfernt sich (p. 48). Während die beiden anderen noch sprechen, kommt ein Lehrer, Publius, den Hilarius einen vocabularius princeps nennt, mit einem Schüler, Graculus und dem

wieder zurückkehrenden Serra hinzu. Serra hat dem Lehrer schon erzählt, was jene beiden, Hilarius und Tacitus, für arge Spötter seien, weshalb der Alte sie dann auch mit den stärksten Schimpfreden andonnert. Hilarius und Tacitus antworten spöttisch, müssen jedoch eine Menge gelehrter Thesen mit anhören, die Graculus auf des alten Magisters Befehl vorliest. Darauf verhöhnt Tacitus die pedantischen Schulleute und ihr nutzloses und hochmüthiges Treiben aufs Bitterste.

Die in diese Scene eingeflochtenen und dem gelehrten Serra gänzlich unverständlichen Sätze, welche dem Hilarius in den Mund gelegt sind, sind aus der sogenannten rothwälschen Sprache entnommen und wir können die ganze Scene übersetzen mit Hilfe eines alten Wörterverzeichnisses, was zwar nur gering an Umfang ist, aber doch sämmtliche in unserer Scene vorkommende Ausdrücke erklärt. Dieses Verzeichniß findet sich gedruckt in drei Schriften, deren keine sich auf die andere bezieht, die aber eine gemeinsame Quelle haben, so daß in allen dreien dieselben Wörter nur in mehr oder minder alphabetischer Ordnung und mit geringen Unterschieden in der Erklärung vorkommen, nämlich: 1) in Georg Schottels „ausführlicher Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache." Dieser gibt die Quelle an, aus welcher er das Verzeichniß hat, nämlich ein, so viel ich weiß, sonst unbekanntes Buch folgenden Titels (S. 1262 der Ausg. von 1663. 4.): Das Elemental der Rothwelschen Grammatic und Sprach, von den Hochgelehrten Cammesiern in der Wanderschaft beschrieben, daß nit ein jeder Hautz verlunschen und barlen mag. Ja ein Dart auf sin Gil. D. h. von den hochgelehrten verlaufenen Schülern in der Wanderschaft beschrieben, daß nicht ein jeder Bauer es verstehen und sprechen kann; ja ein Dreck auf seinen Mund. Eine Jahreszahl ist nicht angegeben; die Ordnung der Wörter unter einem Anfangsbuchstaben ist nicht streng alphabetisch. 2) Hiernach ist wahrscheinlich das Verzeichniß gemacht welches sich in des Moscherosch Buche: Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald befindet. Denn abgesehen davon, daß bei Moscherosch die alphabetische Ordnung streng hergestellt ist, ist auch die Erklärung bei Schottel viel alterthümlicher und bedarf oft selbst wieder der Erklärung, z. B. wenn das Wort Blech erklärt wird mit Blappart, was sonst Blaffart, Blaffert heißt und wofür Moscherosch gleich setzt;

ein halber Batzen. — Andreä selber endlich hat seine Kenntniß des Rothwelschen entweder aus demselben Buche, was Schottel als seine Quelle angibt, da sich, wie schon bemerkt, sämmtliche Ausdrücke aus dem nur kleinen Verzeichniß erklären lassen; aus Schottel oder Moscherosch aber kann er sie nicht haben, da die erste Ausgabe seines Turbo vor beiden Büchern, nämlich 1616 erschienen ist. (Die erste Ausgabe der Schottelschen Grammatik erschien 1641, des Moscherosch Gesichte aber 1650.) Oder er hat die Wörter aus einem dritten, öfter wiederholten Buche, dem **Liber vagatorum**, entnommen, in welchem jenes Verzeichniß zum ersten Male gedruckt ist. Vergl. v. d. Hagens Anmerkung über die jüdisch-deutsche Bearbeitung des Wigalois, im Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, Bd. 1. S. 560. Dieses Buch scheint zuerst bald nach 1509 gedruckt zu sein, denn in dem funfzehnten Kapitel des ersten Abschnittes kommt folgende Stelle vor: Als kurtzlich in dem Tausent Funffhundert vnd in dem Newndten Jar gen Pfortzheim ein frawe kam u. s. w. Andere Ausgaben, die Herr Professor Maßmann verglichen hat, sind von 1525, 1528, (letztere ist mit einer Vorrede von M. Luther zu Wittenberg herausgekommen,) und von 1617. Exemplare dieses Buches sind jetzt höchst selten; in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet sich eins. Nach einer Bemerkung Frischens im Wörterbuche Th. 2. S. 129 unter dem Worte Rothwelsch finden sich auch Beispiele jener Sprache in Geilers von Kaysersberg Narrenschiff, Fol. 229; indessen habe ich in der ältesten lateinischen Ausgabe der **Navicula sive speculum fatuorum** vom J. 1510 keine Spur davon gefunden; die Stelle aus Brants Narrenschiff aber, in welcher rothwelsche Wörter vorkommen, lautet so (S. 184 der neuen Ausgabe von Strobel):

Zu Basel vff dem kolenbergk
Do triben sie (die Bettler) vil bubenwergk.
Ir rottwelsch sie im terich hand[1]),
Ir gfüege narung durch die land.
Jeder Stabyl[2]) ein hörnlüten[3]) hatt,
Die voppen, ferben, ditzent gat[4]),
Wie sie dem predger[5]) gelt gewyen;

1) Haben sie im Lande. 2) Bettler. 3) Beischläferin. 4) Lügen, betrügen, betteln. 5) Heißt im Liber vagatorum Breger d. i. Bettler.

Der kiog, wo sy der joham gryen[1]).
Durch alle schöchelboß[2]) er louffe,
Mit rübling junen[3]) ist syn louff,
Biß er beseveler[4]) hye und do,
So schwänzt[5]) er sich dann anderswo.
Veralchend über den breithart[6])
Styelt er all breitfuoß vnd flughart[7])
Grantner[8]), Klangvetzer fuoren mit[9]).

Es würde hier zu weit führen, genauer über jene Wörterverzeichnisse oder über die Rothwelsche Sprache überhaupt zu sprechen, da ich nur die Absicht habe, jene Scene in Andreä's Schauspiele zu erklären und die darin vorkommenden Rothwelschen Ausdrücke, so viel es angeht, auf ihren Ursprung zurückzuführen. Nur das mag hier gesagt werden, daß die Rothwelsche Sprache mit der Zigeunersprache durchaus nicht verwechselt werden darf; letztere ist ihrem grammatischen Bau und ihren lexicalischen Bestandtheilen nach die selbständig ausgebildete Sprache eines eigenen morgenländischen Volkes. Dagegen ist das Rothwelsche im Allgemeinen nur die deutsche Sprache, welche aber mit sehr vielen ganz fremdartig klingenden Wörtern vermischt ist, die sich im Allgemeinen bis jetzt unter den völlig organisirten Spitzbubenbanden Deutschlands, Polens und Böhmens erhalten haben. Vgl. das Wörterverzeichniß am Ende der Geschichte des Criminalprozesses wider die Brandstifter Horst und Delitz, herausgegeben von H. L. Hermann. Berlin 1818. 8.; so wie das neuerdings von Thiele herausgegebene Buch über die jüdischen Gauner. Die Wörter der Rothwelschen Sprache sind aus drei Sprachstämmen entlehnt: 1) es sind mehr oder weniger verderbte hebräische Wörter; 2) andere sind aus

---

1) Der zusieht, wo der Wein gut sei. 2) Wirthshäuser. 3) Würfel spielen. 4) Betrüger. 5) Geht er. 6) Gehend über die weite Heide. 7) Gänse und Vögel. 8) Im Verzeichniß bei Moscherosch ist dies Wort erklärt durch Vir-Tänzer; da es indessen später (s. Grolmnnns Wörterbuch) einen Bettler bedeutet, der sich krank stellt, namentlich mit Krämpfen behaftet, so ist in jenem Verzeichniß wahrscheinlich Veits- oder Vits-Tänzer zu lesen, d. h. der den St. Veits-Tanz hat. 9) Dieser Vers heißt in der Strobel'schen Ausgabe fehlerhaft: Grantner, Klant, Vetzer fuvren mit; die beiden letzten Wörter sind zu einem zusammenzuziehen: Klank- oder Klangvetzer, was in Liber vagatorum und bei Moscherosch lautet: Klingenvetzer, Leierer, Leiermann. Strobel kann daher in der Anmerkung natürlich das Wort Klant auch nicht erklären.

romanischem Sprachstamme; 3) noch andere gehören ihren Grundbestandtheilen nach der deutschen Sprache an, und zwar sind diese entweder nach Analogie anderer deutschen Wörter aus deutschen Wurzeln gebildet, wie z. B. Breitfuß für Ente, Dritling oder Trittling für Schuh; oder gewisse schon vorhandene deutsche Wörter werden in einer eigenthümlichen Bedeutung genommen, z. B. Floß für Suppe, Schwerz (die Schwärze) für Nacht, die bei den neueren Spitzbuben auch Leine genannt wird. S. Herrmann a. a. O. S. 119. Von Wörtern aus der Zigeunersprache, wie man deren in Bischoffs Wörterbuche der Zigeunersprache, in Kogalnitschans kleinem Buche sur les Cigains und in anderen Büchern findet, ist mir nur ein einziges bekannt, was vielleicht in die Rothwelsche Sprache übergegangen ist, nämlich tschel in Wy-schulm. Die in Andreä's Zwischenspiele vorkommenden Rothwelschen Wörter sind folgende: Boß dich, schweig still, hängt zusammen mit dem im deutschen noch üblichen passen, stillschweigen (besonders beim Kartenspiele gebräuchlich) und kommt, wie dieses, von dem lateinischen oder italiänischen pausa, pausare.

Beseflen ist ein Zeitwort, was von dem Rothwelschen Hauptworte Sefel, Unrath, Schmutz, herkommt, wovon das Zeitwort seflen, seine Nothdurft verrichten, und davon das in unserer Stelle vorkommende beseflen erstlich in derselben Bedeutung, und dann besonders figürlich, betrügen, gerade wie in der früheren und jetzigen deutschen Volkssprache auch das Wort, was dieselbe unsaubere Bedeutung im eigentlichen Sinne hat, in seiner figürlicher Bedeutung betrügen heißt. So kommt das Wort beseffeln zunächst als der Gaunersprache angehörig auch in Joh. Agricola's Sprüchwörtern der Deutschen (1558) Bl. 265a. vor: „Ich halt sie für bettler, welche den hautz und die hautzin beseffeln, d. h. welche den Bauer und die Bäuerin betrügen. Aber das Wort ist auch in die ganz gebildete Büchersprache übergegangen und kommt in der Form besebeln in den Schriften des sechzehnten Jahrhunderts gar nicht selten vor, jedoch immer in der figürlichen Bedeutung betrügen, z. B. in Mathesius Sarepta, Fol. 50a. „so wird man in jener Welt gewar werden, wie es ein außgang mit den leuten gewonnen habe, — die jederman besebelt und gebrennet.“ Ebendas. Fol. 56a.: „das ist conterfey und triegerey, damit viel leut besebelt werden“. Fol. 111b. „die zuhörer faren mit gewalt, sind bodenloß,

rauben und schinden, besebeln und übervortheilen alle Welt". Davon auch die Hauptwörter Besebeler, Betrüger, und Besebelung, Betrug. Mathesius im Leben Luthers, Fol. 11b. Ders. im Diluvium, d. i. Außlegung und Erklerung der Historien von der Sündfluth. Fol. 23a: „betrug, besebelung und rauberey." Mit dem Rothwelschen Substantiv Sefel, Schmutz, vergleiche man das altfranzösische savelon, lateinisch sabulum, Sand, neufranzösisch sablon; auch scheinen hiermit die deutschen Wörter Sabber, sabbern, seifern (was dasselbe bedeutet, wie sabbern) ja selbst Seife, diese Schmutzmasse, die, ächt homöopathisch, den Schmutz wegnimmt, verwandt zu sein.

Dollinger heißt der Henker und hängt offenbar zusammen mit dem gleich darauf folgenden Worte Dolman, der Galgen. Beide Wörter kommen in den Wörterverzeichnissen der Rothwelschen Sprache in sehr verschiedenen Formen vor, nämlich für Dollinger findet man: Dalinger und Dallinger bei Moscherosch und Schottel, Tollejer im Lexicon der jüdischen Geschäfts- und Umgangssprache von J. F. Stern. München 1833. S. 36; für Dolman aber: Dolme in der Rothwelschen Grammatik. Frankf. a. M. 1755. S. 6; Tholman bei Moscherosch, Tolleje und Tlia in Sterns Wörterbuche S. 56. Ich war anfangs geneigt, diese Wörter von dem deutschen Tolle oder Dolle herzuleiten, was das Oberste oder den Gipfel einer Sache bedeutet, (S. Frisch Wörterbuch) und in der Form Tolde schon nicht selten in den Schriften des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts vorkommt, wo es die Krone der Bäume bedeutet; indessen führen doch die Formen Tlia, Tolleje, Tollejer mehr auf einen hebräischen Stamm, nämlich auf das Zeitwort תָּלָה aufhängen, als Todesstrafe; dieselbe Wurzel liegt auch in תָּלַל aufhäufen, erheben, Participium תָּלוּל hoch.

Gebicken, fangen, ist das deutsche Wort packen, ergreifen. In der Rothwelschen Grammatik von 1755, S. 9 ist die falsche Erklärung fahren nur Druck- oder Lesefehler für fahen.

Barlen, reden, kommt aus romanischem Stamme, parlare, parler; denselben Stamm finden wir auch in dem Hauptworte Barlir oder Barlirer wieder, was bei den Steinmetzer und Zimmerleute denjenigen Gesellen bedeutete, welcher in Abwesenheit des

Meisters das Wort führte und die Anordnungen machte. S. Koch Für deutsche Sprache S. 79; daraus ist dann das bei uns gebräuchliche Polir (Maurer-, Zimmer-Polir) entstanden.

Verlüntschen, verstehen, vielleicht aus dem jüdisch-deutschen Hauptworte Luschen, die Sprache (Stern's Lexicon S. 32) was vom hebräischen לָשׁוֹן kommt.

Voppart, ein Schimpfwort, der Narr; das Zeitwort voppen heißt lügen, und ein Vopt ist eine Lüge. Es hat wahrscheinlich seinen Ursprung von der deutschen Wurzel fop, englisch fop, ein Narr, und als Zeitwort: zum Narren haben, wie das deutsche foppen. Dies hängt mit dem französischen fou zusammen.

Kabas, der Kopf, gehört zu einer Wörterfamilie mit caput und Kopf selbst. Im Altfranzösischen heißt ganz ähnlich le capas der Kopf, eigentlich der große Kopf, im Gegensatze von capet, der kleine Kopf.

Goffen, schlagen, heißt in der Rothwelschen Grammatik von 1755, S. 14, so wie in Grolmanns Wörterbuche der Spitzbubensprache S. 40: kuffen und ist noch vorhanden in unserem Worte knuffen, mit den Fäusten schlagen, plattdeutsch auch knüffeln. S. Dähnerts Wörterbuch.

Sich alchen, gehen, umherschweifen; davon hießen Alchbrüder vorzüglich Banden von entlassenen Soldaten, die umherzogen und plünderten, wie dies besonders in und nach den Zeiten des dreißigjährigen Krieges geschah. S. Moscherosch Th. 2 S. 632. Das Wort alchen ist offenbar jüdisch-deutsch und kommt vom hebräischen הָלַךְ, gehen.

Breithart wird in einem Abdrucke des Liber vagatorum, so wie in Schottels Verzeichniß erklärt mit Wirthin; in einem anderen Abdrucke des Liber vagatorum mit Witwen; beide Bedeutungen sind offenbar falsch, sie passen gar nicht in den Zusammenhang unseres Satzes. Die richtige Erklärung, aus welcher die ersteren durch Lese- oder Druckfehler entstanden sind, ist in einem dritten Abdrucke jenes Buches, dessen Vergleichungen mir Herr Prof. Maßmann mitgetheilt hat, nämlich: die wythin, d. h. die Weite, das weite Feld; das richtige gibt auch Moscherosch: die weite Heide. Das Wort ist rein deutsch, die Breite, die weite Welt, wie das Wort breit von der Ausdehnung der Gegend nicht

bloß in Stellen mittelhochdeutscher Dichter, sondern selbst schon in dem altsächsischen Gedichte Heliand vorkommt, S. 50, 1: an thesero bredon werold, und S. 131, 21: thius brede werold. Die Sylbe hart dient aber, wie hier in Breithart, in der Rothwelschen Sprache öfter zur Bildung von Substantiven, wie Blochhart, ein Blindgeborner; Boßhart, das Fleisch; Fluckhart, der Vogel; Ganhart, der Teufel; Grünhart, die Wiese; Glathart, der Tisch; Rauschart, der Strohsack; Sprankhart, das Salz.

Quien-dotsch ist ein Schimpfwort, welches buchstäblich unserem Worte Hundsfott entspricht, denn Quien bedeutet die erste Sylbe desselben und dotsch die letzte. Quien (auch in der Form Qui in Grolmanns Wörterbuch S. 55), der Hund, hängt wahrscheinlich mit den entsprechenden Ausdrücken der romanischen Sprachen, chien, cane, zusammen; aber dotsch, vulva, im Liber vagatorum erklärt mit fudt, steht vereinzelt da.

Die Schwerz, die Nacht, ist von dem Adjectiv schwarz. Schrefenboß, Hurenhaus. Das Wort Boß heißt Haus und ist nach der jüdisch-deutschen Aussprache des ת wie s aus dem hebräischen Worte בַּיִת (das Haus) entstanden; Moscherosch schreibt daher auch das ganze Wort Schrefenbeth, aber offenbar nicht nach der Aussprache sondern nach der Ableitung. — Das Wort Schreff, die Hure, ist wahrscheinlich germanischen Ursprungs und hängt dann zusammen mit dem englischen Worte schrew, eigentlich eine giftige Spinne, gewöhnlich aber ein keifendes, böses Weib, in welcher Bedeutung es in Shakespeare oft zu lesen ist.

Schmalkachel, einer der übel spricht, gehört ganz dem germanischen Stamme an, denn schmalen heißt in der Rothwelschen Sprache übel reden, und gehört zu dem deutschen Zeitworte schmähen, schimpfen. Kachel ist eigentlich jedes irdene Gefäß, als Schimpfwort daher in unserer Zusammensetzung bedeutet es, ein Behältniß für Schmähreden, einen stets Böses Redenden.

Wisul heißt in Schottels Verzeichniß Wyschulm, und bei Moscherosch, so wie in Grolmanns Wörterbuche S. 75: Weißhulm und bedeutet einfältiges Volk. Hier scheint Schottels Form Wyschulm die richtigste zu sein, indem die letzte Sylbe schulm dem Worte, was in der Zigeunersprache Volk bedeutet, am nächsten liegt, nämlich tschehl. Die erste Sylbe, wi, welche einfältig bedeutet, ist wahrscheinlich aus dem Wort witsch entstanden,

welches in der jetzigen Diebessprache dumm heißt und der Gegensatz von keß ist, d. h. klug im Sinne der Spitzbuben. S. Hermann's Prozeß gegen Horst S. 119.

Doul, eine kleine Münze, ein Pfennig, hängt vielleicht zusammen mit dem hebräischen דַּל niedrig, arm; דלל Armuth.

Kimmern, bei Schottel kummern, bei Moscherosch kümmern, eben so bei Grolmann S. 40, wo auch das Hauptwort Kümmerer, der Kaufmann, steht; unser Zeitwort heißt kaufen; bei Schottel steht als Erklärung das durch Druck- oder Schreibfehler entstandene rouffen. In Sterns Lexicon S. 100 ist die etwas abweichende Form kinien, so wie das Hauptwort Kone, der Käufer; diese Formen mit n führen aber gerade auf die Ableitung des Wortes, nämlich vom hebräischen קָנָה kaufen. Einem ganz anderen Stamme dagegen gehört das ganz gleichklingende Rothwelsche Wort Kimmern an, welches Läuse bedeutet; Sommers Wörterbuch der Rothwelschen Sprache S. 359; denn dieses kommt vom כִּנָּם, was von den jüdischen Auslegern auch mit Läuse erklärt wird.

Wendrich, der Käse, bei Schottel ebenfalls fehlerhaft erklärt Räß; die Benennung ist vom deutschen wenden, wahrscheinlich wegen des Knetens mit den Händen, weshalb er auch sonst in der Rothwelschen Sprache Handerich genannt wird. Grolmanns Wörterbuch S. 27, der auch für den ersten Ausdruck S. 75 die Nebenform Wennerich hat.

Hans von Geller, grobes Brot. Der Ursprung dieses Wortes ist mir durchaus unklar. Brot im Allgemeinen heißt Lehem oder Lechen, genau das hebräische לֶחֶם, und dieses Wort ist vielleicht in dem fast eben so unerklärlichen Ausdrucke: gehechelten Leben *), zu suchen, welches das Gegentheil von Hans von Geller, nämlich weißes, feines Brot bedeutet, obwohl man das Wort auch aus dem deutschen Leib, gothisch hlaif (Brot) herleiten könnte; das Wort gehechelten aber bleibt mir noch unerklärt. Mit dem Worte Hans gibt es noch die Zusammenstellung Hans Waltar, die Laus, bei Moscherosch, oder in ein Wort zusammengezogen: Hanswalter, in der Rothwelschen Grammatik von 1755, S. 10 und bei Sommer S. 359, was vielleicht, so wie Hans von Geller, einer bestimmten Person seinen Ursprung zu danken haben mag.

---

*) Rothwelsche Grammatik von 1755 S. 9.

Anders verhält es sich mit den Zusammenstellungen von Johann; diese bedeuten Wein und kommen vom hebräischen יין; so heißt gefunkelter Johann Branntwein, eigentlich Feuerwein.

Rimpfling, der Senf, bei Schottel Rumpfling, wahrscheinlich vom deutschen Worte rumpfen oder rümpfen, krümmen, zusammenziehen, von der Wirkung, die der Senf auf die Nerven hervorbringt.

Funkharthol, der Ofen, besteht wieder ganz aus deutschen Elementen, nämlich Funkhart (in der heutigen Diebessprache Flunkert), von Funke, heißt das Feuer, und Hol die Höhlung, also Funkharthol eigentlich die Feuerhöhle.

Menkhels, entstanden aus menkhele es, der Imperativ von menkeln, menklen, essen, verzehren, oder genauer, wie es Moscherosch erklärt: langweilig, d. h. behaglich essen, und so unterschieden von dem Rothwelschen Worte acheln, was überhaupt essen bedeutet und vom hebräischen אָכַל kommt. Das Zeitwort menkeln oder menken ist entweder ein jüdisch-deutsches Wort, was abzuleiten ist vom hebräischen יָנַק eigentlich saugen, dann mit Wohlgefallen genießen, wovon auch das Substantiv מֵינֶקֶת die Amme. Oder man könnte auch das Wort dem Romanischen Sprachstamme zuweisen und zunächst aus dem französischen manger, was von manducare kommt, erklären.

Schöchern, trinken, ist ein hebräisch-deutsches Wort von שָׁכַר sich satt trinken, sich berauschen. Hiervon die Rothwelschen Wörter beschöchern, viel trinken, und beschöchert oder beschöcher, betrunken, ein Wort, was in ähnlicher Form in der jüdisch-deutschen Sprache des gemeinen Lebens noch jetzt gebräuchlich ist, nämlich schicker, betrunken. Auch heißt im Rothwelschen Schöchersetzer ein Schankwirth.

Schnürbrand, das Bier, im **Liber vagatorum** Schürebrant; dagegen ist die Form in der Rothw. Grammatik von 1755 S. 22 Schürebаnd wohl Druckfehler; das Wort gehört ganz der deutschen Sprache an.

Die folgenden Wörter sind in ihrer Form nicht recht sicher. Bei Andreä, so wie bei Moscherosch und im **Liber vagatorum** heißt das erste Wort Loe, bei Schottel aber loc, die Bedeutung ist böse oder falsch. Ich halte Schottels Schreibart für die richtige denn diese läßt sich auf einen germanischen Stamm zurück-

führen, welcher sich zuerst in dem althochdeutschen Adjectiv lucki zeigt, was schon in Kero's Interlinearversion der Ordensregel des heil. Benedict, also im achten Jahrhundert vorkommt und falsch bedeutet: Mit Paulu potin lucke pruader fardoleent, d. h. mit dem Apostel Paulus ertragen sie falsche Brüder. S. Wilh. Wackernagels altd. Lesebuch Th. 1, S. 40. Die anderen Stellen, in denen das Wort vorkommt, findet man in Graffs Sprachschatz II. S. 134; es ist der Stamm zu unserem neuhochdeutschen Lug, Lüge. Das bei loc stehende Hauptwort lautet bei Andreä Bsaffot, bei Schottel dagegen Blaffot, das Liber vagatorum, Moscherosch und die Rothwelsche Grammatik von 1755 S. 4 haben die wahrscheinlich richtigste Form Bsaffot. Am meisten abweichend ist das Wort in Sterns Lexicon S. 74, nämlich Gsaff; aber dies, so wie die Schreibart Bsaffot führen auf die Wurzel saf, die wahrscheinlich aus dem hebräischen Wort ספר, das Buch, genommen ist, denn die Bedeutung ist in allen Wörterverzeichnissen übereinstimmend der Brief, in dem Zusammenhange unserer Scene aber auch Buch, so daß loc bsaffot heißt: trügerische, böse Bücher.

Stronbart, Strombart bedeutet den Wald und ist in seinen beiden Bestandtheilen rein deutsch.

Lücke.

VII.

Ueber Apologische oder Beispiels-Sprichwörter im Niederdeutschen.

Unter dem ebenso reichen als schönen Schatze von Sprichwörtern, mit denen unsere Muttersprache gesegnet ist, befindet sich eine eigene Classe, die man füglich *Beispiels-Sprichwörter* oder mit Schütze (Holst. Idiot. IV. S. 93—94), dem Einzigen, der ihrer gedenkt, apologische Sprichwörter nennen könnte.

Der Charakter dieser Classe von Sprichwörtern ist, daß ein gewisser allgemein üblicher Kraft- und Kernspruch, der an sich schon Sprichwort sein kann, aber nicht immer zu sein braucht, bei einem besonderen näher angegebenen Falle einem gewissen Individuum, Teufel, Mensch oder Thier, in den Mund gelegt wird, um bei ähnlichen Veranlassungen wiederum als Beispiel und Sprichwort zu dienen. Eine Wahrheit wird nicht als solche, sondern in und mit einem Beispiele vorgeführt, daher wir sie Beispiels-Sprichwörter nennen zu können glaubten. Es begreift sich ohne Weiteres, daß die Wirkung eines so erklärten, gleichsam ad oculos demonstrirten Wortes viel mächtiger und eindringlicher sein müsse, als die der bloßen Sprichwörter, vorausgesetzt, daß Bedeutung und Gelegenheit der Anwendung richtig erfaßt sind.

Diese Classe zeichnet sich übrigens, wie man leicht bemerken wird, durch besondere Derbheit und kühne, oft originelle Wendungen aus, so daß sie eines Theils wohl schmutzig und unanständig, anderes Theils aber wahrhaft komisch werden, indem besonders oft die unpassende oder unrichtige Anwendung aufgezeigt wird. Ein

Theil ist durchaus negativ und will an dem Beispiele zeigen, wie man dem Sinne des Sprichwortes entgegenhandelt, oder er ist ironisch, indem er den Handelnden selbst dagegen verstoßen läßt. Wo ein solcher Gegensatz oder Widerspruch aber nicht stattfindet, da ist es meistens die Wahl der eigenthümlichen, barocken Veranlassung, die unpassende Anwendung, die dem Sprichworte einen komischen Character gibt. Dazu tragen oft auch die Personen bei, denen dieselben in den Mund gelegt werden: wir finden hier den Teufel, Pfaffen, Advokaten, Tanzmeister, Schneider, Bauern, Käsehöker, Apotheker, Nachtwächter, den kleinen Jungen, die kleine Dirn, Vornamen wie Hans, Kunz, Niklas, Grete u. s. w., den Fuchs, die Mücke u. a. m. Mitunter finden sich in ihnen auch Geschlechtsnamen aufgeführt, und es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daß damit bestimmte Personen bezeichnet sind, an die sich die Entstehung eines solchen Beispiels-Sprichwortes knüpfte.

Wir haben den Anfang gemacht, hier die hauptsächlichsten Sprichwörter dieser wesentlich dem Niederdeutschen angehörigen Art zusammenzustellen, die uns für jetzt bekannt oder zugänglich waren und erlauben uns zum Schluß dieser Vorbemerkungen nur noch einige Worte über die darin beobachtete Schreibung, die sich bestrebt hat, der Aussprache so nahe als möglich zu treten, oder da, wo dieselbe unsicher schien, bei der etwa vorliegenden Quelle stehen blieb.

1) Die in geschlossenen Silben stehenden Vokale sind kurz, wenn unbezeichnet.

2) Die langen Vokale sind von den kurzen durch das Dehnungszeichen unterschieden, dessen die Diphthongen jedoch nicht bedürfen.

3) e in offenen Silben, wo es dem ä gleichlautet, wie im hd. leben, ist dem Laute gemäß durch ä bezeichnet.

4) å ist der eigenthümliche zwischen a und o mitten inne liegende Laut. Andere unreine vokalische Laute, ao, oa, uo u. s. w. sind meist unbezeichnet geblieben und auf ihre ursprünglichen Laute zurückgeführt.

5) Doppelconsonanz im Auslaute findet nicht Statt, es sei denn, daß sie durch Assimilation entstanden wäre und ein e hinter sich verloren hätte.

6) Im Auslaute stehen nur Tenuis und Aspirate, nämlich

p, k, t; ch, f; niemals die Media, außer wo ein folgendes e weggefallen und durch den Apostroph angedeutet wird, daß die Media nach langer Silbe eigentlich für sich (mit e) eine besondere Silbe ausmacht, säd' für sä-de; jung' ist Junge, junk aber jung.

7) Die Mediä g und b gehen vor t in die Aspiratä ch, f über, oder ihre Verbindung ist, bei ausgefallenem e, keine directe und unmittelbare.

I. Aus Pommern, Mecklenburg und Westphalen.

1. „Frîheit geit vôr golt!"
Säd' de wachtel un flôch in't holt.
2. „Hæv' di hôch", secht Peterman, un sweng't sik 'ne halffürtel mat hâverklî up 'n puckel.
3. „Wi sünt bêd' lîk stîf", secht pogaz, he lêch æwer unner.
4. „Albot helpt", säd' de schêper, un pifst in 'n strann' (in de sê). Aehnlich III, 8. II, 11.
5. „Dat is 'n anner körn", sär de bûr, dôr bêt he dörch ênen mûsekætel.
6. „Wat de gewenhêt nich dêt", sär de snîder, dôr stâl he ên stük von sîne êgene buxe.
7. „Nâ de vigelîne let sik gôt danfsen", sär de affocât, dôr krêch he ênen schinken.
8. „De bêren sünt sûr", sär de voss, as he nich anrêken kunn.
9. „Alles mit Mafs" säde de snîder un slôch sîne frû mit de elle dôt; vergl. III, 4.
10. Wo rôk is, is ôk für", secht de voss un schit up 't îs; erklärt durch: Du prahlst mit Vorzügen, und es ist nichts dahinter. (?)
11. „Half busch, half rok", secht de schêper un sit hinner'n knüttelsticken; das soll heißen: Du brüstest dich mit geringen Dingen.
12. „Wat bûten wol för wäder is"! secht de voss und sit hinner'n marlhalm; soll heißen: Du prahlst mit Kleinigkeiten. Vergl. III, 5.

II. Aus dem Holsteinischen.

(S. Schütze, Idiot I—IV.)

1. **Ik kan nich vun em bliwen, den he het et mî andân", secht dat mäken.**

2. **„Ansên deit gedenken", schrift de becker in Haderslæwen;** d. h. Ansehn bringt in Erinnerung, wie ein Bäcker an sein Haus hatte schreiben lassen.

3. **„Gotlof, de dâmit nix tô dôn het"! secht Antj Jikjak, wen se dat gansse dorp tôsâmen lâgen het.**

4. **He het ên ansläkgschen kop, wen he de trep hendâl falt.**

5. **„De bêren sünt sûr", säde de voss, as he nich anrêken kunn.**

6. **Väl Geschrei un wênich wul", säd de düwel un schôr ên swîn.**

7. **„Glîk un glîk gesellt sik", säd de düwel un kêm bî'n kôlenbrenner.**

8. **„Nix umsünst", secht de hân un sêt up de hen.**

9. **„Wat sechst du dârtô?" secht se in Hamborg.**

10. **„Ût de hast kumt nix gôdes", säd Ûlenspêgel, as he 'n semppot dâl fallen lêt.**

11. **Albot helpt, säd de mügg' und pifs in de sê;** oder: **säd Metj Hart un sôp en näsdröpel vôr döst.**

12. **Se het et so hilt as Metj, de drê bônen tô für harr un sik nich tît lêt, ên tô pröven.**

13. **„Beholt't as Hans Jung den Hötjer."**

14. **„Help holen*)", säd Grêtj, un harr ên lûs in 'n tögel** (helft mir halten — im Tiegel).

15. **He is êgen as Johan Fink, de wull' nich an'n kâk stân** (Pranger).

---

*) **Helphollen** wird ein eigenes Substantiv mit der Bedeutung: viel Geschrei und Aufhebens, viel Lärm um nichts. Es erklärt sich zur Genüge durch die oft überflüssig gebrauchte Redensart: **Hilf halten.**

16. „Då hef wi't spil gân“, säd de kröpel, un ful up de lîre: Das heißt gespielt, sagte der Krüppel und fiel auf die Leier.

17. „Lât wäsen“, secht Trîn un slêp bi'n kêshöker vör ên punt botter.

18. „Dat holt hard'“, säd de buk un schull lammen.

19. „Wer lank het, let lank hangen“, säd de düwel, un harr ên lat in 'n ârs.

20. „Dat gêf lucht“, säd de lütje dêrn un krêch twê kinner up ênmal.

21. „Lât man lôpen“, secht lütj un pist in de sêf (Sieb).

22. „Alles mit mâten“, säd de bûr un sôp ên kan brannwîn ût.

23. „As man ên hant umkêrt, licht ên minsch up 'n annern,“ harr jêne lütje dêrn secht.

24. „Quâden trôst!“ säd de lütje dêrn un harr 'n bullen bi'n büdel krægen.

25. „All wat gôt rückt, kumt von mî“, secht de aptêker, un harr in de büx schæten.

26. „Grad' auf, wie ich!“ säde de schêffe dansmêster.

27. „Dat is kên spâfs“, säd' de nachtwächter, wen man in't hôrn schit.

28. „Gotlof hier“, säd de schipper un wêr drê mîl in de sê.

29. „Stâ wifs, schipper!“ säd Hinz un smêt em över bôrd.

30. „Een krei hackt de anner kên ôg' ût“, plech Hans tô seggen, dô lêf he noch; als er noch lebte.

31. „Dat's ên fêlslach“, säde de slachter, un slôch de kô vör'n ârs.

32. „He feelt“, as Johan Niclas sîn kâter; as he mên, dat he up de kat sêt, sêt he up'n törfsôd'.

33. Ên pîp tôbak is gôt vör'n hunger“, säde de Sonderburger.

34. „Reinen års“, säd de präzeptor, oder ik dô kênen slach darup.

35. „Dat was ên toch“, säd’ Harm un tôch de brût dat hemd’ ût’n —.

36. „Stå töt““ (Stute), secht Mars Licht, un danſs (tanzte) mit de brût.

37. „Dat’s ’n œvertoch“, säd’ voſs un lêt sik ’t fel œver de ôren trecken; cf. ad III, 10.

38. „Wir sind hier, und hier sind wir“, secht de bûrvâg’t.

39. „Tô väl is tô väl“, säd’ jêner man, un harr sîn frô dôt slân.

40. „Dat hau’t anners um“, säd Mês Mûl.

41. „Unrecht!“ säd klâs un tœm dat pêrd bî ’n swanſs up.

42. „Wâr (hüte) bên“, säd pågelûn und gink in ’n pîrstal.

43. „Dat wâter têrt“, säd jên’ frô un trêd’ overn rönnstên.

44. „Al dink het sîn wêtenschop“, säd jêne lütje dêrn un harr dat licht mit ’n stêrt ûtpûstet.

45. „Wô de welt up un dâl geit!“ säd voss un sêt up’n sôtswang’. (Brunnenschwengel.)

46. „Nâ de årt un wîs“, secht Brôkstedt (so ists recht).

47. „Practica est multiplex“, säd de bûr un bunn de schô mit wörmt tô (Wermuth).

III. Aus dem Oldenburgischen.

(S. Firmenichs Germ. Völkerst. S. 232 ff.)

1. „Môder, wat is de welt doch grôt“, sä de jung’, dô kêm he achter’n kôlhof. Cfr. IV, 6.

2. „Väl köppe heft väle sinnen“, sä de knecht, as he mit ’n wâgen vul buuskôl umsmêt, un de êne trüllde hierhen, de anner trüllde dârhen.

3. „Dat wêr ên van ’t dûsent“, sä de nâdelmâker „jung’! gå hen un hâl mî ’n krôs bêr“.

4. „Alles mit måten", sä de snîder un slôch sîn wîf mit de ælę. Auch aus dem Westphälischen angeführt. s. I, 9.

5. „Hier is schûl", sä de voss un krôp achter'n bänthalm *).

6. „Wat d'r wäsen mut, dat mut d'r wäsen", sä de jung, dô harr he sik 'n mûltrummel koft.

7. „Elk sîn möge**)", sä de düwel, dô êt he torf mit têr; — sä de jung, dô êt he fîgen; — sä de bûr, dô êt he 't kint sîn brê up.

8. „Al bât helpt", sä de mügge, dô pifsde se in 't Jâder mêr. cf. I, 4. II, 11.

9. „Gôt, dat ik d'r nix mit tô dôn hef", sä de jung', as sik 'n pâr kreien bêten.

10. „'t is man 'n avergank", sä de voss, as se em 't fel aver de ôren trucken, womit zu vgl. Germania V. S. 248 Zeile 18 u. hier II. 37. Aehnlich auch in Pommern üblich.

IV. Aus Ostfriesland. Ibid.

1. „'t best in 't midden", sä de düwel, dô lêp he tüsken twê pâpen.

2. „Der kumt vöel nee's up", sä de jung' as he bäden sull.

3. „Dat ôge wil ôk wat", sä de blinde Jack, dô frebd' he nâ 'n moj' wicht. (sagte der blinde Jacob, da freiete er nach einem schönen Mädchen.)

4. „Ewigkeit is 'n lange tît, man mai kumt mîn läwen nich", hadd' de maid secht, dô se um mai trôhen (hier soviel als heirathen) sull.

5. „Elk deit wat" sä de junge: mîn vaar schleit mîn moor, mîn moor schleit mi un ik schlâ' dat bigg' (Ferkel).

---

*) Beide Wörter sind l. l. durch Lauschwinkel und Wassergras erklärt; wir übersetzen es: hier ist Ueberwind, (Sicherheit zum Lauschen) sagte der Fuchs und kroch hinter den Binsenhalm; cfr. I, 12.

**) Mögen, Neigung, Geschmack.

6 „**Moor, wat is de welt grôt**“, **sä de jung', dô quêm he achter de kôltûn.** Vgl. III, 1.

So viel für jetzt. Zur Vervollständigung dieser Sammlung wird man sich an das Volk oder die Idiotiken zu wenden haben, denn wenn das erstere auch im Ganzen über jene Zeit schöpferischer Thätigkeit hinauszusein scheint, in der es seine dem Leben abgezogene Philosophie in Sprichwörtern niederzulegen pflegt, so trägt es dieselben doch noch immer standhaft mit sich herum und führt sie im täglichen Leben auf der Zunge — Goldmünzen, die zwischen der kleinen Scheidemünze unterlaufen, ausgegeben und eingenommen, und nicht eingeschmolzen werden, wenngleich sie mit der Zeit von ihrem ursprünglichen Gepräge und somit an ihrem Werthe einbüßen.

Ob sich dergleichen Beispielssprichwörter wohl noch heute machen? Wir glauben kaum, und doch wäre es fast zu verwundern, da es sich bei ihnen meist nur um eine neue Anwendung des Vorhandenen handelt, die aber so leicht zu sein scheint, wie sie leicht Eingang finden müßte, wenn sie einigermaßen glücklich und treffend wäre, und — die Engländer wenigstens können sich dessen rühmen.

Wir haben seit längerer Zeit begonnen unser Augenmerk auf die Uebereinstimmung zu richten, welche, zum redenden Beweise gemeinsamer Abstammung und geistiger Verwandtschaft der Nationen, besonders die volksthümliche Literatur der Deutschen und der Engländer durchdringt. Wir können dieselbe nunmehr auch auf dem Gebiete dieser besonderen Art der Sprichwörter nachweisen, an denen die Engländer so reich sind, daß wir die folgenden in wenigen Augenblicken aus zwei Journalen komisches Inhalts ziehen konnten und leicht ums vielfache vermehren könnten. Freilich mögen sie meistens erst in neuerer Zeit und absichtlich gemacht sein. Doch begegnet man dergleichen häufig im Munde des englischen Volkes und bei den populärsten Schriftstellern, wie wir uns denn bei **Boz Dickens** viele gelesen zu haben erinnern.

Wie es auch um ihr Alter stehe, so wird man die folgenden nicht ungern lesen, da sie meistens sehr treffend und fein sind; manche enthalten witzige Wortspiele und sind weniger praktisch als lustig zu lesen; — aber das haben sie mit unseren gemeinsam, daß

sie alle eine bekannte Redensart in überraschende und komische Verbindung zu bringen wissen, wenngleich sie weiter gehen und es nicht scheuen, dabei gegenwärtige Verhältnisse und Lebende, bis zur Königin hinauf, mit gewohnter Freiheit anzugreifen.

1. „That's the first round to me!“ as the boy said when he finished the buttered toast.

2. „Come, I say, cut your stick!“ as the pig said to the porkbutcher.

3. „That's a bad pas,“ as the man said, when he saw a dancingmaster kicking his son.

4. „I'll be blowed first,“ as the bad fire said to the cook when she wanted it to burn up.

5. „I insist on your taking your hat off,“ as the high wind said to the Quaker.

6. „Hands off!“ as the electric eel said to the cockney.

7. „Have you no respects for your betters?“ as the jockey said to the favorite when it threw him.

8. „I may feel the point, but don't see the joke,“ as the sheep said to the butcher's knife.

9. „I'll give you a turn now,“ as the curling-irons said to the straight hair.

10. „You be damm'd,“ as the publican said to the Thames when it overflowed his cellars.

11. „I am always the same“ as the Queen's speech said to the Lord Chancellor.

12. „Take it coolly,“ as the jew said to the light sovereigns when he was sweating them.

13. „Where's the use of railing,“ as the dog-cart said to the steam-engine when it upset.

14. „I wonder you are not ashamed of yourself,“ as the smock-frock said to the scarecrow.

15. „I 'm afraid I 'm taking you out of the way,“ as the lightning conductor said to the electric fluid.

16. „You carry your head rather high,“ as the owl said to the giraffe, when he pocked his nose into the belfry.

17. „Where there's a will there's a way,“ as the chimney-sweep said when he walked through the Prerogative Court.

18. „You 'll burst my sides,“ as the tight waistcoat said to the alderman after dinner.

19. „I have a vested interest in it,“ as the footman said of his master's waistcoat.

20. „My blood is beginning to boil,“ as the live lobster said to the saucepan.

21. „You had better get out of my way“, as the sun said to the new bonnet.

22. „Fly not yet,“ as the waiter said to the ginger beer on a hot day.

23. „You can't come too often,“ as the hackney-coachman said to the thunder-storm.

24. „I 'm particularly uneasy on this point,“ as the fly said when the young gentleman stuck him on the end of a needle.

25. C'est bien piquant,“ as the cockchafer said when they ran a pin through his tail.

26. „Revenons à nos moutons,“ as the wolf said when he went to the sheepfold.

27. „La vie n'est qu'un passage,“ as the beadle said who passed his life in Burlington Arcade.

28. „Je crève de chaud,“ as the Spanish chestnut said on being roasted.

29. „Excusez!“ as the duck said to the frogs.

30. „I 've just looked in to see if you are doing well,“ as te cook said to the lobster when she lifted the lid up.

31. „Such a bed as this is a perfect luxury,“ as the pig said when he rolled amongst the tulips.

32. „I 'll let you know when I come back again," as the rheumatism said to the leg.

33. „We part to meet again," as the Field-lane Jew said to the Bandana.

34. „I'm a rising young man and a capital prospect before me," as Sinbad the sailor said when he was lifted into the air by the eagle.

35. „I blush for you," as the rouge-pot said to the old dowager.

36. „It's only once a year," as the Queen said to Dr. Locock.

37. „What a scandalous aggrawation!" as the gentleman said when he looked in at the microscope.

38. „With all thy faults I love thee still," as the Alderman said to the decayed Chester.

39. „Your goodness overpowers me," as the gentleman murmured to the champagne, when he couldn't rise from his chair.

Diese englischen Sprichwörter unterscheiden sich, wie man bemerkt haben wird, auch noch dadurch von den deutschen, daß sie sich nicht auf Mensch, Thier oder Teufel, als Auctoritäten, denen die Sprüche in den Mund gelegt werden, beschränken, sondern sich weiter auf Gegenstände ausdehnen, die denn in Wahrheit so gut wie die Thiere personificirt gedacht werden können. So finden wir Feuer und Sonne, Weste und Kastanie, Haareisen und Schminktopf, Blitzableiter und Rheumatismus u. s. w. Eigennamen aber kehren hier wie dort nur sehr selten wieder, obwohl der Gedanke nicht abzuweisen ist, daß diese Classe von Sprichwörtern ursprünglich alle auf ein wirklich historisches Factum zurückgehen, durch welches ihnen Ursprung und Veranlassung gegeben ist.

Obwohl wir diese Sprichwörter zur Zeit nicht weiter und durch die anderen germanischen Völker verfolgen können, so dürfen wir noch zum Schlusse kurz darauf hinweisen, daß sich schon früher, und schon im Mittelhochdeutschen, Sprichwörter vorfinden, die man wenn nicht als die Quelle, doch als Anfang und Vorbild der unsrigen ansehen darf.

In das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert gehören z. B.

„Daz mir, daz dir,“ sprach der hammer zuo dem ambôz. (Wackern. A. L. Sp. 836.)

und

Die minne überwindet alle ding.
„Du liugest“ sprach der pfenning. (Ib. Sp. 1027)

womit zu vergleichen:

Amor vincit omnia.
„Du lieght,“ zeide pecunia,
„Want daer ick pecunia niet en bin,
„Amor raeckt daer zelden in.“

aus J. W. Wolfs Wodana, II. S. 206 und folgendes aus Vridankes Besch. 147, 23:

Swer den pfenninc liep hât
ze rehte, deist niht missetât:
doch minnt man nû den pfenninc
vür elliu werltlîchiu dinc.

Die weitere Angabe der Gelegenheit und Veranlassung aber, bei der ein Wort jener Art gesprochen worden sein soll, wird wohl neueres Ursprungs sein: sie ist es wesentlich, wodurch Scherz und Spott herbeigeführt werden, die wir die obigen Proben so oft begleiten sahn.

Albert Hoefer.



VIII.

Altdeutsche Baukunst.

Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, herausgegeben von Dr. L. Puttrich. 13. u. 14. Lieferung der Abtheilung, welche das Preußische Herzogthum Sachsen enthält.

Mit diesen beiden Lieferungen ist der erste Band eines Werkes vollendet, dessen Zueignnng Se. Majestät der König anzunehmen geruht haben, und welches allgemein, in den höheren, wie in den übrigen Kreisen, die wohlverdiente Anerkennung gefunden hat. Man sollte dasselbe, in Verbindung mit der dazu gehörigen Abtheilung für das übrige Sachsen, kaum für das Werk eines Einzelnen halten; und in der That haben auch manigfaltige Kräfte daran mitgearbeitet: aber die Vereinigung derselben, die geschickte Benutzung und Leitung, die Zusammenwirkung zum Ganzen, so wie die Hauptarbeit, verdankt man allein der Vaterlandsliebe, der Umsicht und dem rastlosen Eifer des überall an Ort und Stelle forschenden, aufnehmenden und messenden Herausgebers, der mit so bedeutendem Aufwande von Zeit, Mühe und Geld dieses wohlgelungene und schöne Werk glücklich und rühmlich zu Stande brachte und binnen sieben Jahren (seit 1836) ans Licht stellte.

Mit Befriedigung läßt sich jetzt ein Rückblick auf das in diesem stattlichen Folio-Bande Geleistete, auf den reichen Inhalt und gediegenen Gehalt desselben thun. Würdig eröffnen ihn der Dom und die übrigen Denkmäler Merseburgs, in 2 Lieferungen mit 9 Abbildungen, zu welchen eben noch ein besonderes Titelblatt, mit den malerischen Trümmern der Sixtkirche, gegeben wird. Darauf

folgen, in zwei Lieferungen, die Kirchen zu Memleben, Treben und Schraplau, mit 10 Abbildungen. Dann nehmen die Kirche zu Schulpforte 2 Lieferungen ein, mit 10 Abbildungen; desgleichen die Stadtkirche und Schloß-Kapelle von Freiburg an der Unstrut. Den Band beschließen der Dom und die übrigen Baudenkmale zu Naumburg. Die geschichtlichen Darstellungen und Beschreibungen sind von dem Herausgeber eben so kundig und tüchtig, als gemüthlich und mit Liebe abgefaßt; nur die Geschichte der Bauwerke zu Freiburg und Naumburg gehören dem schon früher durch seine gründliche Geschichte des Naumburger Doms, mit Abbildungen der herrlichen großen Standbilder der Stifter darin (1822), dazu vor Allem berufenen Geheimerath Lepsius. Von allen diesen Theilen, welche durch eigene Titelblätter und Blattzählung zugleich kleine selbständige Ganze bilden, ist in diesem Jahrbuche bei ihrer Erscheinung ausführlich die Rede gewesen. Jetzo haben wir nur noch über den Schluß zu berichten, welcher die 12 letzten Abbildungen von Naumburg liefert, mit Bemerkungen des Herausgebers. Weil bei Abfassung der Geschichte des Doms die Abbildungen noch nicht alle fertig, mehrere noch gar nicht einmal gezeichnet waren, so geben diese Blätter noch Anlaß zu mancherlei Erörterungen, Vervollständigungen und Berichtigungen.

Zugleich werden uns noch einige andere alte Baudenkmale Naumburgs in Bild und Beschreibung dargeboten:

1) Die eine noch übrige Domherrenwohnung, St. Aegidien-Curie, in der Nähe des Doms, noch aus dem 12ten Jahrhundert, meist erhalten, dergleichen sich kaum anderswo findet. Der zum Haus-Gottesdienste bestimmte Theil dieses Baues verkündet sich schon äußerlich: an der Ecke des Platzes erhebt er sich thurmartig, im gleichseitigen Viereck, zwei Stockwerke, das untere glatt, das obere mit Eckleisten und dem einfachen Fries, der hier zwar nicht (wie gewöhnlich) rundbogig, sondern zackig ist. Alles Uebrige aber, Thüren, Fenster, Gewölbe, ist rundbogig, und stellt diese Bauart des 12ten Jahrhunderts in völliger Reinheit und schöner Ausbildung dar, welche beim Dombau so manigfaltig gemischt und getrübt erscheint. Das untere Stockwerk hat in der Mitte einen Säulenpfeiler, der ein vierfaches Kreuzgewölbe trägt, und dient jetzt als Pferdestall. Das Obergeschoß, mit einer schön verzierten Säulenthür und Altar-Nische gegenüber in einem außen

vorspringenden halbrunden Erker, hat an jeder Wand zwei Säulen mit manigfaltigen Blätterknäufen (wie die Thier- und Blätterknäufe der Thürsäulen), die eine Bogenstellung ringsum tragen, und von welchen sich, über einem einfachen Gesimse, eine achteckige Kuppel emporwölbt deren Bögen sich durchschneiden würden, aber oben abgestumpft sind. So bietet dieser Bau, zunächst an die Schloß-Kapelle zu Freiburg an der Unstrut erinnernd, so wie an die Burg-Kapellen von Eger und Nürnberg, doch wiederum etwas ganz Eigenthümliches dar. Dasselbe thut, in späterer Bauart,

2) Die Wenzels-Kirche, welche zwar schon im Jahre 1228 zu Naumburg bestand, aber 1473 mit einem großen Theile der Stadt verbrannte, bald darauf von Grund aus neugebaut, und nach einem abermaligen Brande 1517 hergestellt wurde. Sie zeigt also durchaus den Spitzbogenbau, aber später als die Fortsezzungen des Domes, dessen nahe Einwirkung sonst wohl sichtbar ist, z. B. am Thurme. Der einfache hohe Chor ist der ältere, schönere Theil. Das viel breiter vortretende Schiff, mit zwei eben so hohen Seitenschiffen, unter einem den Chor überragenden Dache, ist schon von außen sichtlich ein andrer, späterer Bau, in der Art, wie gemeinlich die Stadtkirchen bei wachsender Bevölkerung erweitert wurden, z. B. St. Sebald und Lorenz in Nürnberg. Eigen ist aber der einzige Thurm im Winkel des Chors und des Schiffes, also in Mitte der Langseite. Auf diesen einen Thurm war es aber nur angelegt, und nicht etwa noch auf einen zweiten gegenüber (wie zu St. Stephan in Wien, bei ähnlicher, aber älterer Erweiterung): die schwächeren Grundmauern im entsprechenden Winkel bezeugen es.

So schließt dieser Band sehr würdig mit dem an merkwürdigen Baudenkmalen so reichhaltigen Naumburg, dessen Dom, das wichtigste Werk des (Romanischen) Rundbogenbaues und zugleich des Spitzbogenbaues, sowohl in den alten und späteren Mischungen und Uebergängen beider, als in der reinen Sonderung und eigenthümlichen Ausbildung beider, die ganze Geschichte der Altdeutschen Baukunst so anschaulich und belehrend darstellt, und vorliegend mit der grösten Genauigkeit und Vollständigkeit bearbeitet ist. Hier, so wie bei jeder Lieferung, hat der Herausgeber mehr Abbildungen gegeben, als versprochen, und sich fortwährend tüchtigere Zeichner und Lithographen erwählt, nicht nur in der Nähe, sondern weitumher, z. B., in München, selbst in Paris: wie das

beigefügte Namenverzeichnis derselben bekundet. Der Herausgeber rühmt dabei auch dankbar die Unterstützung der höchsten Behörden, namentlich der Regieruug zu Merseburg, des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, des Generalpostmeisters u. s. w. Und weil er so zum zweiten Bande, welcher dies Werk beschließen wird, schon reichliche Vorarbeiten, Zeichnungen und Steindrücke bereit hat, so dürfen wir bald hintereinander ähnliche Bearbeitungen ganzer Städte erwarten, namentlich Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen, Halle, oder einzelne wichtige Bauwerke, wie die Schloßkapellen zu Konradsburg und Landsberg; die Klosterkirchen zu Dobrilugk, Güldenstern, Petersberg, Zinna; die Kirchen und sonstigen Alterthümer zu Eisleben, Görlitz, Jüterbogk, Langensalza, Mannsfeld, Querfurt, Sangerhausen, Sorau, Suhl, Torgau, Treffurt, Weißenfels, Wettin, Worbis, Zeitz u. a.

Wir wünschen von Herzen, daß dem wackeren Herausgeber bei seiner Amtsthätigkeit, als Rechtsanwalt, Muße, Kraft und Gesundheit zur Vollendung seines rühmlichen Werkes verbleiben, und nichts ihm die Lust und Liebe daran verleiden und verkümmern möge. — Er erfreute sich kürzlich noch der Genugthuung, daß Se. Majestät der König befohlen hat, eine Anzahl Exemplare dieses vaterländischen, lehrreichen Werkes zur Vertheilung an die geeigneten Lehranstalten anzukaufen.

v. d. Hagen.

IX.

Ueber den Dichter Daniel Schönemann.

Der Mann, über dessen Leben und Werke ich mir erlaube, einen kurzen Vortrag zu halten, für den ich Ihre Güte und Nachsicht erbitte, hat von seinen Zeitgenossen einen so außerordentlichen Beifall und so ausgezeichnete Lobsprüche, die an Bewunderung gränzen, erhalten, daß man sich billig befremdet fühlen muß, wie er nach einem Jahrhundert hat fast in gänzliche Vergessenheit gerathen können. Wären dieser Beifall und diese Lobsprüche nur von einzelnen, auch in der gelehrten Welt nicht unbekannten und geachteten Männern allein ausgegangen, so dürfte sich diese Vergessenheit leicht erklären lassen, da die Stimmen Einzelner gar bald verhallen: allein hier finden wir schriftliche Zeugnisse einer berühmten Hochschule, und einer gelehrten Gesellschaft, die zwar nicht mehr ihren Stifter Leibnitz an ihrer Spitze sah, aber dennoch, wenngleich nicht mehr, wie früher, Königliche Huld und Unterstützung genoß, doch noch gefeierte Namen ihrer Mitglieder, die Wissenschaft und Kunst in ihres Begründers Geiste zu fördern strebten, zählte, und den gepriesenen Schönemann würdig erachtete, ihn als Genossen aufzunehmen. Vielleicht wird es mir gelingen, im Laufe dieser Abhandlung darzuthun, warum ein seiner Zeit so hochgepriesener Dichter in eine fast völlige Vergessenheit gerathen ist und, wie ich zu erweisen hoffe, gerathen mußte.

Ich habe die wenig erheblichen Lebensumstände Schönemanns, nach dem was er uns selbst darüber mitgetheilt hat und was der bekannte Propst Reinbeck in den Vorreden zu mehreren Dichtungen

desselben, Küster in seinem Alten und Neuen Berlin, und nach diesem Langbecker in seiner Geschichte der hiesigen St. Georgen Kirche, beigebracht, kürzlich zusammengestellt, und solche nach unsern rathhäuslichen Akten zu ergänzen gesucht. Andere Quellen habe ich zu benutzen nicht Gelegenheit gehabt, da sie mir nicht gleich zu Gebote standen. Wahrscheinlich läßt sich in Dähnerts Pommerscher Bibliothek noch eine Nachlese halten.

Daniel Schönemann ward am 16. Februar 1695 zu Greifswalde geboren. Sein gleichen Namen führender Vater verwaltete zur Zeit der Geburt des Sohnes das Rektorat der dortigen Schule, welches er aber bald darauf mit dem Pastorate und der Präpositur in Barth vertauschte, mithin ein Amtsvorfahr des Propstes Spalding war, der die gleiche Stelle von 1757 bis zu seiner Berufung nach Berlin 1764 bekleidete. Er erhielt seine Schulbildung auf der Schule zu Barth und genoß dabei den Unterricht in den alten Sprachen von seinem Vater. Schon in seinem 13ten Jahre bezog er die Hochschule zu Greifswalde, wo er drei Jahre hindurch die theologischen Wissenschaften studirte. Seine dort gehaltene Disputationen de supplicio Achani und Exercitatio Anti Rabbinica in Psalmum decimum, so wie seine eigenen Angaben, bestätigen es, daß er die alten Sprachen mit großer Liebe getrieben. Ein eigentliches gelehrtes Werk ist von ihm nicht bekannt geworden. Nachdem er einige Zeit seinen Vater im Amte unterstützt hatte, begab er sich 1714 nach Rostock, wo er den Sohn des berühmten Dr. Quistorp unterrichtete und in der großen Bibliothek des Dr. Weidner thätige Hülfe leistete. Dann lehrte er in Güstrow. Seine Improvisationen machten ihn an dem Hofe des Herzogs bekannt, und er verlebte dort, wie er dankbar rühmt, 2 Jahre in einer sehr günstigen Lage. Mit Empfehlungen desselben, begab er sich nach Friedrichsfelde bei Berlin, dem damaligen Wohnsitze der Markgrafen Christian Ludwig und Albrecht Friedrich, der Söhne des Großen Kurfürsten. Hier lernte ihn der Hof und selbst der König Friedrich Wilhelm I. als Prediger und Dichter kennen, der ihm 1721 die erledigte Pfarre zu Geltow und Eichau bei Potsdam verlieh. Dieses Amt scheint ihm aber nur geringe Einkünfte gewährt zu haben, denn in seiner Bewerbung an den hiesigen Magistrat um eine Stelle bei der Georgen-Kirche, sagt er: daß er sich durch die Berufung dazu, von Feld- und Nahrungssorgen, worin er sich

befinde, befreit und sehr soulagirt sehen würde. Auch dem damals 11jährigen Kronprinzen, nachmaligem Könige Friedrich II. scheint er von einer vortheilhaften Seite bekannt gewesen zu sein, denn nach den Rathhäuslichen Akten, ließ derselbe dem Magistrate (am 3. Februar 1723) seinen gnädigen Gruß und freundlich Compliment vermelden, und es würde ihm zum besonders gnädigen Gefallen gereichen, wenn der Magistrat Schönemann zu einer Probepredigt admittire und hiernächst auf ihn vor Andern reflectire. Der König aber trat noch weit wohlwollender für ihn auf, denn er ließ dem Magistrat durch den Minister v. Boden melden: „wie er es gern sehen werde, wenn man bei der Besetzung der Stelle auch auf Schönemann reflektire und denselben vocire, maßen er ein recht guter Prediger, den er vor Andern gern befördert sehen wollte." Es geht nicht aus den Akten hervor, welche Hindernisse Schönemann im Wege standen, zu der Stelle zu gelangen, da aber der Magistrat bei der Georgen Kirche nicht ein freies Wahlrecht auszuüben befugt ist, sondern der Gemeine zu diesen Stellen nur 3 Candidaten zu präsentiren hat, so möchte man fast annehmen, daß Schönemann der Gemeine nicht sonderlich behagt hat, und sie die Berufung nicht beachtete. Als aber der König in einer Ordre vom 16. Mai desselben Jahr zu erkennen gab, „daß da er schon zu vernehmen gegeben, wie es ihm zum gnädigen Gefallen gereichen würde, wenn Schönemann vocirt werde, es aber schiene, daß deshalb noch einige Schwierigkeiten gemacht werden wollten, da er doch diesen Prediger selbst kenne, ihn auch gehört und versichert sey, daß er der Gemeine in seinem Amte wohl vorstehen werde, als befehle er in Gnaden, doch ernstlich, ihn nach abgelegter Probepredigt ohne einige Widerrede zu vociren und darunter nicht die geringste Schwierigkeit zu machen." — Dieses beseitigte alle Hindernisse, Schönemann ward berufen und trat 1722 sein hiesiges Predigtamt an. Allein er scheint, wodurch ist nicht ersichtlich, die Gunst des Königs nicht sehr lange genossen zu haben, denn in einer Kabinetsordre vom 17. Februar 1735 heißt es schon: „Demnach Sr. Königl. Majestät in sichere Erfahrung gekommen, daß das Aergerniß, so der Prediger Schönemann nebst seiner Ehefrau, durch allerhand unanständige Aufführung einige Jahre her gegeben, noch nicht aufhören will, so haben Sie in Gnaden resolvirt, eine Translocation, als den gelindesten Weg, mit ihm vorzunehmen,

und ihn nach Friedrichsfelde zu versetzen, deshalb das Nöthige zu verfügen, auch auf dessen Lehre und Leben genau acht geben zu lassen, maßen, wenn er sich nicht bessern würde, er gänzlich **ab officio removirt** werden solle." Dies scheint Schönemann sehr gekränkt und zu dem Entschluß gebracht zu haben, möglichst bald seine Entlassung zu begehren, denn bei seinem Anzuge in seinem neuen Pfarramte begrüßte er schon die Friedrichsfeldschen Bewohner, mit den Worten:

„Gott grüße Euch Ihr lieben Bauern,
Ich werde hier nicht lange dauern,
Drum seht mich nur recht an,
Ich heiße Daniel Schönemann."

Und schon nach 2 Jahren suchte er seine Entlassung nach, die ihm auch sogleich zugestanden ward. Er begab sich hierauf nach Koppen, einem adligen Gute bei Glogau, wo er im Jahre 1737 mit Tode abging. Er lebte hier noch fortdauernd der Dichtkunst, wie seine: „Auf Koppen wohl angewandte Stunden" (Züllichau 1736. 8.) und seine: „Heilige Triebe der göttlichen Liebe, welche wie sie bisher in der Stille auf dem hochadligem Gute Lipschau süßiglich empfunden, also auch allen Wohlgesinnten zur Erbauung mitgetheilet," (Sorau 1737. 8.) beweisen.

Die wenigen prosaischen Werke Schönemanns, die durch den Druck bekannt gemacht und aufbehalten worden, hat Küster namhaft gemacht. Sie beschränken sich auf einige Standreden und Leichenpredigten, die sich, so weit ich sie kennen zu lernen Gelegenheit hatte, in nichts über den zu seiner Zeit gewöhnlichen Ton der Kanzelvorträge erheben, ja vielmehr den bessern geistlichen Reden eines Jablonski und Reinbeck, um nur bei Berliner Geistlichen stehen zu bleiben, nachzusetzen sein möchten*). Es soll den guten

*) Wirft man einen Blick auf die frühere geistliche Beredsamkeit, so wird man sich bald überzeugen, daß sie einer langen Vorbereitung bedurfte, um sich in einem ansprechenderen Gewande zu zeigen. Sie ergoß sich in einem langen Redestrom über die strengen Dogmen der Kirche und entlehnte ihre Beweisstellen aus den Grundsprachen, und den Kirchenvätern; auch Schriftsteller des Alterthums mußten zur Ausschmückung dienen, damit sie ein recht gelahrtes Ansehen gewannen. Ihre Länge ist ermüdend und wenn ein Vortrag von mehreren Druckbogen eine lange Zeit erfordert, so haben unsere Voreltern viel Geduld zu ihrem Anhören nöthig gehabt. Sie enthalten viele Derbheiten des Ausdrucks, an welche man in der Sprache des Umgangs wohl gewöhnt sein mochte, die aber von der Kanzel herab uns jetzt sehr befremdend erscheinen. Ich erlaube mir ein auffallendes Belagstück mitzutheilen. Der

Mann darum kein Vorwurf treffen, daß er sich nicht über den einmal zu seiner Zeit noch enggeschlossenen Kreis der geistlichen Beredsamkeit erhoben, aber man wird sie gewiß ohne große Erbauung darin gefunden zu haben, bei Seite legen.

Bevor ich mich nun seinen vielen poetischen Erzeugnissen selbst und den an Uebertreibung gränzenden Lobsprüchen, womit seine Zeitgenossen ihn überschütteten, zuwende, schicke ich das, was er selbst über die Entwickelung seiner Dichtungsgabe sagt, voran. Diese erfolgte, welches zwar nicht einzig, da es sich unter andern Erscheinungen in ähnlicher Art gezeigt hat, während einer Krankheit, die ihn im Jahre 1714, als er sich, wie schon gesagt, im Hause des Dr. Quistorp zu Rostock befand, wo drückender Mangel und die unablässigen Bemühungen, sich und seine Untergebenen wohl und gefällig zu gouverniren, ihn in seinem Gemüthe sehr beschwerten, auf das Krankenbett warf. Hier nun lag er Stundenlang im Schlafe, während dessen er, nach dem Zeugnisse seiner Umgebungen, vielmals in eben nicht schlecht gesetzten Versen, sondern gleichsam ausgesuchten Worten, in accuraten Reimen von allerhand geist- und weltlichen Sachen perorirte, womit denn auch lateinische Discourse seine Studien betreffend, mit untergelaufen. Nach dem Erwachen ist davon nichts zu bemerken und ihm alles in diesem Zustande ganz unbewußt gewesen, auch hat sich selbiges bei seiner langsamen Wiederherstellung nach und nach vermindert. Dies richtete indeß seine Aufmerksamkeit auf sich selbst, um, wie er selbst sagt, diese Dichtungsgabe durch Uebung zu excoliren und selbiges dazu zu benutzen, um sich in seinen anfänglich nur kümmerlichen Verhältnissen Brod und Gönner zu verschaffen.

---

nachmalige Propst zu St. Nikolai in Berlin Andreas Müller (gestorben 1699) sagt in seiner dem Bürgermeister George Mauß zu Bernau gehaltenen Leichenpredigt: „Wir sind alle Gottes lastbare Esel." Und jener Hofprediger sagte: „Unsere Bürger sind rechte Esel. Denn sie haben an ihrer Bürde zu tragen. Unser Rath sind große Esel. Denn es liegt ihnen noch mehr auf. Wir Prediger sind noch größer. Denn wir haben größere Sorgen. Unser gnädiger Herr, ist der größte. Denn er muß aller Last tragen." Hierzu kam die eifrigste Polemik, insbesondere gegen die Reformirten. Es ist bekannt, daß unsere Berlinischen Geistlichen hierin sich keine Schranken setzten und daß der Große Kurfürst zu den entschiedensten Mitteln der Entlassung und Verweisung, selbst der Festungsstrafe schreiten mußte, weil die nachdrücklichsten Verbote unbeachtet blieben und die Bürgerschaft sich häufig zu Excessen gegen andere Glaubensgenossen verleiten ließ. Selbst der fromme Paul Gerhard war von diesem Eifer erfüllt und zog sich dadurch die Entlassung zu, so wie sein Amtsgenosse Gigas selbst auf die Festung Spandau geschickt ward.

Davon daß Schönemann die älteren deutschen Dichter oder die aus seiner nächsten Vorzeit und seinen Zeitgenossen besonders studirt und nachzubilden gesucht, zeigt sich keine Spur. Er selbst sagt in einer von Reinbeck in der Vorrede angeführten Stelle:

„Die Poeten, absonderlich die berühmtesten, habe ich nie ex professo oder in der Intention die Poesie zu excoliren gelesen.“ Ja er scheint sogar eine gewisse Geringschätzung gegen die Dichtkunst gehegt zu haben, weil er in seiner Jugend keine Anlage dazu in sich bemerkt. Denn in einer frühern Stelle am angeführten Orte sagt er:

„Ich kann zwar nicht läugnen, daß ich nicht sollte die Rudimenta der Poesie gelernt haben, in dem ich von dem Rectore zu Barth Herrn Dabis informiret auch zur Elaboration unterschiedener Thematum angehalten bin, von dem ich aber allezeit das Judicium gehöret, ich werde nie in Versen etwas praestiren, indem meine Condiscipuli allemahl den Vorzug für mir davon trügen.“

Und dann weiter unten:

„Wann ich dann und wann ein Blatt gelesen, ist es mir doch gleich verdrießlich worden.“

So scheint es denn, daß Schönemann von seiner Dichtungsgabe gar keine Ahnung gehabt und sich, als ein, seinen nächsten Zweck, ein geistliches Amt, im Auge habender Studiosus und Kandidat der Theologie, mit der Dichtkunst auch gar nicht beschäftigt und an seinem poetischen Talente gänzlich verzweifelt hat.

„Denn,“ sagt er am angeführten Ort — „wann ich manchmal auf einen guten Freund Verse machen wollen, ist mir von andern allezeit das Carmen gemacht worden.“

Soweit ich seine poetischen Werke kennen gelernt habe, ist darin nirgend eine Spur anzutreffen, daß er auf sein Talent etwas gegeben, und so müssen wir es als ein treuherziges Zeugniß über sich selbst annehmen, wenn er sagt:

„Da ich des hochseeligen Königes von Schweden Majestät — Karls XII — durch ein Carmen zu seiner glücklichen Ankunft gratuliren wollte, ist es als etwas schlechtes und des Druckes unwürdiges geschätzet und zurückgegeben worden.“

Der Censor hatte dazu auch vollkommen Recht gehabt, denn den aus Bender zurückkehrenden Karl XII., von dem eben nicht

bekannt geworden, daß er ein Freund der Musen gewesen, möchten wohl Verse der Art:

Man hatte vieles zwar von dessen Tod geschrieben,
Ob wär' in Bender Er in einem Sarg geblieben,
Man fände ihn nicht mehr in dieser Sterblichkeit,
Dieweil verflossen wär des Königs Lebenszeit.

oder:

Er lebet ganz gewiß der theure Schweden König,
Deßwegen freuet sich das ganze Land nicht wenig,
Ja da er seinen Fuß in Stralsund selber setzt,
So wird nun jedermann vergnüget und ergötzt.

wenig erfreut haben, und man unterschreibt willig Reinbecks Urtheil, als er diesen ersten dichterischen Versuch des sonst von ihm so bewunderten Dichters endlich zu Gesicht bekommen, daß erwähntes Carmen des Druckes gar wohl entbehren können.

Schönemann war von Rostock aus bald in den Ruf eines glücklichen Improvisators gekommen. Die Sache mochte neu oder selten sein, und so ging man vom Lobe zur Bewunderung, ja zum Erstaunen über den allezeit fertigen Dichter leicht hinüber und dieser selbst ward, trotz aller seiner Bescheidenheit, doch nun selbst bestimmt, mit einer größern Dreistigkeit hervorzutreten, und so beantragte er denn bei der Universität zu Greifswalde, eine öffentliche Probe abzulegen, und diese Hochschule, wie es in dem von derselben ausgestellten lateinischen Zeugnisse, welches Küster wörtlich aufbewahrt hat, lautet: pati non potuit ut academia sua patria diutius ignara esset hujus tanti sibi a deo concessi beneficii, verstattete ihm am 27. Mai 1720 die erbetene Produktion. Hier hat er nun vor sämmtlichen Professoren, den Studirenden und vielen Fremden, als ihn einer der Professoren gebeten von der Verwirrung der Sprachen herzusagen, ocius conscensa cathedra de hoc materia ita mitide, ita copiose, idque mixto carminum genere peroravit, ut videretur plurium dierum meditationem praemisisse. Da ein Anderer ihm das Thema von der heiligen Dreieinigkeit gegeben, und wieder ein Anderer über Marcus 13, 35—37: „So wachet nun, denn ihr wisset nicht, wenn der Herr des Hauses kommt u. s. w." die Studirenden zur Wachsamkeit zu ermuntern, — hat er beides ostensa cum eruditione probe fundata, tum facultate affectus movendi plane singulari;

und als endlich verlangt worden, daß er diese 3 Aufgaben in einen Zusammenhang bringen möchte, entledigte er sich auch dessen cum magno auditorum plausu. Dieses akademische Zeugniß, nachdem es seiner orientalischen Sprachstudien und der theologischen Wissenschaften aus den Zeiten seiner Universitätsjahre höchst rühmend gedacht, und daß er mit diesen Studien sinceram pietatem conjunxit, osor vanitatum quae academicis nonnullis adhaerere solent, schließt nun also, daß ihm Gott eine solche Gabe verliehen, enimvero res magna et admiranda est citra praemeditationem extemplo versus de quavis materia fundere, Anagrammata invenire, acrostica facere, sermonem per varia carminum genera mutare, diversas materias sub uno capite artificiose conjungere, in omnibus his non tantum delectationi sed et aedificationi proximi servire. Wenn es nun am Ende heißt: Hoc vero ordinarias superare ingenii vires agnoscimus, ac proinde cum tam insignis promptitudinis specimina cum publice, tum privatim viderimus, id quod vidimus publico testimonio firmamus, ut dei benignitas praedicetur, qui variis artibus ac donis suam ornat ecclesiam. Vale lector benevole et actis deo pro sua benignitate gratiis Juvenem hunc nobiscum amore sincero complectere. Bei einem solchen Zeugnisse darf es daher nicht befremden, wenn von allen Seiten dem poetischen Wundermanne der größte Weihrauch gestreut ward.

Ich habe schon erwähnt, daß unser Dichter am Berlinischen Hofe Aufsehen gemacht und Bewunderung erregt hat, — aber ich möchte darauf keinen großen Werth legen. Friedrich Wilhelm I. war bekanntlich kein Freund der Gelehrten, die er verächtlich genug Federfuchser und Dintenklexer nannte, aber der Spaßmacherei in seinem Tabackscollegio nicht abgeneigt war, und sich daran weidlich ergötzte, so wenig es uns auch zusagt, wie, nach Morgensterns bekannten Anekdoten zur Schilderung des Charakters dieses Königs, die ganze Königliche Familie daran Theil nehmen und Fidibus vertheilen mußte. Obgleich er selbst Maler war, waren dem guten Herrn die schönen Künste, oder, wie er sie benannte, die brodlosen, gleichgültig, und der größte Dichter unfehlbar einem großen Flügel-Grenadier untergeordnet. Der überall nur auf das Nützliche blickende Monarch scheint auch nicht den feinsten Geschmack besessen

zu haben, denn wenn es ihn, nach Benkendorfs Erzählungen, höchlich verdroß, daß der Kronprinz Friedrich in einem Schauspiele, über die saubern Verse

Hab Dank Lucretia Deiner Ehr,
Jetzund ersticht sich keine mehr,

worüber der königliche Vater das größte Wohlgefallen äußerte, auch nicht eine Miene veränderte, so fragt man, wie mag denn unser Dichter in des Königs Nähe gekommen sein? Mich dünkt, daß dies sich unschwer aus der Gunst der schon genannten Königlichen Vettern erklären lassen dürfte, der Improvisator zu seiner Zeit gewiß eine sehr seltene Erscheinung war, und Kurzweile sucht man wohl gern an Höfen. Das aber will ich nicht übergehen, daß die Aufgaben unsers Schönemann am Königl. Hofe sehr ernsten Inhalts waren, z. B. über Kaiser Julian; warum die Liebe die größte Tugend genannt werde? Ob die Erhaltung der Kreaturen eine neue Schöpfung sei? Ob die Heiden wahre Tugenden besessen? Ob der Seelenschmerz etwas Böses sei? Warum manche heidnische Kaiser fast christlich, und manche Christliche heidnisch gelebt haben? Warum grobe Sünder oft auf dem Krankenbette sich zu bekehren schienen, nach erfolgter Genesung aber doch gottlos lebten? Man weiß nicht, wer die Themata aufgegeben; aber dem Anscheine nach, und besonders da Schönemann auch über die **Bulla Unigenitus** Verse hersagen mußte, so dürfte man nicht irren, wenn man auf einen Theologen schließt. Man muß wünschen, daß der Hof an der glücklichen Lösung dieser Aufgaben durch Schönemann ein Vergnügen gefunden. Schwerlich würde man jetzt solche Themata wählen, und bei der glücklichsten Lösung Langeweile verbannen können. Die Königin gab bei dieser Gelegenheit dem Dichter die Angabe einer Grabschrift auf den englischen General Stanhope, der auf der Reise zum Kongreß nach Cambray als Botschafter seines Hofes gestorben war, auf. Sie ist uns bewahrt und lautet:

Hier liegt ein Wunderwerk berühmter Staats-Minister,
Des großen Königes der Britten rechte Hand,
Er mehrete zu schnell das größeste Register,
Und fiel aus Engelland ins stille Todtenland.
Er kam durch Zank und Streit im Frieden zu dem Frieden,
Der längst von seinem Reich zum Frieden war beschieden.

Mich dünkt der gute Friedensbotschafter kann einer solchen

Grabschrift füglich entbehren. Die Königin ward vielleicht in der Erinnerung auf Stanhope geführt, der am hiesigen Hofe eine Zeitlang die Stelle des englischen Gesandten bekleidete und bei seiner Abberufung, nach erhaltner Abschieds-Audienz, wie Buchholz S. 4. in der Note erzählt, bei der Königlichen Tafel außer den übrigen Weinen 8 Flaschen Ungar zu sich nahm, und unbeschwert sich darauf bei ihr beurlaubt hatte.

Aber auch vor der Königl. Societät der Wissenschaften, die Friedrich II. zur jetzigen Akademie unter seinem Protektorat umschuf, ließ sich Schönemann hören. Reinbeck berichtet, daß er in derselben zuerst über die Worte „Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht!" gedichtet habe. Schade, daß ihm, der sich viel davon zu behalten vorgenommen, was aber unmöglich gewesen, weil alles geschwind nach einander mit dem größten Affect weggeredet würde, nur die einzige Zeile im Gedächtniß geblieben:

Es ward, es war, es ist, es bleibt und wird auch werden,

wonach ein verständiger Leser schon abnehmen werde, daß Schönemann nicht mit leeren Worthülsen seine Zuhörer unterhalten, sondern die Sache wohl zu concentriren gewußt; ich sage: Schade, damit man noch wissen könnte, ob man sich zu den verständigen Lesern der Schönemannschen Werke zu zählen berechtigt sei. Weiter hat er, auf Ersuchen, den Namen Johannes in ein Akrostichon, und zwar also zu machen, daß er dabei den Spruch: „Also hat Gott geliebt ꝛc." zum Grunde lege, solches auch ohne einige Schwierigkeit geleistet. Als ihm ferner aufgegeben, zum Lobe der Sozietät zu sprechen, hat er solches augenblicklich mit recht sonderbaren poetischen Einfällen bewerkstelliget und auf Begehren noch einen andern Lobspruch mit einer ganz andern Ausführung beigefügt. Als des Verses gedacht wurde: **Est Deus in nobis, agitante calescimus illo**, hat er auch darüber mit nicht geringem Vergnügen der Sozietät gesprochen; und als noch andere Themata auf die Bahn gebracht worden, solche wohl ausgeführt.

Ob Schönemann von der Königl. Sozietät sofort oder erst später zum Mitgliede aufgenommen worden, ist nicht angegeben. 1721 nennt er sich in der Dedikation der in gebundener Rede verfasseten Zehenden blos Prediger zu Geltau und Eichau; dagegen nennt er sich auf dem Titel der „dem betrübten Thorn aus zärtlichem Mitleyden gewidmeten wehmuthsvollen Klage", Berlin 1726, Pre-

diger zu St. Georgen in Berlin, wie auch der Sozietät der Wissenschaften Mitglied, und auf dem Titel des „so wichtigen als heilsamen Andenkens des für aller Menschen Sünden leidenden und sterbenden Jesu"; Berlin 1736, schlechtweg Verbi divini Magistrum. Ob er sonst für die Sozietät durch Abhandlungen oder Schriften wirksam gewesen, ist nicht angegeben. Es steht zu bezweifeln, da der sonst fleißige Küster, der für Schönemann eine besondere Vorliebe zu erkennen giebt, darüber wohl dürfte etwas angeführt haben.

Die in der eben angeführten Zehenden vorangeschickte Vorrede von Reinbeck erzählt uns, daß als ihn Schönemann zum ersten Male besucht, und er eben eine Predigt über die Beständigkeit im Christenthum gehalten, habe derselbe über eben diese Materie in Versen mit einer so guten und durchdringenden Art geredet, daß er dadurch nicht wenig vergnüget worden; ja, als er gleich darauf noch in einer andern Art Verse und auf andere Weise eben diesen Gegenstand recht bündig ausgeführet, sei dieses zu seiner großen Verwunderung geschehen. Ja, als Schönemann auf des Propstes Vornamen Johannes und den Spruch: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen ꝛc." nachdem kaum die Worte ausgesprochen worden, die in Christo durch den heil. Geist ausgegossene göttliche Liebe so bündig vorgestellet hat, da ist der Vorredner in große Bewegung gerathen, und hat nothwendig eine besondere göttliche Gabe an ihm erkennen müssen. Wenn nun ein solcher Mann, der in großen Gesellschaften jedes ihm aufgegebene Thema sogleich in Versen behandelte, ganze von andern gehaltene Predigten in Reimen zu wiederholen vermochte, und zuletzt fast kein Wort mehr in Prosa sprach, so ist es begreiflich, daß er als eine seltene Erscheinung bewundert und angestaunt ward, wenn ihm Gelehrte und Standespersonen ihren Beifall zollten, ihn in Versen und Prosa lobpreisend erhoben. Und nach Küsters Angaben ist Schönemann noch bei einer dem Apotheker Spener, dem ältesten Sohne des bekannten Propstes Spener gehaltenen Standrede an den Sarg getreten, und hat im Affekt den Verstorbenen angeredet, die im Laboratorio und Apotheken gewöhnlichen Terminos wohl angebracht, und die Freude welche der alte Dr. Spener bei Erblickung seines Sohnes im Himmel zu erkennen geben würde, geschildert, so daß die ganze Trauerversammlung in Verwunderung gerathen. — Küster vermeint, daß Schöne-

mann, weil ihm ein Gedicht auf eine Kanone nicht gerathen wollen, solches wohl daher gekommen, weil der Poet nicht genugsame Wissenschaft von dieser Materie besessen. In wie weit Küster Recht hat, daß man hieraus den Schluß machen kann, daß sothane poetische Fertigkeit, die man auch enthusiasmum poëticum genannt, keine eigentliche Inspiration gewesen — lasse ich dahin gestellt.

Auffallend ist es aber wohl, daß Schönemann nur mit großer Mühe seine poetischen Ergießungen niederschreiben konnte, und also auch seine weiter unten zu gedenkenden langen Gedichte nur improvisirt haben soll, und diese erst durch schnelles Nachschreiben einzelner Zuhörer zur weitern Kenntniß gebracht wurden, da Schönemann nicht im Stande gewesen sein soll, das was er einmal gesagt, unverändert zu wiederholen. Unter den vielen ihm gewidmeten Lobsprüchen scheinen einige aber etwas ironischer Art zu sein, oder es den Lobrednern damit auch nicht eben Ernst gewesen zu sein. Denn so läßt sich der bekannte Dichter Hoffmannswaldau 7r Theil der Gedichte desselben Seite 54 über ihn vernehmen:

Beglückt ist Schönemann, der große Schönemann,
Der ganze Predigten in Versen halten kann,
Dieß Wunderwerk der Welt wird noch zuletzt die Gassen
Des prächtigen Berlin's mit Reimen pflastern lassen.
Das Reden fällt ihm schon in Prosa ziemlich schwer,
Er stürzet sein Gedicht gleich ganzen Strömen her,
Und weiß ein länger Lied im Husten vorzubringen,
Als man in Jahr und Tag vermögend ist zu singen.

Wem möchte dies nicht verdächtig klingen?

Wenn sich vielleicht Niemand mehr die Mühe geben wird, unsers Schönemanns Gedichte durchzulesen, so weiß ich nicht, ob mir Jemand überhaupt ein Urtheil über ihn zugestehen will, oder mir beipflichten kann und will. Ich will daher, wenn ich mich über ihn äußere, nur meine Ansicht aussprechen. Es ist mir wohl bewußt, daß die schöne Dichterperiode die mit Martin Opitz begonnen, längst zu unsers Dichters Zeiten als in ihrem gänzlichen Verfall betrachtet werden muß. Man kennt aus dieser Periode wohl noch dem Namen nach einen von Besser, den allzeit fertigen Hofpoeten an König Friedrich's I. Hofe; einen jüngern Gryphius; v. Hoffmannswaldau; Benjamin Neukirch; Brookes; Hunold, genannt Menantes: aber wer trägt ein Verlangen darnach, ihre Gedichte

genauer kennen zu lernen? und wer würde eine große Ausbeute sich versprechen dürfen, wenn er sich die Mühe gegeben, Zeit auf das Lesen derselben zu wenden? Franz Horn hat sie wohl auf immer der Vergessenheit übergeben. Selbst der gewiß nicht ganz verwerfliche v. Canitz wird keine Ausnahme in unserer Zeit machen. Jede Zeit hat Gegenstände, die in ihr Bewunderung erregten. Die Nachwelt fordert mehr, und übergiebt der Vergessenheit, was sich nicht durch sich selbst zu erhalten vermochte. Ich will daher auch kein Hehl daraus machen, daß mich Schönemann durchaus nicht angesprochen hat, und ich in seinen vielen Gedichten nichts gefunden, was ihn seines weitverbreiteten Lobes würdig erachten ließe. Mir erscheinen einige seiner nachgeschriebenen Improvisationen, die ich hier mittheile, ohne daß ich bei deren Auswahl darauf Rücksicht genommen hätte, nur minder gehaltvolle Stücke darzulegen, (denn er hat sie gewiß bei der Herausgabe als solche betrachtet, die für das dem Dichter gespendete Lob als Beweisstücke gelten sollten) als eben keine sonderlichen poetischen Erzeugnisse. Das Erste setzt die 4 Aufgaben: Gedenke meiner mein Gott im Besten, Dominus providebit, Wahrlich dieser ist Gottes Sohn gewesen, und habe Deine Lust an dem Herren, in Verbindung:

Gedenke doch mein Gott nur mein zu aller Zeit
Ich will die Lust an dir und deinem Denken haben
Denn wahrlich Gottes Sohn mein Herz ist Dir bereit.
Dein Denken giebet mir nur die erwünschten Gaben
Der Teufel denket zwar, ach daß er nimmer dächt,
Er denkt mich mit Gewalt aus Gottes Reich zu bringen,
Ach daß ich Gottes Sohn an Dich gedenken möcht!
So sollt dem Teufel nie sein Denken wohl gelingen.
Mein Jesu, denk an mich, du hast an mich gedacht,
Eh ich an Dich gedacht, ach gieb mir nachzudenken.
Daß Du, o Gottes Sohn, es hast am Kreutz gemacht
Daß ich mein Denken kann allein an Dich verschenken.
Du sahest vor mich zu, dein Auge wachte schon,
Als meins noch nicht einmal von Dir war angefangen,
Gewiß Du warst mein Heil, gestorbner Gottes Sohn.
So kann ich ja durch Dich, zu größter Lust gelangen
Der Zettul liegt allhier vor Deinem Angesicht,
Mit Blut ist er gefärbt, Du mußt an mich gedenken.

Mein Herz hat seine Lust an deinem Freudenlicht,
Wie sollt ich Dir mein Herz nicht gern und willig schenken,
Ja, ja, Du Gottes Sohn, der denkenswürdig heißt
Du großer Gottes Sohn, der mir den Himmel giebet
Du großer Gottes Sohn, der mich mit seinem Geist
Von Ewigkeit und auch zu allen Zeiten liebet,
Mein Gottes Sohn ist dann der Endzweck meiner Lust,
Die Lust die ist gerecht, ich muß an ihn gedenken,
Die Lust ist gar zu schön, denn sie durchdringt die Brust,
Ich laß mich nimmer mehr zu andern Lüsten lenken.
Sein Auge siehet selbst vor mich in Gnaden zu,
Er sorget denn für mich, wenn niemand weiß zu sorgen,
Er sorget für mein Wohl, vor meiner Seelen Ruh,
Wie wohl, wie trefflich wohl bin ich bei Dir geborgen.
Erlöser denke mein, wenn Niemand an Dich denkt,
Du weißt daß ich nur Lust zu deinem Denken trage,
Und wenn die Welt mich hier mit Gall und Wermuth tränkt,
Gieb, daß ich nimmermehr bei meiner Lust verzage.
Du heißt ja Gottes Sohn, sein eingebornes Kind,
Das nichts als Liebe mir bei allem Denken zeiget,
Wenn nun die Feinde mein auf Erden mächtig sind.
Gieb daß mein Hertze sich zu deinen Augen neiget.
Du siehest für mich zu, ich seh Dir immer nach
Damit dein Denken nur mich ewig glücklich mach, u. s. w.

Vom Antichrist.

Was ist der Antichrist? Das größte Ungeheuer.
Was kriegt der Antichrist? Nichts als ein höllisch Feuer.
Was macht der Antichrist? Er machet sich zum Gott.
Was macht der Antichrist? Er macht sich selbst zu Spott.
Was schreibt der Antichrist? Den höchsten Gott zu lästern,
So sind der Antichrist und Teufel gleiche Schwestern*).
Was ist der Antichrist? Des Teufels Augenmerk.
Was thut der Antichrist? Des Teufels eigen Werk. u. s. w.

Nun geht der Dichter fort den Antichristen als die Babylo-

*) Also beide weiblichen Geschlechts.

nische Hure zu betrachten, wo ihm denn gar übel mit gespielet wird, ehe er ihn bei dem jüngsten Gericht zum Höllenpfuhle bringt.

In seinem Eifer gegen die Katholiken geht Schönemann oft sehr weit und an Schimpfworten gegen Papst Clemens III. und den Prätendenten, die er beide besungen, läßt er es nicht fehlen. Ein Akrostichon auf den Kronprinzen über die Worte: „Der Friede Gottes ist höher denn alle Vernunft" hat wohl auch keinen höhern Werth, als dergleichen Spielereien zu haben pflegen. Muß man überall des Dichters fromme Gesinnungen anerkennen, wie seine Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, aus deren altem und neuem Testamente er stets an Sprüchen einen reichen Vorrath hat, so ist doch überall ein Bestreben, die Welt als ein elendes Jammerthal darzustellen, und die Freuden derselben als verdammlich zu schildern, ersichtlich, so daß man bei der beständigen Wiederholung dieses Themas sich von der höchsten Langeweile ergriffen fühlt. Dies ist nun insbesondere der Fall bei seinen größern Gedichten. Das Erste derselben sind Betrachtungen über den Sarg, die er in der schon genannten in gebundener Rede verfaßten Zehenden angestellt. Sie verdanken ihren Ursprung Improvisationen über gegebene Themata, und sind dann nach und nach weiter ausgeführt und nachgeschrieben. Er führt uns den Ruhe-Kasten*), denn so beliebt es ihm, das Sarg fast überall zu benennen, unter mancherlei Rubriken, als einen sichern und angenehmen, andächtig und genau, sehnlich verlangten zu billig und muthig führenden Communion Andachten, als einen unverhofften und plötzlich sich eröffnenden, als einen oft mit großen Schmerzen bezogenen, mit von vorhergehender herzlicher Seelen Angst begleiteten, in und mit dem Grabe zersplitternden, zuletzt sich in den Himmel verwandelnden, den Frommen stets vor Augen und in Gedanken schwebenden — vor. In einer poetischen Zuschrift an den geneigten Leser beabsichtigt er, Tod und Grab als einen Heimgang zur Ruhe und den Freuden des Himmels, zur heilsamen Betrachtung und Belehrung zu schildern. Eben so hält er es in seinen Zueignungen an die Königin, den Kronprinzen, an die Herzogin Dorothea Sophie von Meklenburg, die Markgrafen Albrecht Friedrich und Christian Ludwig von Brandenburg, für sehr entschuldbar, daß er auch hohen fürstlichen Personen den Tod

*) Im Niederdeutsch der Ukermark noch Rüstkasten.

als einen Gegenstand des tiefsten Nachdenkens vorführen dürfe. Tod, Grab und Unsterblichkeit sind freilich ein sehr fruchtbarer Stoff für einen Dichter, und daher auch genugsam benutzt: aber wie sehr bleibt Schönemann hier hinter Gray, Klopstock, selbst hinter von Kreutz, seinem Zeitgenossen, zurück! wie die geringste Vergleichung ergeben muß. Es sei erlaubt, bei dem andern Theil der Zehenden zu verweilen, die er dem Kronprinzen 1721 zugeeignet hat, worin er sagt: er werde nicht erschrecken, daß er ihm in der ersten Blüthe seines Alters Tod und Sarg präsentire, da eine christliche Betrachtung des Todes ein vergnügtes Leben mache, indem sie dem unordentlicheh Ausdruck der menschlichen Affekten einen gewaltigen Einhalt zu thun vermögend sei; auch bei einem Fürsten es zu einem gesegneten Regimente nicht wenig beitrage, wenn er fleißig bedenke, daß seine Unterthanen Menschen sind, und er, wie sie, sterben müsse; und da der Prinz schon in seiner Jugend von einer so gottseligen Einsicht sei, daß er hoffe, er werde es nicht ungnädig aufnehmen, wenn er mit einem, dem ersten Anblick nach so fürchterlichen Anblick für seine Augen trete, und nun singt er ihm die bei der eröffneten Todtengruft eröffneten ungleichen Todes- und Sarges-Gedanken vor, wie ein Weltkind bei dem Lesen der Inschrift eines Sarges, „Hier lernet man die Pracht der Eitelkeit verachten,“ in äußerste Verzweiflung bei dem Gedanken der Vernichtung gerathen, ein Christ dagegen selbigen nur als einen Hafen der Ruhe betrachtet; dann wird eine im Sarge predigende Leiche vorgeführt, ein ins Grab blickendes Glaubensauge, ein Himmel für den zum Tode bereiteten Christen, die letzte Reise eines Christen als eine vollkommen glückliche, ein schneller seliger Tod als der allerbeste Tod u. s. w. Dies sei genug von der Art und Weise der Betrachtungen.

Der Dichter wechselt seine gewöhnlichen Alexandriner häufig mit andern Versmaßen ab, die er meistens Arien überschreibt, und nicht selten schließt ein Echo z. B. „Was hat es doch gemacht, daß uns die Würme fressen?“ Echo: „Essen“. — „Du sprichst ich bin nicht arm“, Echo: „Ach daß sich Gott erbarm*).“

Wenn wir Schönemann, als einen Theologen seiner Zeit angehörig, im Auge behalten, und finden, daß er in einem dieser Gesänge der

*) Gewiß ein merkwürdiges Echo!

halsstarrigen Juden Unsinnigkeit gegen den unschuldigen Prediger der Gerechtigkeit Stephanum, sehr hart mitspielt, und in seinen Wohlmeinenden Gedanken bei dem unverhofft und unglücklichen am 12. August 1720 hier zersprungenen Pulverthurm, dies als Gottes Strafruthe und Bußstimme darstellt, so mag er in der damaligen Denkungsart Entschuldigung verdienen; wohl aber dürfte man wünschen, daß wir ihn auch als einen toleranten Geistlichen gegen Katholiken und Juden kennen lernten.

Bei seinem so wichtigen als heilsamen Andenken des für aller Menschen Sünde leidenden und sterbenden Jesu, Berlin 1736, wollen wir nicht verweilen. Es ist eine auf 181 Oktav Seiten in 724 Strophen gereimte Passions-Geschichte. Es ist mir unbekannt, ob Schönemann hiermit eine Nachahmung eines vollständigen Oratoriums von dem Preuß. Hofrath Joh. Valentin Pretsch, welches 1734 zu Kopenhagen erschienen war, hat liefern wollen?

Wir schließen mit einer kurzen Nachricht von seinem Gedicht: Die dem betrübten Thorn aus zärtlichem Mitleiden gewidmeten wehmuthsvollen Klagen nach Anleitung des 79sten Psalms in gebundener Rede angestimmt, Berlin 1726. Es ist hier das tragische Schicksal Thorns besungen, in welcher als einer evangelischen Stadt im Preußischen Polen, der Bischof von Kulm es durch List und Gewalt dahin gebracht hatte, daß ein Jesuiter-Collegium daselbst Ansiedlung gefunden, dessen Mitglieder sich bald alle Mühe gaben, den Protestanten eine Kirche nach der andern zu entziehen. Am 16. Juli 1724 brach hier ein unglücklicher Tumult aus, der für die Stadt die traurigsten Folgen hatte. An diesem Tage hielten die Benediktiner-Nonnen auf dem Jakobs-Kirchhofe in der Neustadt eine Prozession. Einige lutherische junge Leute sahen dieselbe, jedoch mit entblößten Köpfen, an. Ein Jesuitenschüler aber warf mit Steinen unter selbige, und wollte sie zum Kniefall vor dem Venerabile zwingen, welches indeß nicht geschah, sondern nur die Protestanten bestimmte, sich weiter zurückzubegeben. Aber eben dieser Jesuitenschüler fing nach beendigter Prozession neuen Unfug auf der Straße an, und mißhandelte einen Knaben, bis sich dessen der Kaufmann Heider annahm. Mehrere herbeigeeilte Jesuitenschüler begannen mit Steinen zu werfen und mit ihren Säbeln auf die Bürger einzuhauen. Die Stadtwache bemächtigte sich des Tumultstifters. Nach dem Verlangen des Rektors des Jesuiter-Kollegiums



sollte derselbe sogleich der Haft entlassen werden; doch wurde von ihm jede Bestrafung desselben verweigert, so wie er den Schülern gestattete, ferner auf den Straßen zu bleiben und das Haus des genannten Heiders mit Sturm zu bedrohen. Obgleich der Stadt-Präsident Rösner den Gefangenen, um größeren Gewaltthätigkeiten vorzubeugen, entlassen hatte, so verlangten seine Mitschüler nun eine förmliche Genugthuung, und gestatteten sich in der Wohnung des Präsidenten solche Grobheiten, daß dieser sich veranlaßt fand, einen derselben verhaften zu lassen. Dies ward durch Fortschleppen eines lutherischen Gymnasiasten, der ruhig vor seiner Hausthüre stand, zum Kollegienhause erwidert. Während der Präsident und der Rektor sich über die Auswechselung mit Boten beschickten, versammelte sich ein Volkshaufe vor dem Kollegio. Da die Schüler aus demselben mit Steinen zu werfen begannen, ja selbst aus Gewehren schoßen, so gerieth der Pöbel in Wuth, ungeachtet man die beiderseitigen Gefangenen freigab, auch die Stadtwache herbeieilte, allein nicht kräftig genug einschritt. Rösners und des Vice-Präsidenten Zernicke Bitten und Drohen blieben unbeachtet. Der Pöbel drang in das Kollegium, zertrümmerte Tische, Bänke und Katheder in den Hörsälen, die zum Hause hinausgeworfen und verbrannt wurden. Später behaupteten die Katholischen, daß dies auch mit Heiligenbildern geschehen sei. Die Jesuitenschüler fuhren, ungeachtet der Uebermacht des Volkshaufens, mit Steinwürfen und Schießen fort, bis nach Mitternacht sich Alles verlief. Niemand war getödtet, auch nur wenige Verwundungen vorgefallen. Rösner's strengste Untersuchungen brachten die Rädelsführer nicht heraus. Ueber ihn und den Magistrat sandten die Jesuiten die bittersten Beschwerden nach Warschau, wo sich bereits viele Magnaten zu dem dorthin ausgeschriebenen Reichstage eingefunden hatten, und sofort ward im Namen des Königs eine Kommission nach Thorn abgeschickt, von einer starken Polnischen Militairmacht begleitet. Sämmtliche Kommissarien waren katholischen Glaubens, und begannen ihre Untersuchungen mit der Verhaftung von mehr als 83 Personen aller Stände, und schlossen dieselbe mit einem Bericht nach Warschau, in welchem die Jesuiten als ganz unschuldig dargestellt, alle Schuld aber auf die Bürgerschaft, besonders auf Rösner und den Magistrat gewälzt ward. Der Reichstag verwies die Sache an die Königl. Assessorialgerichte, deren blos katholische Beisitzer durch die Bered-

samkeit der als Ankläger auftretenden Jesuiten und mehrerer fanatischer Senatoren und Landboten eingeschüchtert, ein schnelles Bluturtheil sprachen. Da im Senat es schon zum Zücken der Schwerter gediehen, vollzog der König dasselbe, zu dessen schleuniger Vollziehung sogleich eine Kommission nach Thorn abging. Mit der Bestärkung der Anklage durch den Eid von Seiten der Jesuiten war jede weitere Vertheidigung abgeschnitten. Rösner und 9 Bürger wurden enthauptet, die Körper einiger derselben geviertheilt und verbrannt, obgleich nur ein einziger der Verurtheilten bei dem Tumult zugegen gewesen. Sie starben sämmtlich unter dem Bekenntniß der evangelischen Wahrheit mit wahrem Heldenmuthe. Der Vice-Präsident Zernike, der, wie der Kaufmann Heider, gleichfalls zur Enthauptung verurtheilt worden, ward vom König begnadigt, und Letzterer, weil er zur katholischen Religion übergetreten war. Hiernächst erfolgten viele Amtsentsetzungen, harte Gefängnißstrafen und schwere Geldbußen. Die beiden Geistlichen waren entflohen. Ihre Schriften wurden vom Henker verbrannt. Die Marien-Kirche, das Gymnasium und die Bibliothek wurden den Katholiken überwiesen, die Rathsstellen nur mit diesen Glaubensgenossen besetzt, und überdies mußte die Stadt zum Ersatz des Schadens den Jesuiten 22000 Gulden zahlen. Alle Vorstellungen der evangelischen Fürsten Europas, als Garanten des Friedens von Oliva, der den polnischen Dissidenten vollkommene Religionsfreiheit zugesichert hatte, besonders die Vorstellungen König Friedrich Wilhelms I., waren ohne Erfolg oder trafen zu spät ein. Schönemann hat sich in seinem Gedicht ziemlich treu an diese geschichtlichen Thatsachen, die ich hier nach den Erzählungen von Pauli und Buchholz gegeben habe, gehalten; allein ich will bei demselben nicht länger verweilen, denn es ist ihm wahrlich kein poetischer Werth beizulegen. Möchte man jenen Schandfleck der Unduldsamkeit aus der Geschichte Polens weggewischt sehen, so muß man auch hier bedenken, daß Schönemann in seinem Eifer gegen die Katholiken, insbesondere gegen die Jesuiten keine Gränze zu setzen wußte.

Ich will mit der Bemerkung schließen, daß ich bis jetzo nur eine, ganz in Versen gesetzte, in Berlin gehaltene Predigt gefunden habe, und zwar aus einer Zeit, in der man sie vielleicht

nicht mehr erwarten dürfte. Es ist dieses die „Dank-, Pfingst- und Friedenspredigt bei dem zwischen König Friedrich II. und dem Kaiser von Rußland Peter III. im Jahr 1762 abgeschlossenen Frieden, von dem Ober-Konsistorialrath und Prediger auf dem Friedrichs-Werder, Nathanael Baumgarten", dem Bruder des bekannten Aesthetikers Alexander Baumgarten, die allhier 1762 in 4to erschienen ist.

Klein.





X.

Rede zur vierten Jahrhundertfeier der Buchdruckerkunst in Berlin.

Beim Abdrucke dieser Festrede, die zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Berlin den 25. September 1840 im großen Saale der Hochschule gehalten wurde, wiederhole ich hier den beim Festmale nicht von Allen vernommenen Wunsch: daß allen Genossen dieser wunderbaren Kunst ihr Kaiserliches und Reichs-Wappen, der die Ballen führende Greif, zur glücklichen Vorbedeutung der alten goldgrabenden und goldbringenden Greifen diene; daß sie jedoch, namentlich die Schriftsteller oder Setzer, sich niemals vergreifen, wol aber ihre Werke so einrichten mögen, daß sie sich schnell vergreifen; und ebenso ist zu wünschen, daß die Verfasser, zumal von Verfassungen, sich nimmer verfassen mögen.

Vox populi, Vox Dei.

Die große Völkerwanderung der Germanen, die um die Zeit des Christenthums erst recht in die Geschichte treten, erwies sich durch ihre der antiken Welt übermächtige Aneignung eben des Christenthums als die Verjüngung der Weltgeschichte; das Christlich-ritter-

liche Zeitalter entfaltete sich in allen Richtungen als eine ewige Blüte für alle Zeiten, und der alte Zug nach dem paradiesischen Urlande fand in den Kreuzfahrten zum heiligen Grabe die wahre Heimat wieder. Als dagegen, nach Gottes Rathschlusse, diese Morgenwelt wieder der Verfinsterung hingegeben ward, und der Halbmond auf der Sophienkirche prangte: da nahm die Christenwelt Flügel der Morgen- und Abendröthe, und umflog in der Entdekkung beider Indien den Erdball; da brachten die flüchtigen Griechen die Geistesschätze des klassischen Heidenthums und des Christenthums ins Abendland; da beschloß die dämonische und heilsame Erfindung des Feuergeschosses vollends das schon in sich versinkende Ritterthum; — da endlich trat eine nicht minder furchtbare und heilsame Kunst an das Licht, leise und unscheinbar, aber bald unaufhaltsam weltbewegend und weltverändernd, — die Erfindung unsers Gutenberg: welche, zwar lange und nahe vorschwebend, dennoch wie das Ei des Columbus überraschte, den alten Zauber der Schreibekunst erneute, und wunderbar sogleich in vollendeter Gestalt aus dem gottbegeisterten Haupte des Erfinders hervorging: — und durch sie, im geheimen Bunde mit allen jenen Mächten, begann eigentlich erst das neue Weltalter.

Wie diese Erfindung nun alsbald unermeßlich in allen Richtungen auf Wissenschaft, Kunst, Bildung und Leben wirkte; wie sie jene geflüchteten Schätze Griechenlands zum Gemeingute der Menschheit machte; wie sie neue Bahnen der Wissenschaften eröffnete, ja neue Wissenschaften erschuf; wie sie, Dampfschiffe und Eisenbahnen überflügelnd, die Weltlitteratur hervorrief, — das alles bedarf kaum noch der Erinnerung: hier möchte ich heute nur aus dem unerschöpflichen Gegenstande die Wirkung der neuen Kunst auf und durch das Vaterland und Volk, und in inniger Verbindung damit, auf und durch das Christenthum hervorheben. In beiden liegt das offenbare Geheimnis der Vereinigung des Volksthümlichen und Persönlichen mit dem Universalen beschlossen. — Beiden Richtungen ist auch die Ausstellung merkwürdiger alter Druckwerke vor allen gewidmet; hier vielleicht mehr als irgendwo durch den Reichthum der Königlichen Sammlungen und der Freunde des Vaterländischen begünstigt.

I.

Die klösterliche und ritterliche Litteratur ward durch die neue Erfindung Gemeingut des Volkes, und es entwickelte sich nun erst vollends eine wahrhafte Volkslitteratur. Die uralten zum Theil noch mythischen Heldenlieder wurden erneut und gesammelt im Heldenbuch, in eben so häufigen, als seltenen Ausgaben, von welchen oft nur einzelne übrige Blätter und Bilder recht zeigen, wie diese, und alle übrigen Volksbücher, gleich den Fibeln und Bibeln, verzehrt wurden, und in Saft und Blut übergingen. Ja, man hofft, auch unser gröstes und ältestes Heldengedicht, die Nibelungen, welches noch über die Zeit der Buchdruckerei herab prächtig abgeschrieben wurde, in einer solchen Volksausgabe lebendig wirksam zu entdecken: so wie es zu dieser Jubelfeier in sieben Ausgaben und Erneuungen (deren drei in Berlin), mit allem neuen Glanze der alten Kunst, würdig ans Licht tritt.

Die Romanischen Ritterdichtungen, aus der verwandten Altfränkischen Heldensage von Karl dem Großen und seinen Pairs; die eigentlichen, zumeist vom Christlichen Geiste durchdrungenen Ritterromane von Artus, der Tafelrunde und dem heiligen Graale, die daran geknüpften Kreuzzüge, und andere Geschichtssagen; die romantischen Umdichtungen antiker Sagen vom Trojanischen Kriege und Alexander dem Großen, — alle wurden nun überall zum Drucke für eine größere Lesewelt prosaisch umgeschrieben, und frei fortgedichtet: fast mit alleiniger Ausnahme des poetisch gedruckten Titurel und Parcival des tiefsinnigen Wolfram von Eschenbach, — wie in Frankreich des **roman de la rose**. So entstand erst mit der Druckerei die neue eigentliche Prosabildung.

Wie gleichzeitig die Städte über die Ritterburgen emporstiegen, Handel und Gewerbe den dritten Stand erhob, ja ein vierter Stand im Staate hervortrat: so begann nun auch erst die eigentliche, früher ebenfalls poetische, Geschichtschreibung, welche die heimischen Rechtsbücher — die großen Völker- und Fürsten-Spiegel der Sachsen und Schwaben — schon vorbereitet hatten; so wie die Predigten und Schriften begeisterter Gottesgelehrten und Mystiker das Christenthum wieder zur wirklich allgemeinen Angelegenheit eines Jeglichen machten, und der Reformation vorarbeiteten.

Jene ursprünglich fremden Romane wurden daneben aber wirklich Deutsche Volksbücher: die große alte Sammlung derselben nennt sich bedeutsam Buch der Liebe, und von den unzähligen einzelnen alten und neuen Büchern dieser Art erinnere ich nur an Tristan's Liebe und Leid, an den durch Don Quixote so berühmten Fierabras, an die unbändigen Haimonskinder; an die ergetzlichen sieben weisen Meister; an die noch weiter durch Morgen- und Abendland gegangenen lehrreichen Erzählungen des Indischen Weisen Bidpai. — Der weltberühmte Fabelroman Reineke Vos (zunächst Niederländisch) hat, wie der gewandte Held desselben, die vielgestaltigsten Verwandlungen durchlaufen, in allen Zungen, und durch zahllose (zum Theil ganz verschollene) Ausgaben sich vor allen als Volksbuch bewährt.

Von den heimischen Heldendichtungen ist allein das Siegfriedslied, erst spät, mit fremdartiger Ausspinnung, ein solches Prosa-Volksbuch geworden und geblieben.

Die lyrischen Gedichte der Ritterzeit, der Minnesinger, als die unmittelbarsten, eigenthümlichsten und höchst kunstreichen Erzeugnisse derselben, konnten die prosaische Auflösung nicht erleiden, und sind verschollen, bis auf wenige Nachklänge, und einige, dem Inhalte nach, volksmäßige Schwank- und Scherzlieder des damit fast mythisch gewordenen ritterlichen Bauernfeindes und Oesterreichischen Hofdichters Nithart.

Alle diese Bücher waren das Ergetzen und die Lust des gesammten Volkes, der Hohen und Niedern, der Jungen und Alten, und sind es zum Theil noch: wie ihre zeitgemäßen Erneuungen, zugleich in Leipzig und hier in Berlin, bezeugen.

An diese, zum Theil uralten Volksbücher reihen sich nun die ursprünglich schon in Prosa verfaßten Volksromane, deren Gegenstand eben auch das Volk ist: wie der verkehrte Sachsenspiegel des Eulenspiegels, und dessen lustiges Seitenbild von den sieben Schwaben, dem Spiegelschwaben u. s. w.; wie vor allen der durch Namen und Schwarzkunst mit der zauberischen Buchdruckerkunst wundersam vermischte Faust; dessen altes überliefertes Volksschauspiel unlängst (1832) hier, gleich als Seltenheit, gedruckt worden, und die Grundlage des Weltgedichts unsers grösten Dichters ist.

Im allgemeinen Verkehr und Tausche dieser und ähnlicher Bücher, wurden sogar die zuletzt in fesselfreier Einbildung fortgedich-

taten Amadisse verdeutscht, deren bodenlose Feenwelt der scharfsinnige Junker von La Mancha noch zu verwirklichen trachtete.

Alle diese Dichtungen sind noch bis auf die neueste Zeit die bedeutendste Grundlage, gleichsam die romantische Mythologie unserer Poesie geblieben, in den herrlichsten und volksthümlichsten Werken unserer besten Dichter: Wieland, Goethe, Tieck.

Sie waren auch Stoff für das mit den treibenden Städten aufwachsende Drama; welches freilich durch die Meistersänger, als die Halberben der Minnesinger, zunftmäßig zugeschnitten, und erst wahrhaft volksmäßig ward, als es durch mittelbare Einwirkung des grösten Dichters der neuen Zeit, in den sogenannten „Englischen Komödien und Tragödien", sich frisch belebte, wie es sich noch durch mündliche Ueberlieferung auf dem wahren Nationaltheater, der Volksschaubühne erhalten hat. Wie viel immer von jenen alten Schauspielen gedruckt ist, so bleibt doch hier, auch noch gegenwärtig, der Druck gewis weit zurück hinter den zahllosen Manuscripten der für den Augenblick und für die lebendige Darstellung bestimmten Werke.

Die Poesie gedieh endlich, mit dem würdigsten Gehalte, zur eigenthümlich neuen, vollkommensten und reichsten Bildung, in dem Kirchenliede, welches, als Herstellung des erbaulichen Gesanges der Gemeinde, so kräftig die Reformation förderte. Dieses geistliche Volkslied, woran die Deutschen den reichsten Schatz haben, belebte und erfrischte sich, wechselsweise, aus dem weltlichen Volksliede, welches noch die alten Ritterlieder-Töne anschlug, ja selbst an das Heldenlied anklang, durch die zahllos hervorsprießenden geschichtlichen Volkslieder. Alle diese Lieder, zuerst auf einzeln gedruckten Blättern durch die Länder dahinfliegend, sind eben so selten (viele ganz verschollen), als oft wiederholt, und trugen damals schon durch ihr „Gedruckt in diesem Jahr" ihre ewige Jugend an sich. Sie waren, nebst ähnlichen fliegenden Blättern, „neue Zeitung" betitelt, eben die Zeitungen der guten alten Zeit, die freilich nicht täglich aus der Schnellpresse hervorliefen, in welchen aber die Volksstimme der Geschichte wirklich lebte.

Fast alle diese Richtungen und Darstellungen vereinigte in sich der Nürnberger Altmeister und treuherzige Dichter Hans Sachs, den Goethe so wahr und würdig wieder eingeführt hat, und dessen

alte volksmäßige Wirkung sich auch darin zeigt, daß seine Gedichte ebenfalls zuerst als fliegende Blätter ausgingen.

Damals ward auch in dem kunstfleißigen Nürnberg der Theuerdank ausgearbeitet, der ursprünglich von dem echt vaterländischen Kaiser Maximilian, mit Recht genannt „der letzte Ritter", aus seinem Leben selber verfaßt, und wahrhaft kaiserlich ausgestattet wurde; so daß er lange ein Räthsel, und immer eine Zierde der Typographie blieb, und die Xylographie in vollendeter Gestalt erneute.

Die Volkslitteratur aber zeigt ihre Bedeutung auch dadurch, daß seit dieser Entwickelung ihr so wenig Erhebliches mehr zugewachsen ist: aus neuerer Zeit sind etwa nur einzelne von Musäus Volksmärchen (nach mündlicher Erzählung eines alten Soldaten) dazu gediehen; so wie die handgreiflich wahrhaften Lügen des kürzlich hier so ansprechend erneuten Freiherrn von Münchhausen; und endlich, der Werther, das für alle Zeiten vollendete, und sogar in China eingedrungene Urbild vom Abgrunde der Empfindsamkeit.

Die Volksbücher waren solchergestalt durch den Druck, und sind zum Theil noch, die dauerndste gemeinsam Europäische, tief ins Morgenland reichende Litteratur: so wie es einst noch mehr die ihnen zum Grunde liegenden Ritter- und Feendichtungen waren.

II.

Vor allen aber segensreich wirkte die neue weltbewegende Erfindung auf die Verbreitung der Religionsurkunden des Christenthums, durch welche sich die höchste und allgemeinste Bedeutung der Litteratur offenbart; und würdigerweise war das erste gedruckte Buch zugleich das Erste aller Bücher, oder das Buch schlechthin, die Bibel; von welcher die in ihrer Ausstattung einzige Pergamenturkunde der Edelstein unsrer Ausstellung ist, und eben die Vollendung der Kunst schon in der Wiege bewährt.

Zwar ist diese Bibel in der damals noch allgemeinen Kirchensprache, — die katholische Vulgata, — welche früher die Sprache der klösterlichen Gelehrsamkeit und Wissenschaft überhaupt war, hier jedoch, als Bibelsprache, durch die zum Grunde liegende unvordenkliche Uebersetzung (Itala), fast als Ursprache auftritt.

Und so folgten auf dieses erste Bibelbuch, nebst anderen Kirchenbüchern, zunächst mehrere herrliche Ausgaben der Vulgata: dagegen im Auslande durch die ausgewanderten Deutschen zuvörderst mehr die dort näher liegenden weltlichen klassischen Schriften gedruckt wurden.

Jedoch blieb Deutschland auch hierin nicht zurück, und es rühmt sich unter andern der ersten Ausgaben von Cicero, Polybius, Diodor u. a. Eben so bald und in noch weiterm Umfange wurden die Klassiker (Aesop, Aristoteles, Herodot, Livius, Terenz, Virgil u. a.) verdeutscht, nach alter kräftiger Weise. Sie waren so desto wirksamer, und reihten sich, nebst andern Verdeutschungen (des Boccaz, Petrarca u. a.) den Volksbüchern unbefangen an. So ward der Verkehr mit dem Auslande auch in dieser Richtung immer lebhafter, und bethätigte sich ferner in den nun immer häufigeren und weiteren Reisebeschreibungen, welche mit älteren fabelhaften Irrfahrten und Legenden eine romantische Odyssee bilden, über die Erde hinaus, durch Himmel und Hölle, die Vorläufer Dante's.

Die Klassiker übten nun in Deutschland aber auch in den Ursprachen ihren wohlthätigen Einfluß auf die gesammte Bildung, durch Erweckung eines neuen Kunstsinnes für die Antike und für die klassischen Denkmäler überhaupt: es bereitete sich so die Versöhnung der antiken Schönheit mit der religiösen Strenge; die höchste Aufgabe der neusten Zeit.

Endlich führte die Kunde der klassischen Sprachen nicht allein zu einer tieferen Einsicht des Baues und allgemeinen Zusammenhanges der eigenen Volkssprache, sondern auch zur gründlichen Kenntnis der Ursprachen des Christenthums.

Aber früher schon war das, seit Ulfilas, Otfried, Notker stäts neubelebte Bedürfnis der Bibelverdeutschung so groß, daß sie zuerst nach alter Uebersetzung der Vulgata, gedruckt wurde, in dicht sich folgenden Ausgaben, welche sämmtlich auch zn den ältesten und merkwürdigsten Drucken gehören, und unsre Ausstellung zieren.

Erst **100** Jahre nach Gutenbergs Bibel konnte, durch alle diese Vorbereitungen begünstigt, Luthers Verdeutschung der Bibel aus den Ursprachen ans Licht treten, und nun die heilige Schrift erst allgemein in ihrer wahren Bedeutung und Wesenheit erkannt

werden: gleichwie 100 Jahre nach der Umkreisung der Erdkugel, von Luthers Zeitgenossen Copernicus das Weltgebäude mit dem Auge des Geistes durchmessen, und, zwar mit Aufstörung der Erde aus ihrem alten Reiche der ruhigen Mitte, in seiner unsichtbaren Wahrheit erschauet wurde, als das aufgerollte Buch der Schöpfung in der Sternenschrift des Weltalls.

Luthers Verdeutschung des schöpferischen Wortes Gottes selbst aber ist ein wunderwürdiges, in Gemeinschaft mit tiefgelehrten und frommen Freunden ausgeführtes Werk, in welchem die Eigenheiten der Ursprachen noch so vernehmlich durchklingen, und die einzelnen, nach Art und Zeit so verschiedenen Bücher, in ihrer Besonderheit erkennbar sind: so daß man wol davon sagen kann: es redet mit den Engelszungen des Paradieses, und mit der Donnerstimme des Sinai's und des Weltgerichts, und mit dem sanften, süßen Säuseln der ewigen Liebe. Und gleichwol ist Alles von Einem hohen Geiste durchdrungen, dem mächtigsten der Deutschen Rede, und ist zu einem großen Ganzen ausgeprägt: so wie es im tiefsten Ursprung und Geiste wahrhaft ein solches wunderbares Ganze ist. Dieser durchhin waltende Sprachgeist eben ist es, wodurch Luthers, des sprachgewaltigen, Lebensarbeit alle früheren, so wie späteren Bibelübersetzungen so unendlich überragt, wodurch sie so gewaltig und nachhaltig wirkt.

Und daß diese Wirkung in so ungemessenem Kreise erfolgte, vermittelte vor allen die noch frische Kunst der schrankenlosen Vervielfältigung und Verbreitung: ja es ist wol nicht zu zweifeln, daß das lebendige Verhältnis zu dieser Kunst, wodurch man nun zum gesammten Volke, ja zur ganzen Welt reden konnte, wieder kräftig auf die Bildung der Rede zurückwirkte. Unter den zahllosen Wiederholungen der Lutherschen Bibel, seit dem auf der Wartburg verdeutschten Neuen Testament (1522), trifft die Hauptausgabe schon in das Jahr 1540: so daß wir heute zugleich das Jubeljahr der vollendeten Lutherbibel begehen, und auch eine Herstellung derselben zur würdigen Feier des so vielfach bedeutsamen Jahres 1840 unternommen ist. Luthers Bibel wurde auch sehr bald nicht allein ins Niederdeutsche, sondern auch in die verwandten Nordischen Sprachen übertragen, und galt so noch mehr, als einst die Vulgata, für Urschrift.

Auf solche Weise gedieh Luthers Bibel zum grösten Volksbuch im höchsten Sinne: so wie die Bibel überhaupt, nach Goethe's

Ausspruch, das Buch der Völker ist, „weil sie die Schicksale Eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft, und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt."

Ich füge hinzu: die Bibel ist der allgemeine Weltspiegel, in welchem wir hienieden das Ewige schauen, der in der uranfänglichen Vergangenheit der Welt und der Menschheit die Zukunft vorbildet; und durch die fortwährende Bestätigung und Erfüllung ihrer Verkündigung soll und wird die Bibel fortwährend noch wachsen. Und so reicht dieses heilige Buch aus bis zum jüngsten Tage, wie Goethe vom Evangelium sagt: es ist eben selber das Buch des Weltgerichts, wo Himmel und Erde wie ein Buch zusammengerollt werden.

Freilich war unsere Lutherbibel die Frucht, wie das Werkzeug, der tiefen Glaubensspaltung: jedoch eben dadurch, daß sie vor allen in ihrer lichtschnellen Verbreitung diese Trennung so weit durchsetzte, bereitet sich wieder eine höhere Vereinigung und Herstellung der Einen Christenheit, durch dieselbe siegreich alle Sperren überfliegende, ja selbst die Pforte der Hölle bewältigende Verbreitung der heiligen Schrift.

Solches bewährt sich besonders auch in unseren Tagen. Die allen Völkern der Erde bestimmte und unbedenklich, wie unweigerlich zu gebende Bibel, als Wort und Geschichte Gottes, ist das kräftigste Werkzeug der nun über die ganze Erde ausgehenden Missionen; und zahlreiche Gesellschaften sorgen, sowol daheim, als unter den Heiden, für Austheilung des heiligen und heilsvollen Buches. Dieses erfüllt sich so durch sich selbst: „alle Völker sollen einst Ein Hirt und Eine Heerde sein." In alle Zungen der Erde ist und wird die Bibel übertragen. Litteraturen werden, wie einst in der Völkerwanderung auch unsere Deutschen, durch sie erst erschaffen. Sprachen werden nun erst in ihrer vollen Eigenthümlichkeit, zugleich am großen gemeinsamen Werke, vernommen. Es wiederholt und erfüllt sich im weitesten Sinne das Wunder des Pfingsttages: das Evangelium, das heilige Wort des Geistes und der Wahrheit, offenbart sich in allen Zungen der Erde. Es stellt sich, nach der langen Verfinsterung und Verwirrung, die Einheit der Ursprache her, dadurch, daß alle Sprachen Eins und

Ebendasselbe, das Wort Gottes, reden. Ja, diese Sprachen stellen so, in den vielen Evangelien, das unsichtbare Urevangelium her, welches früher war, als die auf Steintafeln von Gottes Finger dräuend geschriebenen Gebote, und das unauslöschlich eingegraben stand in die beiden lebendigen Herztafeln der Gottes- und Menschenliebe: — als das ewige ungeschriebene Wort, welches im Anfang war, und in unsers Luther Sprache lautet: „es werde Licht!"

In solchem Sinne geschah es, daß auch der große Geist, dessen irdische Erscheinung zugleich mit dem heutigen Jubelfeste gefeiert werden sollte*), daß er, vor allen der Mann des Lichts, beim Dahinscheiden in seine Heimat, wo kein Wechsel mehr ist von Licht und Finsternis, ausrief: „Mehr Licht!" — Dieß letzte Wort sei heute und fortan unser Glückauf! zu dem neuen Lichte, welches uns gegenwärtig durch Gottes Gnade von oben leuchtet, und auch unser Fest überstrahlt und verherrlicht.

*) Es war früher auf den 28. August bestimmt.

v. d. Hagen.

XI.

Idisi und Diedesi.

Der verehrte Freund San-Marte schickt mir so eben folgende freundliche Mittheilung:

„In Dietmars von Merseburg **Chron. L. IV.** heißt es **ad ann. 1000** über Otto's **III.** Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe des heil. Adalbert, nachdem er die Stadt Meissen passirt:

„**Decursis tunc Mulcieni terminis, huic ad Diedesi pagum primo venienti Bolizlavus parato in loco, qui Ilua dicitur, suimet hospitio, multum hilaris occurrit etc.** —"

Diedesi ist hiernach ein Grenzdorf zwischen dem deutschen Elblande und dem damaligen polnischen Reiche. — Durch Erkundigung etwa bei der Lausitzer Alterthumsgesellschaft ließe sich vielleicht die Lage des Orts **Diedesi** sowohl als **Ilua** näher konstatiren; als Ort an der Grenze zweier Völker, die in steter Fehde lagen, — denn die Elbslawen waren schon lange zur Heidenzeit von den polnischen Slawen getrennt und ihnen feindlich, — war es der Natur der Sache nach auch ein Ort kriegerischer Konflikte, vielleicht schon zu einer Zeit, ehe die Elbslawen hier Fuß faßten, vor Samo, als noch hier germanische Götter thronten. —

Wenn nun die **Idisi** Schlachtengöttinnen sind, wie es doch sehr wahrscheinlich, so wär's nicht unerheblich, sie in jenem **pago Diedesi** versteckt zu finden, wenn man die ersten 2 Buchstaben **Di** zu erläutern wüßte, und den Muth hätte, die zwei **e** in **i** zu verwandeln, und **Di Idisi** zu lesen. — Handschriften von Dietmar könnten wohl dabei Hülfe leisten.

Gewiß ist es aber wichtig, noch mehr Orte zu ermitteln, die nach diesen neuentdeckten Göttinnen genannt sind; denn wo Götter sich lokalisiren, da haben sie auch geherrscht. Der campus Idisiavisus ist der erste derartige Nachweis. A. Schulz."

Ich fragte deshalb unsern rühmlichst bekannten Gauforscher Herrn von Ledebur um Rath, und erhielt hierauf folgende Mittheilung:

„Es liegen uns für den fraglichen Namen verschiedene Formen vor, doch nichts von Idisi.

Zuvörderst die wesentlich andere und bessere Lesart im Ditmar ap. Pertz mon. V, 780:

Decursis tunc Milcini terminis, huic ad Diedesisi pagum primum venienti Bolizlaus — qui „major laus" non merito, sed more antiquo interpretatur — parato in loco, qui Ilua dicitur, suimet hospicio, multum hilaris occurrit.

Daß das Wort pagus beim Ditmar, wie überhaupt in der ganzen Zeit, wo die Gauverfassung bestand, nicht als Dorf, sondern als Gau, Landschaft zu nehmen ist, bedarf kaum einer Erinnerung. Wie könnte sonst ein Ort Ilva in dem pago Diedesisi gelegen haben? Es wird dieses Gaues auch öfter noch gedacht. Seine Lage zwischen dem Gaue der Milcinen oder Milzanen (im Lande Budissin) und dem Lande der Boboranen (im Bobergau) weiset uns auf den Theil der Oberlausitz, der das Land Görlitz umfaßt.

Wir halten daher das auf der alten Landstraße zwischen Bautzen und Görlitz, am Königsheimer Gebirge gelegene Hilbersdorf für den Ort Ilva, nicht aber mit Leitsch und Pertz das am Bober gelegene Halbau. Denn am Bober haben wir nothwendig die Boboranen zu suchen; Leitsch giebt dem Gau Diedesisi auch eine viel zu nordöstliche Lage, indem er ihn über Glogau und Krossen erstreckt; wozu er sich mit Unrecht durch zwei andere Stellen im Ditmar bestimmen läßt.

Diese eine Stelle ist die, wo Ditmar beim J. 1010 der Verwüstung von Cilensi et Diedesi auf dem Rückzuge aus den Obergegenden in die Elbgegenden erwähnt, (ap. Pertz V, 822). Es sind in diesem Feldzuge zwei Heeresabtheilungen nothwendig von einander zu trennen. Während die eine Heeresabtheilung durch die Niederlausitz auf Glogau zog, war die andere durch die Oberlausitz gegen Schlesien vorgedrungen. Der Rückzug der letztern

war mit der Verwüstung des Schlesier Gaues (dem Lande der Silinger) und des Diedesi verknüpft.

Die dritte Erwähnung beim Ditmar lehrt uns wieder eine neue Form des Gaunamens, den **pagum qui Diadesisi dicitur** kennen, in welchem im Jahre 1015 der Nachtrab des kaiserlichen Heeres bei seinem Rückzuge auf die Elbe eine Niederlage erlitt, wobei Markgraf Gero blieb. (**Ditmar ap. Pertz V, 842**).

Daß dieser Gau in dem Meissener Sprengel gelegen, und die Böhmische Gränze berührt, so wie zwischen den Boboranen am Bober und den Milzanen um Bautzen, folglich in der Umgegend von Görlitz gelegen habe, dies beweiset mit klaren Worten die Gränzbezeichnungsurkunde der Prager Diöcese von 1086, wo zwischen Poborane (dem Bobergau) und den Milcianen der Gau genannt wird, und zwar hier nach einer Lesart **Dedossene** (**Cosmas Pragensis ap. Mencken I, 2059**), nach anderer: **Dedosese** (Lünig Reichsarchiv 6 B. a. S. 230).

Die für die Geographie der Slavenländer so wichtige St. Emmeramer Völkertafel nennt uns zwischen Lunsizi (Nieder-Lausitz) und Milzanen (um Bautzen) die **Dadosesani**, und giebt dem Lande derselben 20 Städte. (Meine Abhandlung in d. Märkischen Forschungen II, 73. 79.) Leopold v. Ledebur."

Was nun den Ursprung des Namens des Gaues **Diedesi, Diedesisi, Diadesisi, Dedosese, Dedossene** oder **Dadosesani** betrifft, so habe ich bis jetzo weder eine germanische, noch eine slavische Wurzel dafür finden können, sondern überlasse diese Untersuchung ferneren Forschungen.

A. Zeune.

XII.

Volksbuch von Judas Ischarioth.

Eine merkwürdige Historie von dem abscheulichen Verräther Judas, seine Herkunft, Geburt und Leben, sammt den Sünden, die er begangen von seiner Jugend bis daß er ein Apostel Christi ward. Westerås. D. Torssel. 1833.

(Aus dem Schwedischen übersetzt.)

Erstes Kapitel.

Von der Herkunft und Geburt des Judas, und wie seine Eltern sich seiner entledigten.

Es wird in den Historien der alten Kirchenväter berichtet, daß zu der Zeit als Gottes eingeborner Sohn unsre menschliche Natur angenommen, in Jerusalem ein Mann wohnte mit Namen Ruben aus dem Geschlechte Isaschar. Er hatte eine Frau mit Namen Liboria, welche auch aus demselben Geschlechte war. In einer Nacht, als sie nach der Eheleute löblicher Sitte und Gewohnheit bei ihrem Manne lag, trug es sich zu, daß sie in einen schweren sonderbaren Traum fiel, von welchem sie ganz außerordentlich betrübt und erschreckt ward. Sie sprach zu ihrem Manne: „O lieber Mann, ich habe einen schweren sonderbaren Traum gehabt, daß ich einen Sohn gebären soll, durch welchen unser ganzes Geschlecht und Nachkommenschaft eine große Schmach und Aergernis haben wird.“ Da sagte Ruben, ihr Mann, zu ihr: „Du sollst nicht auf Träume achten. Die haben nichts zu bedeuten und müssen niemals für Wahrheit gehalten werden.“ Liboria antwortete ihm darauf: „Ist es so, daß ich nun mit einem Knäblein gehe, so kann ich nimmer-

mehr fröhlich werden, weil ich dann gewißlich weiß, daß mein Traum wahr ist; denn ich habe ein wunderliches Gesicht gesehen, welches ich nicht wegthun oder vergessen kann, bis daß ich die Frucht, welche ich nun unter meinem Herzen trage, zur Welt geboren sehe."

Als nun die Zeit kam, daß sie gebären sollte, gebar sie einen Sohn. Ueber diesen Anblick ward sie sehr erschrocken; ihr Mann ward auch ganz betrübt und glaubte nun sicher, daß der Traum wahr sei, welchen seine Frau ihm vorher erzählt hatte; er war ganz rathlos, wie er auf die beste Art die große Sünde verhindern und die Sorge abwenden könnte, die ihnen durch den Traum von diesem Kinde war verkündigt worden. Sie waren anfangs gesonnen, dieses ihr Kind umzubringen, aber sie besannen sich wieder, daß sie selbst nicht ihr eigen Fleisch und Blut morden, sondern dies lieber fremden Händen überlassen wollten. Sie ließen einen kleinen Kasten machen, welcher gut umwunden und verwahret wurde, so daß ganz und gar kein Nasses hineinkommen konnte, in welchen Kasten sie das besagte Kind legten, es so auf die See setzten und es fortschwimmen ließen, in dem Gedanken und in der Meinung, daß er weiter kein Böses hier in der Welt jemals würde begehen können.

Zweites Kapitel.

Wie dieses Kind gefunden und auferzogen wurde bei der Königin im Lande, und was er während seines Aufwachsens betrieben hat.

Als nun der Kasten mit dem Kinde ins Meer geworfen war, kam ein heftiges Wetter auf, welches denselbigen Kasten mit dem Kinde an eine Insel trieb, welche Scharioth hieß, wovon der ehrliche Mann seinen Namen erhielt, bei welchem er genannt ward Judas Ischarioth. Zu derselbigen Zeit war der König des Landes mit seinem Volke draußen auf dieser Insel; und der besagte König hatte mit seiner Königin niemals ein Kind gehabt, welches ihn sehr bekümmerte. Nun begab es sich, daß die Königin, die auch mit auf der Insel war, mit ihren Frauen ausging, um sich am Meeresstrande zu belustigen, wo sie selbst gewahr ward, wie ein Kasten in dem Wasser schwimmend ankam. Sobald sie dieses sah, befahl sie ihren Dienern, daß sie denselbigen Kasten ans Land schaffen sollten, welches auch geschah. Sobald die Königin den Kasten auf dem Lande hatte, ließ sie ihn aufbrechen, und fand darin das be-

sagte Kind, welches noch am Leben war (denn der, welcher hangen sollte, konnte nicht ersaufen), worüber die Königin sich gar sehr freute; und sobald sie sah, daß es ein Knäblein war, sagte sie: „Ach, daß ich ein solches Knäblein hätte, welches von meinem Leibe geboren wäre! Da hätte ich nicht nöthig darüber betrübt zu sein, daß ein Fremder das Reich und Regiment besitzen wird nach meines Herrn Tod und Abgang, wenn ich ihn überleben sollte." In solchem Worte ließ sich die Königin einmal und öfter vor ihren Jungfrauen aus, und zuletzt beschloß sie, daß sie sich wolle kränklich stellen, und wenn die Zeit verflossen sei, wolle sie sich ins Kindbett legen, als ob sie selbst dieses Kind zur Welt geboren hätte, inzwischen wolle sie ganz still und heimlich eine Amme halten, die das Kind ernähren und erziehen sollte. Diesem Rathe gaben ihre Hoffräulein die zugegen waren, Beifall und Zustimmung und sagten der Königin ihre Treue zu.

Als nun dieser Rath also gebilligt war, dauerte es nicht lange, bis der König vernahm, daß seine Königin fruchtbar geworden, über welche Nachricht nicht bloß der König selbst sondern auch sein ganzer Rath innerlich und von Herzen froh ward, daß das Reich auf diese Art einen Erben erhalten konnte. Da nun die Zeit verflossen war, daß die Königin gebären sollte, gebar sie ihr Pflegekind. Als der König die Nachricht erhielt, daß seine Königin einen jungen Sohn hätte, dessen er sich bis dahin nicht zu erfreuen hatte, so freute er sich nun um so viel mehr, und nicht allein er selbst, sondern auch das ganze Volk. Diesem Kinde ließen nun der König und die Königin einen Namen geben und ließen ihn Judas nennen, weil die Königin wol denken konnte, daß er vom Judenlande gekommen sei, indem sie gesehen, daß der Kasten auf dem Wasser geschwommen kam, welches von Judäa herläuft. Hierauf hielt der König mit seinen Herren ein großes und prächtiges Kindelbier (barns-öl), wie es sich an einem königlichen Hofe geziemte und anständig war.

Eine kurze Zeit darnach trug es sich zu, daß dieselbige Königin von dem Umgange mit dem Könige wirklich schwanger ward, und nach Verlauf von 40 Wochen einen jungen und schönen Prinzen zur Welt gebar, was der Königin weit mehr gefiel als das vorige Kindbette. Dieser ächte Sohn des Königs und auch dieser Judas wurden zusammen auferzogen, als ob sie leibliche Brüder gewesen wären, welches Judas auch nicht anders wußte

als daß er ja des Königs ächter Sohn wäre, obgleich da ein großer Unterschied zwischen ihnen war. Des Königs ächter Sohn war von königlichem Blut und Herkunft, aber Judas war erzeugt vom geringen und armen Leuten; desgleichen war auch des Königs Sohn sehr schön und gutgestaltet, zugleich tugendhaft und fromm, so daß er von allen Menschen geliebt und geehrt wurde: aber Judas übte sich immer auf Schelmstücke und alles was nicht taugte, so daß niemand ihn leiden konnte, und wenn er merkte, daß des Königs Sohn mehr geliebt wurde als er, verdroß es ihn, und dann schlug er des Königs Sohn einmal über das andere auf den Mund und machte ihm viel Verdruß. Einmal als er ihn schlug, kam die Königin gerade zur rechten Zeit (till pass) und bekam zu sehen, wie Judas sich gegen ihren rechten und ächten Sohn betrug, für den sie in den Tod gegangen wäre, und das verdroß sie gar sehr, so daß sie den Judas wieder schlug, und in aufgebrachtem Gemüth und heftigem Zorne zu ihm sprach: „O du Findelkind, was bildest du dir ein? Meinst du, daß du meinen rechten und ächten Sohn unterdrücken oder vertreiben willst? Dazu bist du mir zu gering, daß du ein Königskind stoßen oder schlagen solltest.“

Als Judas dies hörte, und vernahm daß er ein Findelkind wäre und nicht des Königs ächter Sohn, konnte er sein schelmisches Herz nicht länger verbergen, sondern ließ da zum ersten Mal den Teufel so viel Macht über sich erlangen, daß er Mord beging und des Königs Sohn todt schlug.

Drittes Kapitel.

Wie Judas heimlich von des Königes Hofe weglief, nach Jerusalem kam und Pilati Diener ward.

Sobald Judas diesen schändlichen Mord an des Königs ächtem Sohne begangen hatte, lief er fort aus dem Lande, und setzte sich auf ein Schiff, mit welchem er nach einiger Zeit gen Jerusalem im Jüdischen Lande kam. Zu derselbigen Zeit war Pilatus Landeshauptmann. Zu ihm begab sich Judas und begehrte Dienst; er wurde angenommen, und diente ihm so lange, daß er in sehr große Gunst kam, nicht wegen seiner Tugend und Frömmigkeit, sondern um Schalkheit und Bubenstücke willen, wofür Pilatus ihm sehr günstig war, denn sie waren alle beide Mörder und Schalksknechte. Zuletzt machte er ihn zu seinem vornehmsten Diener und zu einem

Herrn über alle seine anderen Diener, so daß was er sie thun hieß das thaten sie.

Viertes Kapitel.

Welchergestalt Judas in seines Vaters Garten kam, und wie er seinen eigenen Vater todt schlug.

Judas wußte sehr wol, daß Ruben ein frommer Mann war und dicht an Pilati Hause wohnte, so daß sie die nächsten Nachbaren waren, weil beider Höfe an einander gränzten. Nun begab es sich daß Pilatus einmal in seinem Fenster stand und in Rubens Garten hineinsah. Da ward er einen Baum gewahr gewahr, der voll Aepfeln hing, nach welchen er große Lust und Begierde faßte, indem er zu sich selbst sagte: „Ach, wenn ich einen klugen und behenden Diener hätte, der mit Schicklichkeit (lämpa) mir einige von diesen Aepfeln verschaffen könnte, so wollte ich ihm für diesen Dienst und Mühe wieder zu Willen sein.“ Während daß er solchergestalt mit sich selbst redete, stand sein getreuer Diener Judas nicht weit davon und hörte seines Herrn Begehren und Verlangen, trat deswegen heran zu seinem Herrn und sagte: „Herr, bekümmert euch nicht so sehr um diese Aepfel, saget mir nur, ob das euer Ernst ist, daß ihr eure Lust nach demselbigen Obst stillen wollt, welches in des alten Mannes Garten ist, das will ich euch wol verschaffen, ich will hingehen und hineinsteigen und so viel Obst holen, daß ihr damit eure Begierde stillen könnt.“ Mit solchem spöttischen Herzen und Sinn ging Judas hin und kam in seines Vaters Garten, jedoch ohne sein Wissen, und kletterte hinauf in den Baum, machte dort auch großen Schaden nicht allein an dem Obste, welches er stahl, sondern auch an dem Baume selbst, in welchem er die Zweige herunterbrach, so daß sein Vater das Knacken und Gepolter (bullret) im Hause hörte, deswegen hinaus in den Garten zu ihm ging und sagte: „Mein Freund, wie geht das zu, daß du so dreist und ohne Erlaubniß in meinen Garten gekommen bist, einen solchen Schaden anzurichten, obgleich ich die Frucht, welche du stiehlst, nicht achte; aber daß du meine Bäume so schemfirest, von denen ich in manchem Jahre Gewinn und Nutzen haben könnte, das thut mir sehr wehe in meinem Herzen und verdrießt mich höchlich. Weil ich niemals dir oder irgend einem der Deinigen den allergeringsten Schaden oder Verdruß gemacht habe, deshalb kann ich

nicht wissen, aus welcher Ursache du mir solche Gewaltthätigkeit zugefügt.“ Aber Judas stand still in dem Baume und gab viele häßliche Worte zurück, und als er von dem Baume herunter kam, überfiel er seinen alten armen Vater mit vielen schweren Schimpfreden wie dergleichen giftige Schalksknechte zu thun pflegen. Sein alter Vater verantwortete sich mit Sanftmüthigkeit, welches der böse Schalksknecht aufs Uebelste ausdeutete, nahm so einen Stein auf und schlug damit seinen Vater, daß er von demselbigen Schlage starb.

Fünftes Kapitel.

Welchergestalt Judas dem Pilatus Bericht erstattet, was ihm in Rubens Garten begegnet.

Als der böse und giftige Verräther Judas diesen erzählten kläglichen Mord an seinem eigenen leiblichen Vater (obgleich er dies nicht wußte) begangen hatte, ging er sogleich zum Pilatus hinein. Da fragte ihn sein Herr, ob er das Obst bei sich habe, welches er zu holen versprochen hatte, oder was ihm in den Sinn gekommen sei, da er so niedergeschlagen zurückkomme? Judas fing an seinem Herrn zu erzählen, daß ein alter Mann zu ihm gekommen sei im Garten und ihn gescholten und (wozu er Recht hatte) ihm harte Worte gegeben habe. „Mit demselbigen Manne, sagte Judas, kam ich in einen so langen Wortwechsel, daß ich am Ende sein Schelten nicht ertragen konnte, sondern im Zorne einen Stein aufnahm, womit ich ihn schlug, daß er sogleich todt niederfiel.“ Als Pilatus das hörte, erschrak er, aber nicht aus dem Herzen, sagte zu Judas: „Sah jemand daß du ihn schlugst?“ Judas antwortete: „Nein Herr, das sah niemand.“ Da sagte Pilatus zu ihm: „So sei gutes Muthes; denn für den Dienst, welchen du mir bis hieher gethan hast, will ich dir helfen, daß du für dieses keine Noth leiden sollst, und weil niemand diesen Mord gesehen hat, will ich ihn verbergen, daß dir keine Ungelegenheit oder Schade geschehen möge.“ Nachdem Judas solchen Beistand erhielt, ward er je länger je ärger, so daß er niemals sich um das kümmerte, was er that.

Sechstes Kapitel.

Welchergestalt Judas seine eigene Mutter zur Frau bekam, und zuletzt von ihr wieder erkannt wurde, und welchergestalt er hernach Christi Apostel ward.

Als nun Rubens Frau in den Garten kam und ihren Mann

todt da liegend fand, jammerte sie bitterlich und grämte sich sehr darüber, wie sie dazu wol Ursache hatte, ging so zu ihrem Nachbarn Pilatus hinein und klagte ihm ihre Noth und des Herzens große Sorge, die ihr wiederfahren war, indem ihr Mann in seinem eigenen Garten elend todt geschlagen und gemordet lag; beklagte auch dabei, daß sie nicht wüßte, wer ihn so elend umgebracht hätte, welches ihr gröster Kummer wäre. Da sagte Pilatus zu ihr: „Ja, Frau, eure Klage habe ich wol gehört und vernommen, und thut mir leid, daß mein Nachbar, der fromme Mann so elend umgekommen ist; aber was kann ich dabei thun? Ich kann euch keinen Rath hierin geben, es wäre denn daß ich gewiß wüßte, wer sein Todtschläger gewesen. Könnt ihr mir das an die Hand geben, so will ich euch helfen soviel mir möglich ist und euch Recht bekommen lassen über ihn. Eher habt ihr nicht nöthig mir darum anzuliegen.“ Mit solchem armen Troste muste die arme betrübte Frau ihren Abtritt nehmen.

Einige Zeit darnach, als alles ruhig und still war, so daß nicht mehr von dieser Sache gesprochen wurde, ging Pilatus zu derselbigen Witwe und erbot sich gutwillig, unter einem falschen Schein, er wolle ihr Schutz sein und sie tüchtig mit einer guten Heirath versehen, wenn sie anders in diesem Falle Vertrauen zu ihm haben wolle; er versprach ihr wol alles Gute mit dem Munde, aber nicht von Herzen. Da er solchergestalt ihr viel und oft versprochen hatte, daß er sie wieder mit einem frommen Manne versehen wollte, so willigte sie zuletzt in seinen Vorschlag, und sobald Pilatus in diesem Falle ihr Ja und Zustimmen erhielt, zeigte er seinem Diener Judas an, welchergestalt er ihm diese reiche Witwe verschaffen wolle; worüber der Verräther Judas sich sehr freute, und dachte: „kann ich zu einem solchen Eigenthume kommen, so mag ich wol in Wahrheit sagen, daß ich in einer guten Stunde zu einem solchen Hausherrn gekommen bin, ich mag wol sagen, daß ich ein rechtes Schalksglück habe, weil ich bei all den großen Bubenstücken, die ich in der Welt begangen habe und noch täglich begehe, so gut durchkomme; geht dies vor sich, so habe ich nicht nöthig länger ein Diener zu sein, sondern werde mit der Zeit mein eigner Herr.“ Pilatus blieb fest bei seinem Vorsatz und ließ nicht eher ab als bis er die Sache so weit brachte, daß Rubens Witwe den Judas zu ihrem Ehemanne nahm. Als Judas die Witwe bekommen hatte,

fing er sogleich ein unanständiges Leben an mit Fluchen und Scheltworten. Die arme Frau konnte ihren großen und herznagenden Kummer nicht stillen, sondern jammerte und beklagte sich von Tage zu Tage mehr und mehr über ein solch gottloses Leben. Der schnöde Vogel Judas fragte sie viel und oft, was die Ursache davon wäre, daß sie so beständig und ohne Aufhören betrübt wäre: aber sie verbarg es vor ihm eine lange Zeit; endlich jedoch auf sein beständiges Anhalten brach sie in diese Worte aus: „Ich muß wol beides betrübt sein und weinen und zugleich mit gutem Gewissen bekennen, daß ich die allerunglücklichste Frau bin, die jemals auf der Erde gefunden werden kann, zuerst deswegen daß ich nicht mehr als ein einziges Kind in dieser Welt geboren habe, und sobald das geboren war, muste ich es in einen Kasten legen und in die See werfen und es vor Wind und Wellen hin schwimmen lassen, und das um des Kindes Zorn und Bosheit willen, die mir im Traume geoffenbart wurde. Der andere Kummer, welchen ich habe, ist, daß mein erster Mann so elendiglich umkam, daß ich nicht weiß, von wem oder auf welche Art er todtgeschlagen ward. Der dritte Kummer, womit ich noch täglich zu kämpfen habe, geht mir viel mehr zu Herzen, als die andern beiden, welche ich dir nun aufgedeckt habe; er besteht darin, daß ich nun nach meines Mannes höchst beklagenswerthem Abgange als Witwe leben und sterben wollte, aber gegen meinen Willen und Beschluß vom Landeshauptmann Pilatus überredet worden bin, dich zu nehmen. Dies ist, sage ich, das was mich am allermeisten bekümmert, denn darüber habe ich Angst und ein unruhiges Gewissen.“ Als nun Judas hörte, daß sie von dem Kinde sprach, welches sie ausgeworfen hatte, fing er an, über die Worte nachzudenken, welche die Königin ihm gesagt hatte, daß er ein Findelkind wäre, und fragte seine Frau, wie es mit diesem Kinde zugegangen wäre; welches sie ihm von Anfang bis zu Ende erzählte, so daß Judas wol einsehen konnte, daß er dasselbige Kind wäre, welches solchergestalt in die See geworfen ward. Nun fing sein Gewissen an zu erwachen, nun dachte er nach über die große Sünde und Bosheit, welche er von seiner Kindheit an bis auf die gegenwärtige Zeit begangen hatte: zuerst, indem er des Königs Sohn todtgeschlagen hatte, welcher ihn doch erziehen ließ; fürs andere, daß er seinen leiblichen Vater gemordet hatte; und fürs dritte, daß er die schändliche That gethan und Blutschande getrieben hatte mit seiner

eigenen leiblichen Mutter. Als er solchergestalt diese abscheulichen Sünden und Laster überdacht hatte, offenbarte er sich endlich vor ihr, und sagte, daß er dasselbige Kind wäre, welches sie vormals hatte ins Wasser geworfen und fortschwimmen lassen. Da ging dieser Kummer ihr noch mehr zu Herzen, als einer der anderen, indem sie fleischlichen Umgang mit ihrem eigenen Sohne gehabt hatte. — Nun war gerade die Zeit, da unser Herr Christus in der Welt umherging und den Menschen verkündigte, daß sie durch eine ernstliche Besserung Gottes Gnade und Freundschaft erlangen könnten; an ihn erinnerte sie sich, und sagte zu Judas: „Dieweil du ein so großer und grober Sünder bist, der so viel Böses in der Welt begangen hat, so gehe zu Jesus; er ist ein wahrhaftiger Prophet und vergibt denen ihre Sünden, die ihre Zuflucht zu ihm nehmen und Vergebung ihrer Sünden suchen. Bekenne deine Bosheit vor ihm und fall' ihm zu Füßen, bitte um Gnade und nicht um Recht.“

Das that Judas, ging zum Herrn Jesus, bekannte vor ihm seine Sünden, die er gethan hatte. Da erließ Jesus aus seinem väterlichen Herzen ihm alle seine Sünden, und nahm ihn an als einen von seinen Aposteln, machte ihn zu einem Schaffner und Rentmeister für die anderen Apostel und gab ihm den Beutel zu tragen. Da nun Judas solchergestalt Vergebung seiner Sünden erhalten hatte und zu solcher Würde gekommen war, konnte er gleichwol seine böse Art und Gewohnheit nicht lassen, sondern ließ sich von seiner Bosheit so weit leiten, daß er seinem Herrn jeden zehnten Pfennig wegstahl. Es war mit ihm, wie wenn man eine Kohle nehmen und sie mit vielem Scheuern und Waschen weiß waschen will: je mehr man sie scheuert, je schwärzer wird sie. So war es auch mit Judas; je mehr der Herr Jesus ihn lehrte und unterwies, je ärger und böser ward er in seinen Bubenstücken, auf die er täglich tichtete, und fuhr so lange fort in seinem Schalksleben, bis daß er sich schauderhaft verführen ließ von dem scheußlichen und lügenhaftigen Geiste, dem Teufel, und einzig und allein aus Bosheit und Geiz seinen Herren und Erlöser verrieth, indem er den Seligmacher der ganzen Welt für 30 Silberlinge verkaufte. Solchergestalt lohnte er seinem Herrn und Meister für die gnädige Vergebung der Sünden, so wie für alles Gute, was er ihm bewiesen, indem er ihn zu seinem Jünger annahm. So pflegt auch

die Welt noch heute alle erwiesenen Wohlthaten zu vergelten. Aber es geht mit ihr, wie mit Judas: sie muß gewißlich ihre Strafe erwarten.

Jacobus de Voragine (nach Schröckh) um das Jahr 1230 geboren, trat im Jahr 1244 in den Dominikanerorden, und starb im Jahr 1298 als Erzbischof von Genua. Er wird wegen seiner Amtstreue und Mildthätigkeit besonders gerühmt, und hat sich in der Kirche durch seine Lebensbeschreibungen der Heiligen (**Legendae Sanctorum**) einen so bedeutenden Ruf erworben, daß diese vielgelesene Sammlung den Namen der goldenen Legende (**Historia Lombardica s. Legenda aurea**) erhielt, und im 15ten und 16ten Jahrhunderts mehrmals gedruckt, auch in viele Europäische Sprachen übersetzt ward. Das Buch soll noch mehr als andere ähnliche Heiligengeschichten voll von Ungereimtheiten sein. Eine derselben, der gleichwol eine Absicht zum Grunde zu liegen scheint, ist die von ihm angegebene Ursache, warum Vespasian den Krieg gegen die Juden angefangen hat. Dieser Römische Feldherr war nämlich von seiner Kindheit an mit einer Art von Würmern in der Nase geplagt, woher sein Name kommt (**a vespa**). Als er aber an Christum glaubte, fielen die Wespen sogleich aus der Nase heraus; und da er zugleich hörte, daß dieser sein Retter von den Juden aus Neid umgebracht worden sei, bat er sich vom Kaiser Tiberius die Erlaubnis aus, Judäa und Jerusalem zerstören zu dürfen."

Außer diesem Buche gibt es noch Predigten des Jacobus de Voragine zum Lobe der Heiligen, denen sie gewidmet sind. Abraham a S. Clara hat den Stoff zu seiner bekannten Judasgeschichte („Judas der Erzschelm" 1687. 1752) hauptsächlich aus den Predigten über den heiligen Matthäus entlehnt, die er am Rande mehrmals citirt, wiewol er auch andere Autoren und „authentisirte Rabiner" benutzt zu haben versichert. (Vorrede.)

Bemerkenswerth sind folgende Abweichungen.

1) Die Mutter des Judas heißt bei Abraham Ciboria, während sie im Volksbuche Liboria heißt, was indessen wol ursprünglich ein Druckfehler sein mag.

2) Ruben und Ciboria stammen nach Abraham aus dem Geschlechte Dan, im Volksbuche aus dem Geschlechte Isaschar.
3) Der Ehestand Rubens wird als unglücklich geschildert, was daraus geschlossen wird, „daß sie einen solchen Unflath gezeuget" S. 11; während er im Volksbuche als ein sehr glücklicher erscheint.
4) Bei Abraham fehlt die Angabe, woher der Name Judas.
5) Abraham läßt ihn zu Fuße nach Jerusalem gehen, das Volksbuch zu Schiffe.
6) In dem Volksbuch ist der Vater im Garten sanftmüthig und schilt nicht, wodurch die Frevelthat um so größer erscheint. Bei Abraham bewillkommt er den Judas „mit schmählichem Schelm- und Diebestitul", daß dieser davon in Zorn gesetzt wird.
7) Der Bericht an den Pilatus fehlt bei Abraham ganz.

K. Tamms.

XIII.

Weiteres über das deutsche Räthsel vom Ei.

(Nachtrag zu Bd. V. 18, S. 252 ff.).

Die an dem angeführten Orte gegebenen Notizen hatten eigentlich nur den Zweck, die Wichtigkeit des Englischen für die Erklärung der Niederdeutschen Volksreime im Allgemeinen darzuthun. Davon abgesehen, läßt sich das Räthsel selbst aber noch weiter verfolgen, und will ich zuerst nicht unterlassen, zur Begründung meiner auf Vergleichung des englischen Textes beruhenden Erklärung hinzuzufügen, daß **schâken**, für **dör-schâkel** vermuthet und als drei Schock erklärt, sich zu **schock** nicht anders verhalten würde, als **stâken** zu hd. **stock**.

Das Ei ist oft, im Lateinischen und Deutschen, als Gegenstand eines Räthsels behandelt worden. So hieß es im Lateinischen (s. Monés Anz.):

1. Ad me promendum mater gallina laborat,
***Um* mutetur in *is*, me candida lana decorat.**

Im Deutschen finden wir erstlich eine vereinzelte Auffassung:

2. 's is e grosser dum (Dom),
Der hat e gelbe blum;
Wer die gelbe blum will hân,
Der muss den ganze dum zerschlân.

Gewöhnlicher aber ist es, das Ei wie ein ungebundenes Faß ohne Spunden darzustellen, das, wenn es inzwei fällt, kein Binder binden, keine Macht, kein Arzt wieder heil machen könne. So heißt es:

3. Welches Fafs hat keinen Spunden?

Ferner im Kuhländchen:

4. **Es fällt von der Treppe und kann's kein Binder mehr binden;**

oder, indem sich eine neue Idee anschließt:

5. **'s isch e fäsle fest gebunne,**
's isch noch nett zum kiefer kumme,
unn doch zweierlei wein darin.

An unsere früher mitgetheilte niederdeutsche Form aber schließen sich enger an (nebst 2, 3, 5 gleichfalls aus Monés Anzeiger):

6. **Es liegt etwas auf der Bank,**
Wenns herunter fällt, ist's krank.

Wozu noch eine bessere, von Firmenich Völkerst. IV, S. 271a aus dem Lippischen beigebrachte Variation kommt, die so lautet:

7. **Runtzelpuntzelken up der bank,**
Runtzelpuntzelken unner der bank,
Efs nen (kein) Doctor in Engelland,
De Runtzelpuntzelken kureuren kann:
Roe (rathe) mol, wat efs dat.

Merkwürdig ist dabei der Name **Runtzelpuntzelken**, der für das runde, leicht fallende (**purtzelnde?**) Ei gut gewählt ist, und seinerseits auf den englischen Namen **Humpty Dumpty** einiges Licht wirft, ferner die Erwähnung des englischen Doctors. Weiset das auf englischen Ursprung hin?

Beiläufig möchte ich um Erklärung des neuerdings von **Wolf Wodana II**, S. 219 beigebrachten, formell an den Niederdeutschen Reim erinnernden Räthselverses:

„Jete patiete in d'hagen,
Jete patiete uit d' hagen,
Als ge iete patiete pakt,
Jete patiete byt." -

gebeten haben, nachdem ich einen gebornen Flamänder bereits vergeblich zu Rathe gezogen habe.

Es ist wichtig, an einem solchen Beispiele zu sehen, wie diese Reime in weitverzweigter Verbreitung in einander greifen, und immer einer Aufschluß für den andern geben. Die Resultate einer auf vollständige Vergleichung aller germanischen Formen gestützten Critik derselben würden unerwartet und überraschend sein, aber dazu bedarf es vor Allem fleißiger Sammlungen des noch Ungedruckten.

Albert Hoefer.

XIV.

Ueber ein altfranzösisches Gedicht aus dem Sagenkreise Karl's des Großen.

Karl der Große ist eine jener mächtigen Erscheinungen der Weltgeschichte, die Mitwelt und Nachwelt zu allgemeiner Bewunderung fortreißen. Wegen der großen Eigenschaften seines Charakters nicht nur, sondern auch besonders wegen der unübersehbaren Folgen der welthistorischen Ereignisse, die durch ihn zu Stande kamen, ward er von jeher zu jenen großen Männern der Geschichte gezählt, von denen eine neue Gestaltung der Dinge ausgegangen. Je außerordentlicher aber sein Leben, je reicher an großen bewundernswerthen Thaten es war, je mehr der Ruf davon sich überall verbreitete, desto mehr bemächtigte sich desselben natürlich auch die Sage, die immer, gleichsam wie ein Spiegelbild der wirklichen Geschichte, die Thatsachen derselben bald vergrößert, bald verwischt, bald verzerrt, immer aber die Umrisse, Entfernungen und Lage der Begebenheiten verändert.

Karl's Helden und Krieger, die Gefährten seiner Feldzüge, die Genossen seiner Gefahren, wollten auch an seinem Ruhme ihren Antheil haben; sie erzählten in übertreibender Vergrößerung denen, die nicht unmittelbaren Antheil an seinen Thaten sich zuschreiben durften, Alles, was zu seiner Verherrlichung dienen konnte, hin und wieder Einzelnes zusetzend und verherrlichend. Ihre Erzählungen pflanzten sich von Munde zu Munde fort; Kinder und Enkel erhoben die Thaten ihrer Ahnen, unbewußt sie allmälig ins Wunderbare, zu dem jene Zeit überwiegend neigte, hinüberspielend. So

wuchs bald eine Menge von Sagen hervor, die Sänger und Dichter bei dem damals aufblühenden Minnegesang im südlichen Frankreich als erwünschten Stoff für ihre Gesänge begierig sich aneigneten und weiter ausbildeten. Oft trieb sie dazu noch ein näher liegendes Interesse, wenn sie die Ahnen der Fürsten und Herren, an deren Hofe sie gastfreundliche Aufnahme gefunden, mit in die Geschichte des großen Helden verflechten und ihnen größeren oder geringeren Antheil an seinen Thaten zuschreiben konnten. Dieses bunte Sagengemisch gewann aber in den Gesängen dieser Dichter bald noch bestimmtere Gestalt; einzelne geschichtliche Erinnerungen, wenn auch vergrößert und entstellt, kehrten doch in allen Gedichten wieder und erfreuten sich so einer besonders weiten Verbreitung und Ausbildung; so: Karl's Zug nach Spanien, seine Römerfahrt und Anderes, besonders auch solche Abschnitte seines Lebens, von denen die Geschichte nur einzelne Andeutungen gab, z. B. seine Jugendgeschichte. So kehrten auch einzelne seiner berühmtesten Helden in allen diesen Sagen wieder und erhielten gleichsam ihre besondere Sagengeschichte in einer Gestalt, die dem Nationalstolze am meisten zusagte, wie Roland, Olivier, Ogier u. a. Bei vielen von diesen hatte in späten Jahrhunderten, da die Geschichte über viele ihrer Thaten natürlich schwieg, die Sage desto freieren Spielraum und breitete sich deshalb mit besonderer Vorliebe über ihr Leben und ihre Schicksale aus. Je strahlender durch die Ferne der Zeit das Bild Karls selbst leuchtete, je mehr alle seine Thaten ins Wunderbare gezogen wurden, desto mehr Glanz fiel auch auf seine Helden, und desto bestimmter, man möchte sagen, symbolischer prägte die Sage den Charakter eines Jeden von ihnen aus. Als nun Weihnachten 1165 gar die Canonisation Karls erfolgte, ward er als der erste hervorleuchtende christliche Held bald Christo selbst zur Seite gestellt, und, wie jenem 12 Apostel, so ihm 12 Helden, die ihn immer begleiteten und gleichsam den engern Kreis seiner Auserwählten bildeten, beigegeben. Einige unter diesen 12 Paladinen bestimmte die übereinstimmende Sage im Voraus, und diese wagte Niemand daraus zu verdrängen, wie Roland, Olivier, Ogier, und damit auch der Judas nicht fehle, Ganelon; über Andere aber schwankte die Sage hin und her, je nachdem dies oder jenes besondere Interesse die Aufnahme des einen oder des andern Helden unter die Zahl der Paladine besonders wünschenswerth machte.

Als der Minnegesang sich nun von Spanien und Frankreich nach Deutschland und Italien verbreitete, ging dieser Sagenstoff mit über, gewann aber in jedem Lande unter der umgestaltenden Hand der einheimischen Dichter eine dem Charakter des Landes angemessene Gestalt. In Italien, und zum Theil auch in Frankreich, bildeten die menschlichen Leidenschaften jener Helden den Hauptstoff der Gesänge, in Spanien ihre Ritterlichkeit, in Deutschland ihre wunderbare Kraft und Tapferkeit. In dieser veränderten Gestalt finden wir denn die Sagen bei den verschiedenen Völkern wieder, während kaum die ursprünglichen Züge derselben noch zu erkennen sind.

Besonders reich entwickelte sich die Sage aber in Frankreich, und der Stolz des Volkes, Karl den Großen seinen König nennen zu können, war gewiß eine der Hauptursachen, daß die Minnesänger immer wieder auf Karl's Sagengeschichte zurückkamen und diesen Stoff immer reicher ausschmückten, so daß er, besonders im nördlichen Frankreich, bald in großen Heldengedichten besungen wurde. Die meisten derselben irrten allmälig ganz von der alten Sage ab, theils in dem Gegenstand, indem der Stoff, nur lose mit Karl's Sagengeschichte verknüpft, ganz andere Helden besang, theils in der Art der Darstellung, indem die alte Sage vielfach entstellt, das Bild Karl's und seiner Helden verzerrt oder verwischt wurde. Jene Art der Abirrung von der alten Sage zeigt sich z. B. in den Romanen: **Gerard de Roussillon**, **Garin le Loherain** u. s. w., diese in den meisten der andern zum Kreis der Sagengeschichte Karl's gehörenden romantischen Heldengedichten. Gleichwohl kann man bei einer Uebersicht über die Entwickelung der Sagengeschichte Karl's im Mittelalter sich der Vergleichung der französischen Sagen nicht entziehen, und es bleibt, wie verkehrt sich auch manches darin gestaltet hat, die Vergleichung mit den Sagen anderer Völker und namentlich der Deutschen immer anziehend und lehrreich.

Es wird daher dem Zweck dieser Blätter nicht widersprechen, wenn hier eine kurze Anzeige des Inhalts einer jener französischen Romane, des **Chanson des Saxons**, und einige Erläuterungen über die eigenthümliche Auffassung der Karl'ssage gegeben werden.

Dieser Roman, der in 3 Handschriften sich findet, ist im Jahr 1839 von **Francisque Michel** nach dem **Manuscrit Lacabane** zu

Paris herausgegeben in II. Bänden, als der 5. und 6. Theil jener von Michel und anderen zum Druck beförderten Sammlung der Romans des douze pairs de France. Ueber den Verfasser und die Abfassungszeit wollen wir am Schluß Einiges sagen.

Das Gedicht zerfällt, wie alle jene französischen Romane, in einzelne, oft längere, oft kürzere Abschnitte, die auch äußerlich dadurch bestimmt geschieden sind, daß alle zu demselben Abschnitt gehörigen Zeilen denselben Schlußreim haben. So entstehen viele Ruhepunkte in der Erzählung, die dem vortragenden Sänger gewiß zu Statten kamen und ihm Gelegenheit gaben, das in einem Abend nicht zu vollendende Gedicht beliebig einzutheilen.

Das Gedicht beginnt mit einem Angriff auf die Jongleurs *), über welche sich der Dichter weit erhaben fühlt. Er fängt an:

Qui d'oïr et d'antandre a loisir et talant
Face pais **), si escout bone chancon vaillant
Don li livre d'estoire sont tesmoing et garant.
Já nuls vilains jugleres de ceste ne se vant ***),
Qar il n'an sauroit dire ne les vers ne le chant.

Nachdem der Dichter seinem Zorne gegen die Jongleurs noch weiter Luft gemacht, beginnt er in dem dritten chanson die Erzählung von der ältesten Geschichte Frankreichs. Als den ältesten König Frankreich's nennt er Chlodowig, dessen Sohn Floovant seine schöne Tochter Heloise einem Heiden†), dem Sachsenkönig Brunamont, zur Ehe gab. Die Kinder desselben machten nachher Anspruch auf Frankreich, und so entstanden blutige Kriege zwischen Franken und Sachsen, die von Geschlecht auf Geschlecht sich fortpflanzten, bis Pipin den Sachsenkönig Justamont tödtete. Sein Nachfolger Guiteclin beschloß, den Tod desselben an Pipin's Nachfolger, Karl, zu rächen. Guiteclin (Wittekind) feierte grade höchst prächtig seine Vermählung mit der Sebile, die er nach dem frühen Tode seiner ersten Gattin zur Gemahlin erkoren hatte; 30 Könige

*) Vergl. Simonde de Sismondi, de la littérature du midi de l'Europe. Tom I. p. 159 sq.

**) pais = paix, Friede, Stille.

***) vante.

†) Der Dichter macht die Sachsen zu Anhängern Mahomed's und schildert ihre Fürsten ganz nach Art orientalischer Machthaber.

und 14 Sultane waren zu Tremoigne*) um ihn versammelt, viele Zelte aufgeschlagen, in denen die Jongleurs ihre Lieder sangen und reichlich bezahlt wurden; da brachte ein Heide, Namens Murgalanz die Nachricht von dem Verlust, den Karl in Ronceval erlitten und forderte Guiteclin auf, diese Gelegenheit zu benutzen, um Karls Macht vollkommen zu stürzen. Guiteclin ist dazu bereit, und nachdem 1 Jahr über die Rüstungen zum Kriege hingegangen, fällt er mit seinen Vasallen in das Gebiet der Franken ein, erobert Coeln trotz des Milon tapferer Gegenwehr, zerstört die Stadt und führt die Tochter des Milon, Namens Helissante als Gefangene mit sich fort. Karl empfängt die Schreckensbotschaft zu Laon am Pfingstfeste, als eben der **Apostoile de Rome** die Messe lesen will. Voll Entrüstung fordert Karl seine bei ihm verweilenden Vasallen auf, binnen Jahresfrist vollständig gerüstet sich zum Kriege um ihn zu sammeln. Diese aber nehmen dies Verlangen Karl's mit großer Unzufriedenheit auf und weigern sich, in den Krieg zu ziehen, wenn nicht den Herupiern**), die immer bevorzugt würden, gleiche Lasten auferlegt würden. Der alte Herzog Naymon tadelt diese aufrührerische Gesinnung und fordert die übrigen Barone auf, Karl Hülfe zu leisten ohne Rücksicht auf die Herupier, deren besonderes Verhältniß zu Karl auf die treue Erfüllung ihrer Pflichten keinen Einfluß haben könne. Karl dankt dem Naymon für seine Treue; dieser aber findet sich, obgleich er die Gesinnung der aufrührerischen Barone tadelt, doch bewogen, dem Könige zu rathen, die Herupier auch zu Abgaben heranzuziehen und zum Kriege gegen die Sachsen aufzufordern. Karl giebt nach und sendet 3 Barone als Gesandte zu den Herupiern: Girard de Monloon, Tierri de Vermandois und Lambert de Berif, indem er sie zu großer Vorsicht und allmäliger Enthüllung des Zweckes ihrer Sendung auffordert. Sie langen in Mans an und werden von dem alten Huon du Moine freundlich empfangen. Als dieser aber ihr Begehren vernimmt, geräth er in großen Zorn. Er versammelt die übrigen Barone der Herupier; alle widersetzen sich dem Begehren Karls, namentlich der Forderung

*) Dortmund. Lat. Tremonia.

**) Wo dieser Name herstammt, habe ich nicht ermitteln können; soviel geht aus dem Gedicht hervor, daß darunter die Bewohner der Normandie, Bretagne, Anjou, Maine und Poiton verstanden werden, die also sonach in einem unabhängigeren Verhältniß zu Frankreichs Königen erscheinen, als die übrigen Vasallen.

einer Abgabe von quatre deniers. Besonders heftig sprechen Richard de Normandie und Jofroiz li Angevins (Gottfried von Anjou). Letzterer sagt: Wahrlich! „Eine große Thorheit hat der begangen, der dem Karl einen solchen Rath gegeben, von uns Kriegssteuer zu fordern. Von mir und meinem Volke wird ihm nichts geleistet werden. Das Geschlecht der Herupier soll in mir nichts von seinen Vorrechten verlieren. Den ersten Ausbruch unseres Zornes sollen die Gesandten erfahren; morgen will ich sie hängen an diesem Strande oder sie von dem höchsten Stockwerke des Thurmes herabstürzen lassen." Nur mit Mühe besänftigt sie Huon und räth, zwar ihr Recht gegen Karl vollständig zu behaupten, zugleich aber ihre Ehre zu bewahren und die Gesandten ungehindert ziehen zu lassen. Sein Rath dringt durch. Die Gesandten werden entlassen, zugleich aber beauftragt, dem König anzukündigen, daß er sich vor ihnen zu hüten habe. Er habe mehr Feinde, als Hasen im Gerente. „Die Fürsten der Herupier," sagt Salomon de Bretagne, „sind keine Mäusefalke; sie sind einfach und edel, wie die Adler, und stolz wie die Leoparden. Es werden nicht 5, nicht 4 Monate vergehen, so werden wir ihm soviel Degen und soviel Speere zeigen, er wird nicht so kühn sein, seine Blicke auf uns zu wenden. Wenn wir ihm schaden wollen, sehe ich keine Rettung, daß er nicht entweder sein Leben oder seine Krone in Frankreich verlieren sollte."

Tief betrübt bringen die Boten ihrem Kaiser die traurige Nachricht nach Soissons.

Unterdeß beschlossen die versammelten Fürsten der Herupier auf den Vorschlag des Buevon, Münzen von Stahl im Gewicht von 4 Deniers schlagen zu lassen, diese dann an den Fähnlein der Lanzen oder an den Säbelspitzen zu befestigen und sie so zu Karl nach Laon oder Blois zu bringen. Wagte er dann noch, diese Abgabe zu fordern, so wolle man ihn mitten unter seinen Franzosen tödten. Am 1. Mai des folgenden Jahres versammeln sie sich zu Saint-Martin, ziehen dann mitten durch Frankreich, und schlagen, nachdem sie erfahren, daß Karl sich zu Achen befindet, bei Mainz ihr Lager auf. Von hier schicken sie an Karl Gesandte, der grade in seinem marmornen Palast in Gesellschaft des Papstes und des Herzogs Naymon sich befindet. Diese erzählen ihm, wie nahe das Heer der Herupier sei, und fordern ihn auf, sich den verlangten Zins zu holen; es werde aber nicht ohne

blutige Schlacht geschehen können. Karl besänftigt sie und erklärt sich bereit, die Herupier für alle Zeiten von jeder Geld- und Kriegsunterstützung freizusprechen. Die Boten kehren nach dem Lager zurück, und man beschließt, nach Achen zu Karl zu ziehen. Als die Nachricht von ihrem Heranrücken nach Achen zu Karl kommt, räth ihm Naymon, nackten Fußes dem Heere entgegenzugehen. Als die Herupier nun den Kaiser so in Begleitung des Herzogs Naymon und des Priesters kommen sehen, werden ihre Herzen von Liebe und Mitleid ergriffen; sie steigen vom Pferde, sie beugen sich vor dem Priester, der sie segnet, und söhnen sich vollkommen mit Karl aus. Man beschließt nun, von den Münzen eine große eiserne Freitreppe vor dem Herrensaale des Palastes zu verfertigen und daran die Namen der Herupier und Karl's einzuschneiden, zum Zeichen, daß von ihnen nie ein Tribut gefordert werden sollte. Karl muß auch darin willigen, daß die Barone, welche ihm den Rath ertheilt hatten, von den Herupiern eine Abgabe zu fordern, nackten Fußes Abbitte thun. Dann kehren die Herupier in ihr Land zurück, versprechen aber wiederzukehren und den Kaiser in seinem Feldzuge gegen die Sachsen zu unterstützen.

Karl beginnt nun den Feldzug gegen die Sachsen und schlägt, nachdem er die Damen, welche das Heer begleitet hatten, in der Feste **Saint Herbert du Rhin** untergebracht hatte, sein Lager am Rhein bei **Roche au Jaiant** auf. Guiteclin versammelt auf diese Nachricht seine Vasallen und bezieht zwischen dem Rhein und Dortmund ein Lager. Als man in seinem Kriegsrath noch unschlüssig darüber ist, ob man die den Sachsen bekannte Furth des Rheins bei Morestier überschreiten und die Franken angreifen, oder Karl's Angriff abwarten solle, giebt die Königin Sebile den Rath, ihr Zelt und das ihrer Frauen am Rhein aufzuschlagen; dadurch gereizt, würde mancher Franke durch den Rhein schwimmen, um zu den Frauen zu gelangen, und so könnte man diese aus einem Hinterhalt tödten. Ihr Rath wird gebilligt und 7 Frauenzelte am Rhein aufgeschlagen. Als nun an einem Pfingsttage Karl mit 15000 der Seinen auf die Jagd zieht, und sein Neffe Baudouin allein auf schön geschmücktem Roß ihnen folgt, erblickt diesen die Königin Sebile und kann dem Verlangen nicht widerstehen, den schönen Ritter bei sich zu sehen. Sie bittet die ihr zur Gesellschafterin gegebene Gefangene Helissante, dem Ritter durch ein Jagdhorn zuzurufen, er möchte durch

den Rhein schwimmen und zu den Damen kommen. Er zögert; als er aber die schön geschmückte Königin am Strande sieht, spornt er sein Pferd in die Fluth und gelangt glücklich am jenseitigen Ufer im Zelt der Königin an. Man koset und scherzt in freundlichem Gespräch, bis Helissante verkündet, daß einer der sächsischen Vasallen, Adanz d'Alenie, naht. Kaum hat Baudouin Zeit, seine Rüstung anzulegen, da reitet jener gegen ihn an. Er hebt ihn aber aus dem Sattel, führt sein Pferd als Beute mit fort und gelangt glücklich im fränkischen Lager an. Als Karl diese verwegene That hört, verbietet er seinem Neffen, künftig wieder den Rhein zu überschreiten.

Als man im fränkischen Lager noch bei fröhlichem Mahle sich ergötzt, bringt ein Bote von Saint-Herbert du Rhin einen Brief von der Königin der Friesen an ihren Gatten, Lohout de Frise, worin sie ihm anzeigt, daß die in Saint-Herbert du Rhin zurückgelassenen Damen sich von den zu ihrem Schutz bestimmten Knappen hätten verführen lassen, und sich dort verschanzt und den Entschluß gefaßt hätten, sich in dieser Burg zu vertheidigen. Das Heer zieht nun zur Eroberung der Veste aus; lange leistet diese, von den Damen und ihren Geliebten vertheidigt, tapferen Widerstand, bis auf Karl's Gebet endlich die Mauern einstürzen. Die Verführer werden im Rhein ertränkt, die Damen söhnen sich mit ihren Männern aus, und man erbaut, um ähnliches Unglück zu verhüten, nun dicht bei dem fränkischen Lager, Häuser, um dort die Damen unterzubringen.

Am Feste des heiligen Johannes wird Berard de Mondidier, Sohn des Tierri l'Ardennois, zum Ritter geschlagen. Kaum ist dies geschehen, so stürzt er, um seine erste Waffenprobe abzulegen, in den Rhein um gegen die Feinde zu ziehen. Zu seiner Rettung versammeln sich 1000 Ritter und schwimmen ihm nach; es kommt am jenseitigen Ufer zum Kampf, in dem Berard glänzende Proben seiner Tapferkeit ablegt; auch Karl kämpft selbst und verwundet Guiteclin. Bald darauf sendet die Königin heimlich Botschaft in das fränkische Lager, daß die Sachsen in der folgenden Nacht das Lager der Franken überfallen würden. Karl stellt sein Heer an 3 verschiedenen Stellen auf. Berard kommt mit seiner Heeresabtheilung zuerst zum Kampf und schlägt das Sachsenheer. Neidisch über den Ruhm, den er dadurch erlangt, beschließt Baudouin, wieder

allein eine kühne Waffenthat zu wagen. Er durchschwimmt den Rhein, tödtet den gegen ihn ausgesandten Neffen Guiteclin's und gelangt glücklich und wohlbehalten im fränkischen Lager wieder an.

Indeß senden die Herupier Boten an Karl, um ihre baldige Ankunft anzuzeigen und zugleich zu fragen, wo sie ihr Lager aufschlagen sollen. Karl zeigt ihnen der Sachsen Zelte und sagt, dort sollten sie ihr Lager suchen. Als die Boten diese Antwort übel deuten, versucht zwar Naymon, sie zu besänftigen; sie antworten aber, daß sie diese Antwort so, wie sie gesprochen, den Ihrigen überbringen würden. So überschreitet denn der Heereszug der Herupier den Rhein; sie greifen die Sachsen an und kommen erst, nachdem sie ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, im Lager Karls an, der sie mit großer Freude empfängt.

Am anderen Tage durchschwimmt Berard, welcher wußte, daß Helissante, seine ihm schon früher versprochene Braut, im Zelte der Königin Sebile war, den Rhein, eilt zur Helissante und verweilt bei ihr einige Zeit in traulichem Gespräche. Die Königin Sebile empfängt ihn auch mit Freundlichkeit und bittet ihn, Baudouin zu ermahnen, daß er ihrer nicht vergesse, und entläßt ihn reichlich beschenkt. Aber unangefochten konnte er nicht zurück; der König der Dänen erblickt ihn, und erst nachdem er diesen getödtet, kann er seinen Rückzug antreten. Baudouin hört voll Neid die glückliche Waffenthat Berard's. Auch er stürzt sich in den Rhein, um die Königin zu besuchen, findet aber das Zelt bewacht. Er tödtet den sächsischen Ritter und legt sich dessen Rüstung an. So gelangt er glücklich in das Zelt der Königin, die ihn voll Zärtlichkeit umarmt. Aber bald werden sie in ihrer traulichen Unterhaltung durch Guiteclin's Ankunft gestört; doch erreicht Baudouin glücklich das Lager der Franken, wo Alle wegen seines langen Ausbleibens schon in großer Besorgniß waren. Karl namentlich überhäuft Baudouin mit Vorwürfen und besteht, trotz der Weigerung desselben, darauf, daß er am folgenden Tage nun auf seinen Befehl noch ein Mal über den Rhein schwimmen und in das Zelt der Königin dringen solle. Dies hat ein sächsischer Sclave vernommen und findet Gelegenheit, es Guiteclin mitzutheilen. Dieser wollte Anfangs alle seine Ritter deswegen versammeln; aber Justamont erbietet sich, den Kampf allein mit Baudouin zu wagen. Guiteclin willigt ein; Baudouin kämpft mit Justamont, erlegt ihn, dringt in dessen Rü-

stung in das Zelt der Sebile und verweilt lange bei ihr in zärtlicher Umarmung, erhält auch auf sein Verlangen einen Ring von ihr geschenkt, den er als Zeichen des glücklichen Gelingens an Karl überbringen will. Da wird den Liebenden angezeigt, daß Guiteclin mit großem Gefolge nahe. Baudouin wappnet sich schnell mit der Rüstung Justamont's, wird aber bald trotz seiner Verkleidung erkannt und heftig verfolgt. Guiteclin fordert ihn zum Zweikampfe auf; Baudouin willigt nur unter der Bedingung ein, daß das Gefolge Guiteclin's zurückbleibe. Der Zweikampf beginnt, Guiteclin wird aus dem Sattel geworfen; Baudouin beeilt sich, da die Sachsen auf ihn eindringen, den Strom wieder zu erreichen. Karl ist unterdeß in Besorgniß über seinen Neffen am Strande entlang geritten. Er sieht einen Ritter in sächsischer Rüstung durch die Fluth schwimmen; da er seinen Neffen in der Verkleidung nicht erkennt, greift er ihn an. Dieser, der dem Kaiser noch zürnte, giebt sich nicht zu erkennen, und auch als Karl's Speer durch seinen Schild und Waffenrock dringt, setzt er den Kampf noch fort, bis er den Kaiser fast aus dem Sattel gehoben. Da erst erkennt ihn Karl und freut sich, ihn wohlbehalten wiederzusehen. —

An einem Pfingsttage saß Karl mit seinen Fürsten vor seinem Zelt, unmuthig, daß er nun schon 2 Jahre, durch die Wellen des Rheins abgehalten, hier vergeblich den Kampf zu entscheiden strebe. Während er noch darüber spricht, sieht er einen Hirsch von Hunden verfolgt, nach dem Ufer des Rheins eilen, hineinspringen, durchschwimmen, während kaum die Brust ihm benetzt wird, dann wieder umkehren und zurückfliehen, von wo er gekommen war. Karl zweifelt nun nicht, daß ihm Gott dadurch habe ein Zeichen geben wollen, daß er an diesem Orte eine Brücke schlagen solle. Er trifft dazu gleich die nöthigen Anstalten und trägt den Alemannen, Baiern, Longobarden und Burgundern auf, das nöthige Holz dazu zu fällen. Diese Völker weigern sich solcher Arbeit und verlassen unmuthig das Lager, werden aber durch Naymon, der ihnen nachgesandt wird und ihnen anzeigt, daß Karl, wenn sie nicht umkehrten, nach Besiegung des Guiteclin in ihr Land einfallen und alles zerstören würde, zur Umkehr bewogen. Die Brücke wird nun, trotz des heftigen Widerstandes der Sachsen, glücklich vollendet; das Heer der Franken zieht hinüber, und nun beginnt ein hitziger Kampf, in dem die Franken endlich Sieger bleiben, nachdem Guiteclin von Karl

im Zweikampfe getödtet ist. Die Sachsen unterwerfen sich; die Königin Sebile wird auf ihren Wunsch mit Baudouin vermählt, nachdem sie sich zum Christenthum bekehrt hat. Ihnen giebt Karl das eroberte Land zum Lehen, und sie nehmen ihren Sitz in Dortmund; Karl kehrt nach Frankreich zurück. — Aber einer der zum Christenthum bekehrten Sachsen entflieht von Dortmund nach Trape, wo die Söhne des Königs Guiteclin wohnen. Diese fordert er auf, den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie werben ein großes Heer und ziehen damit gen Dortmund. Baudouin greift sie tapfer an und besiegt auch ihren Vortrab, muß aber vor der Uebermacht sich nach Coroigne zurückziehen. Unterdeß war Karl von der Empörung der Sachsen benachrichtigt und nahte mit seinem Heere; mit ihm auch Berard de Mondidier. Dieser zeigt sich besonders tapfer, und richtet unter den Sachsen ein großes Blutbad an, bis Fieramor ihn durch List im Kampfe besiegt. Als Berard sein Ende nahe fühlt, stürzt er, um seinen Tod an den Feinden zu rächen, sich noch einmal in den Kampf und tödtet viele Feinde, bis diese endlich sein Pferd niederstechen, und er nun zu Fuß, von vielen Feinden umgeben, sich nicht länger zu halten vermag. Doch gelingt es ihm noch, aus dem Kampfgetümmel zu entkommen, so daß er einen Platz findet, wo er ungestört sterben kann. Sein Schwerdt will er an einem Stein zerschlagen*), aber er hat nicht mehr die Kraft dazu. Er betet zu Gott, legt sich, nachdem er 3 frische Kräuter zu seiner Communion benutzt hat**), mit dem Gesicht nach Morgen, kreuzt seine Arme und stirbt. Bald erfährt Karl seinen Tod und beschließt, ihn an den Feinden zu rächen. Der Kampf beginnt mit erneuerter Heftigkeit. Baudouin greift den Fieramor an; sie verwunden sich gegenseitig; endlich tödtet ihn Baudouin, ist aber selbst durch den Blutverlust so erschöpft, daß er den von allen Seiten andringenden Feinden nicht mehr zu widerstehen vermag, besonders als sein Roß Vairon ihm getödtet ist. Nachdem er noch einen ihn verhöhnenden Sachsen getödtet, sinkt er kraftlos zusammen. Die Uebermacht der Feinde zwingt endlich das fränkische Heer, sich in die Stadt zurückzuziehen. Der Schmerz der Sebile ist groß, als sie den Tod ihres Gatten erfährt, und als Karl sie tröstet, sagt sie:

*) Wie Roland.

**) Ueber diese in jener Zeit öfter vorkommende Art der letzten Communion vergl. Gaillard histoire de Charlemagne III. 389.

Ce que d'autre font joie, me fait le cuer percier.
S'or poïsse morir, com dame Aude au vis fier
Fist por Rollant le conte et son frère Olivier,
Lors éusse à mon chois trestot mon desirrier.

Karl und Naymon bestehen in den folgenden Tagen noch einige Zweikämpfe, namentlich besiegt Karl den Dyalas, den Sohn Guiteclin's, der nun sich zum Christenthum bekehrt und Karl's treuer Vasall wird. Doch endet der Kampf erst, als das Heer der Herupier zur Hülfe herbeieilt. Da werden die Sachsen besiegt und weit auf der Flucht verfolgt. Karl übergiebt das eroberte Land nun dem Dyalas, der den Namen Guiteclin le Convert annimmt, zum Lehen. Sebile geht in ein Kloster; der Leichnam Baudouin's wird in Achen beigesetzt, der des Berard an seinen alten Vater gesandt. Darauf war Frankreich manches Jahr in Ruhe und Frieden.

Das Gedicht schließt mit den Worten:

Nostre Chançons des Saisnes fenist à icest tor;
N'en troverez, q'an die avant nul jugleor.

Das Gedicht besteht im Ganzen aus 297 Couplets von verschiedener Länge; in demselben Couplet herrscht immer derselbe Reim mit ziemlich großer Regelmäßigkeit; die einzelnen Verse bestehen in der Regel aus 3 jambischen Metren, mit der Caesur nach dem dritten Jambus; jedoch ist wie in der Nibelungenstrophe mehr die Anzahl der Betonungen als die der einzelnen Sylben berücksichtigt. Die in dem Auszug angeführten Stellen des Gedichts werden dies hinlänglich erläutern.

Die Sprache des Gedichtes erscheint schon ziemlich gebildet, sie ist nicht mehr so rauh, als die des **Roman de Roncev.** Die poetische Behandlung ist geschickter; viele Stellen z. B. **couplet CCXLVIII. CCLXXVII.** zeigen einen lyrischen Schwung; auch weiß der Dichter die meisten Situationen mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit zu schildern; so daß in Bezug auf poetischen Werth dies Gedicht eine der ersten Stellen einnimmt. Wir wollen unsere Bemerkungen hier nur auf den darin enthaltenen Sagenstoff beschränken.

Der Roman vom Sachsenkrieg verdient in dieser Beziehung volle Beachtung. Er bildet offenbar den Uebergang von jenen aus

reinem religiösen Interesse hervorgegangenen Romanen zu denen, in welchen die Unabhängigkeit der großen Lehensträger gleichsam geheiligt und durch das Beispiel des Zeitalters Karl's des Großen gerechtfertigt werden sollte. Die Grundlage des ganzen Romans bleibt zwar der Krieg gegen die Ungläubigen, aber schon verwebet sich in die Haupthandlung episodenartig die Erzählung von jenen kräftigen Erhebungen der großen Lehensträger gegen Karl; ja sie scheinet die Theilnahme des Dichters fast noch mehr in Anspruch genommen zu haben, als die Bekämpfung der Ungläubigen. Dies zeigt schon der ganze Ton des Gedichtes; es ist nicht mehr jener religiöse, fast fanatische Eifer, der den Dichter zum Lob der alten Glaubenshelden treibt, wie man ihn beim Verfasser des dem Turpin zugeschriebenen Werkes und bei dem des Rom. de Roncev. trifft. Der Dichter verweilt ebenso gern bei den Kämpfen der großen Lehensträger gegen Karl und ihrer gegenseitigen Eifersucht, als bei dem Zuge gegen die ungläubigen Sachsen. Auch selbst als die Erzählung bis zu dem allgemeinen Kampfe gegen diese fortgeschritten ist, sind es mehr die Thaten einzelner Helden, wie z. B. Baudouin's, namentlich dessen Liebesabentheuer, als der eigentliche Glaubenskampf, der die Aufmerksamkeit des Dichters in Anspruch nimmt. Der ritterliche Geist, der die Helden des Gedichtes beseelt, ist auch überhaupt nicht mehr jener alte einfache, glaubensmuthige, ernste; es ist jener nach Abentheuern haschende, der auch um geringen Zweckes willen, auch um der Laune der Geliebten zu willfahren, Leben und Freiheit auf das Spiel setzt; und manche Andeutungen, besonders das Verhältniß Baudouin's zur Sebile, lassen ahnen, daß der ritterliche Frauendienst nicht mehr Züchtigkeit und Keuschheit als unverbrüchliches Gelöbniß bewahrte. Man kann daher das Gedicht unmöglich für eins der ächtesten und ältesten ausgeben, wie Michel (Chanson des Sax. Préface 1.) gethan; man muß vielmehr Fauriel (Revue des deux mondes VII. Sept. 1832 p. 532) beistimmen der, ohne es gekannt zu haben, es für ziemlich jung hält. Die Zergliederung desselben wird noch deutlicher zeigen, daß es namentlich weit jünger, als der Roman de Roncev. ist.

Aus dem vorher mitgetheilten kurzen Abriß ergiebt sich schon, daß 3 Gegenstände besonders die Aufmerksamkeit des Dichters in Anspruch nehmen. 1) Das Verhältniß der Herupier zu Karl, ihre Unabhängigkeit, Tapferkeit und ihr Antheil am Sachsenkrieg. 2) Karl

und seine Helden, besonders die Heldenthaten Baudouin's und Berard's. 3) Die Sachsen. Wir wollen in dieser dreifachen Beziehung den Inhalt des Gedichtes näher betrachten.

Obgleich der Name Herupier als gemeinsame Benennung der nordwestlichen Völkerschaften Frankreichs sonst nicht vorzukommen scheint, so geht doch aus dem Gedicht selbst unzweifelhaft hervor, daß darunter die Bewohner der heutigen Normandie, Bretagne, Maine, Anjou, Poitou und Touraine gemeint sind; denn es werden nicht nur diese Völker vielfach unter den Herupiern genannt, sondern auch die Grenzen des Gebiets bezeichnet (**St. Michel jusquà Chastel Landon**). Diesen Völkern wird Heldenmuth und Freiheitssinn in hohem Grade und dem Könige gegenüber eine große Selbständigkeit und Unabhängigkeit, Freiheit von allen Lasten u. s. w. zugeschrieben (**couplet XXV** und **XXVI. I.** S. **43 sq.**). Offenbar stellt sich der Dichter selbst bei dem Streite, der sich entspinnt, als Karl ihnen Abgaben auferlegen will, auf Seiten der Herupier, so daß ziemlich unzweifelhaft daraus hervorgeht, daß er selbst diesem Volksstamm angehört haben müsse*). Der Nachdruck, den der Dichter auf diese Unabhängigkeit der Herupier legt, läßt vermuthen, daß er ein besonderes Interesse dabei hatte, den Ursprung der Selbständigkeit und Freiheit dieses Volksstamms bis in Karl's Zeit zu versetzen, indem er bei seinen Zuhörern wohl hoffen konnte, Glauben zu finden. Wahrscheinlich entstand das Gedicht in einer Zeit, wo wirklich jene Landesstriche eine große Unabhängigkeit sich errungen hatten, oder wo man darauf ausging, die königliche Macht in jenen Landestheilen mehr und mehr zu beschränken. Der zuversichtliche Stolz, der aber aus dem Dichter spricht, läßt eher das Erste als das Letzte vermuthen, und wir müßten daher die Abfassung des Gedichtes unter die Regierungszeit des Königs Philipp August setzen; damals war es den Königen Frankreichs kaum gelungen, diese Landestheile den Engländern abzunehmen und mit der Krone zu vereinigen, sie werden daher nicht versucht haben, die Privilegien, welche die Bewohner derselben vielleicht besaßen, zu unterdrücken. Dieselben Rücksichten konnten aber auch noch unter Ludwig **VIII.** und **IX.** obwalten; es könnte daher in dem Verhältniß, in welchem Karl in dem ganzen Gedicht zu dem **apostoile de Rome**

*) Vergl. unten über den Verf. des **Chans. des Sax.**

steht, eine Hindeutung auf den frommen König Ludwig IX. enthalten sein, so daß die Abfassung des Gedichtes vielmehr in dessen Regierungszeit zu setzen sein dürfte.

Was den besonderen, diesem Gedichte ganz eigenthümlichen Zug, den Versuch Karl's, den Herupiern eine Abgabe aufzuerlegen, und die Art, wie die Fürsten des Landes dem sich widersetzen und den König zu einer unerhörten Demüthigung zwingen, betrifft, so ist es wohl unzweifelhaft, daß ihm keine geschichtliche Wahrheit zum Grunde liegt. Es ist dies dem Geiste jener alten Zeit und dem Charakter Karl's ganz zuwider. Jener Vasallenübermuth tritt erst in den späteren Zeiten der fränkischen Monarchie so bestimmt hervor, und es kann wohl sein, daß irgend eine Begebenheit aus der Regierungszeit Karls des Kahlen dem Dichter zu seiner poetischen Schilderung Stoff gegeben; für eine bloße Erfindung ist die ganze Darstellung aber zu plastisch, zu kraftvoll und bestimmt. Man könnte an die im Jahre 856 Karl dem Kahlen von seinen übermüthigen Vasallen abgedrungene Acte denken; vielleicht daß wir in der hier ausgesponnenen Sage alte Erinnerungen an einzelne Begebenheiten jener Zeit haben, welche die Geschichte nicht aufbewahrt hat.

Unter den Helden der Herupier werden besonders genannt: Salomon de Bretagne, Richard de Normandie, der alte Huon du Moine, Buevon le chenu, Josroiz li Angevins und als Nebenfiguren: Sorbues, Gondebues und Auquetin.

Salomon de Bretagne kommt fast in allen Gedichten der Karlssage vor und wird schon im Turpin erwähnt (c. 11.), aber als Anführer der Burgunder, mit Samson zusammen, und beide kommen im Roncevalthal um. Im Rom. de Roncev. ist seiner nicht gedacht, wohl aber im Gallien restauré, wo sein Schlachtgeschrei, wie hier (Coupl. CXI. S. 195): St. Malo ist, was mit seinem ihm hier angewiesenen Wohnort gut zusammenstimmt. Er kommt auch im Bojardo vielfach unter den ersten Paladinen Karls vor. Wassebourg (Antiquitez de la Gaule Belgique CLIX. a.) erzählt, daß Salomon, der den Namen roy de Bretagne sich angemaßt hatte, im Jahr 852 den eindringenden Normannen den Weg nach Frankreich geöffnet habe. Sein Andenken erhielt sich gewiß lange im nördlichen Frankreich und pflanzte sich in Liedern fort; nach dem Verlauf einiger Jahrhunderte hatte man es vergessen, daß er erst

einige Jahrzehnte nach Karls Tode auftrat und mischte ihn nun mit in die Karlssage hinein. —

Richard de Normandie kommt ebenfalls in den meisten Romanen der Karlssage vor; auch Bojardo kennt ihn. Im **Roman de Roncev.** führt er in der Schlacht Karls nach dem Unglück im Roncevalthal die 5te Schaar heraus, die Normannen. Auch Stricker nennt ihn als Heerführer der Normannen und schildert ihn als sehr alt (Cap. XI. sect. V. und cap. X. 19). Ob aber der von Stricker (Cap. III. s. VI.) unter Karl's Räthen genannte Reichart von Tortone derselbe Held sein soll, geht aus dem Zusammenhang nicht hervor.

Huon du Moine ist eine alte plastische Gestalt; er erinnert schon an einige Gestalten der Haymonssage. In anderen Romanen kommt er nicht vor, nur noch im **Garin li Loherain.** Huon's Schlachtgeschrei ist: **Monjoie la Karlon.** Stricker führt dies als Schlachtgeschrei des fränkischen Heeres überhaupt an.

Jofroiz li Angevins, in anderen Romanen gewöhnlich Godefroi d'Anjou genannt, kommt im Turpin nicht vor, wohl aber im **Rom. de Roncev.**, wo er in dem Kampf Karl's vor Saragossa die Oriflamme trägt und später unter denen genannt wird, welche dem Thierry wegen des glücklichen Kampfes ihre Theilnahme bezeigen. Nach dem **Gallien restauré** ist sein Schlachtgeschrei: **Angers,** woraus hervorgeht, daß er auch dort als Herzog von Anjou angesehen wird. Auch im Stricker wird er als der Fahnenträger genannt: **Gotfrit der furte sein vanen.** Später wird freilich im Stricker ein Gotfrit von Rione genannt; sollte darunter Riom, nördlich von Clermont in der Auvergne, verstanden sein, so müßte damit noch ein anderer Held gemeint sein. Auch im **Garin li Loherain** wird Gotfried unter den dem Pipin ergebenen Vasallen erwähnt.

Buevon le chenu (canus) kommt im **Roman de Roncevaux** vor, beim Turpin und Stricker nicht, wohl aber im **Gallien restauré**, aber mit Savary zusammen als ein Sohn des Girard le Viennois, was zu seinem Auftreten im **Chans. des Sax.** gar nicht paßt, da er ja hier als Greis dargestellt wird. Eher könnte man den im **Chans. des Sax.** unter Karl's Helden erwähnten **Bueves sanz Barbe** mit den im **Gallien restauré** erwähnten für denselben Helden halten.

Sorbues und Auquetin kommen sonst nicht vor, sind auch vom Dichter nur als Nebengestalten benutzt; sie werden z. B. als Boten zu Karl verbraucht (CVII. S. 185) u. s. w.

Gondebues könnte der im **Rom. de Roncev.** genannte Gondrebuef, König von Friesland, sein, der dem fliehenden Ganelon nachsetzt; doch wird im **Chanson des Saxons** Lohout als König der Friesen angeführt.

Dies sind die Herupischen Helden; man sieht daß die Hauptpersonen von dem Dichter nicht willkührlich ersonnen, sondern aus den bekannten Helden der Karlssage genommen sind; man muß um so mehr die Kühnheit bewundern, mit der er ihnen hier, abweichend von dem ganzen übrigen Sagenkreise, eine so übermüthige, stolze Halsstarrigkeit und Hartnäckigkeit dem Könige Karl gegenüber beilegt.

Was den zweiten Hauptgegenstand des Gedichtes betrifft, so zeigt dieser weit weniger Eigenthümliches und Charakteristisches, als der erste. Wenn man den **Roman de Roncev.** nicht dagegen hält, so kann die Beschreibung der Heldenthaten Baudouin's, seine Schicksale und sein Tod viel Anziehendes haben; der Dichter weiß für seinen Helden den größten Antheil zu erwecken und bis zu Ende in Spannung zu erhalten. Aber jene Anklänge an den **Roman de Roncev.**, die unverkennbare Nachbildung vieler Hauptscenen jenes Gedichts schwächen den Reiz der ganzen Schilderung und lassen uns den Dichter nicht als selbstständigen Schöpfer, sondern nur als glücklichen Nachahmer jenes älteren Dichters erscheinen. Gewiß war der **Roman de Roncev.** zur Zeit unseres Dichters überall verbreitet und vielleicht das Interesse an Rolands Person schon geschwächt. Es bedurfte eines neuen Helden, um neuen Reiz zu erregen. Roland's Bruder, Baudouin, bot sich dem Dichter als die passendste Gestalt aus der alten Sage dar, um ritterliche Thaten poetisch zu schildern, noch passender dadurch, daß seine jugendliche Frische ihn auch zum Minnedienste geschickt machte, so daß er als vollendeter Ritter erscheint. Schnell entzündet von Liebe, als Sebile ihm ihre Neigung nicht verhehlt, trägt ihn sein kräftiges Roß Vairon oft durch die Fluthen zu seiner Geliebten; muthig im Kampfe, Alles für die Dame seines Herzens wagend, gläubig und voll Frömmigkeit seinen Geist aushauchend, ist er der im Geiste jener romantischen Zeit vollendete Ritter. Wir haben hier eine

weitere Entwickelung der Karlssage, die dem Geist der späteren Zeit angemessen ist, der in Roland die Tapferkeit allein nicht genügte. Deshalb wandelte Bojardo den kräftigen alten Helden zum verliebten, während, doch noch in größerer Ehrfurcht vor der alten Sage, unser Dichter sich einen neuen Helden erkor. Doch wollte er die eigenthümliche Kraft und Schönheit der alten Sage nicht ganz aufgeben, und viele Züge erinnern augenscheinlich an Rolands Schicksale im **Roman de Roncev.** Baudouin erscheint in gleicher Unabhängigkeit und Selbständigkeit, dem Könige gegenüber, wie Roland; er wird, wie Roland, mit einem großen Theil des Heeres bei dem Abzug Karls, unter den Sachsen, die Frieden geschworen, zum Schutz und als Statthalter zurückgelassen; auch er wird verrathen, er will, wie Roland, nicht zur rechten Zeit Hülfe fordern, er muß, als Karl schon naht, der Uebermacht der Saracenen erliegen; sein Gebet vor seinem Verscheiden (**CCLVII.** 24 S. 145), der Schmerz der Sebile bei seinem Tode, die sogar das Schicksal der Alde sich wünscht (s. oben), Karl's Tröstung, Alles erinnert an den **Rom. de Roncev.** — Eigenthümlich ist unserem Gedicht hingegen die Schilderung des Berard de Mondidier, der aber nur als Nebengestalt, gleichsam wie ein abgeschwächtes halbfarbloses Nebenbild Baudouins, dem er in allen Schicksalen, auch im Tode, fast gleichgesetzt wird, erscheint.

Karl selbst ist hier nicht eben vortheilhaft geschildert; er zeigt weder gegen seine übrigen Vasallen, noch gegen die Herupier die nöthige Kraft und Bestimmtheit und läßt sich in allen Stücken von dem Willen Naymon's leiten. Dieser bestimmt ihn zu der Demüthigung, deren wohl kein Fürst fähig sein würde, nämlich den Herupiern nackten Fußes entgegen zu gehen. (**XLIV.** S. 73 und 74.) Zwar fügt der Dichter gleichsam entschuldigend hinzu:

> **A Karlon s'acorderent li prince et li marchis;**
> **Par ceste humilité vangi ses anemis.** S. 75.

aber es bleibt immer Karl's unwürdig und ist offenbar nur erfunden, um die Unabhängigkeit der Herupier recht hervorzuheben.

An einer andern Stelle zeigt sich Karl wieder höchst eigensinnig, man möchte sagen grausam. **CXXXII.** Bd. **II.** S. 1. 2.

Karl wird zwar nicht ausdrücklich der Heilige genannt, dennoch wird ihm große Frömmigkeit beigelegt; er ist nicht nur, wie in vielen andern Romanen, beständig von dem **Apostoile de Rome**

umgeben (XIII. S. 23. XV. S. 26), sondern es wird uns auch ausdrücklich gemeldet, daß er sich von ihm das Leben des heiligen Martin erzählen ließ u. s. w.

L'apostoilles li conte la vie saint Martin
Et devise la letre et espont le latin. XXXVIII. S. 65.

Karl ist übrigens, wie in den meisten Romanen, auch hier nicht sowohl selbst das treibende und bewegende Glied der ganzen Handlung, sondern mehr nur der Mittelpunkt, um den die einzelnen Begebenheiten sich schaaren.

Roland, Olivier und die 12 Pairs werden zwar als im Roncevaux getödtet erwähnt, aber nicht einzeln genannt.

Auf Ganelon's Verrath wird nur beiläufig hingedeutet; an einer andern Stelle wird erzählt, Baligan und Marsile hätten sich auf die Nachhut geworfen und diese aufgerieben (coupl. V. 35. S. 11). Uebrigens wird, wie in den meisten Romanen, Roland der Neffe Karls und Baudouin dessen Bruder genannt; doch wird nie gesagt, daß sie Stiefbrüder sind, auch Milon nicht als Roland's Vater erwähnt; Veranlassung war dazu an vielen Stellen. Ein Duc Milon kommt hier als Befehlshaber in Cöln vor, dessen Söhne sind aber Ammauri und Hugo, und diese werden bei der Belagerung getödtet, seine Tochter Helissante aber als Gefangene fortgeschleppt. Wenn dies der sonst in den Karlssagen vorkommende Milon von Anglant ist, so kannte unser Dichter entweder die Sage von ihm nicht oder er vermied sie absichtlich.

Unter Karl's Helden, wird außer Baudouin, der der bevorzugte Liebling des Dichters ist, besonders Naymon ganz in derselben Art, wie in allen andern Romanen, als verständiger Rathgeber erwähnt, und außer ihm noch:

a) Lohout de Frise, vielleicht der in die Sage aufgenommene Lohier, duc de Mozelane (seit 755) der sich gegen Pipin widersetzte, zu Aistulph dem Longobardenkönig floh, nach Pipin's Tode von Karl Verzeihung erhielt, und, in seine Besitzungen wieder eingesetzt, nach dem Tode seines Bruders Adelreide noch Comte d'Ardenne et de Buyllon wurde. (Vgl. Wassebourg CXXXV a und b.) Turpin nennt einen Galdebodus als rex Phrisiae.

b) Gilemer l'Escot, Sire de Illande, i terre où mers clot oder nach einer andern Lesart Sire de Hollande, was gut zu seinem Beinamen l'Escot paßt; er kommt sonst nirgend vor.

c) **Le franc Duc Buevon sans Barbe.** Wahrscheinlich derselbe, welcher im **Gallien restauré** als Sohn des **Girard le Viennois** erwähnt wird, wie auch

d) **Saveri**, der im **Gallien rest.** Savary heißt. Dieser scheint im Turpin unter dem Namen Satferus, **rex Burdegalensis** (von Bordeaux), erwähnt.

e) **Tierri l'Ardennois**, der sich beim Beginn des Feldzuges wegen Altersschwäche zurückzieht und statt seiner seinen Sohn

f) **Berard de Mondidier** zurückläßt, der erst zum Ritter geschlagen wird. Im Turpin kommt ein **Berardus de Nublis** vor. Im **Gallien restauré** wird statt seiner ein Gerard de Mondidier genannt, ebenso im **Garin li Loherain.**

g) **Tierri de Vermandois**, vielleicht der im **Gallien restauré** und im **Rom. de Roncev.** erwähnte Thierry, der Kämpfer gegen Pinabel. Sein Schlachtgeschrei ist: **Billon.** Auch im **Rom. de Roncev.** kommen 2 Helden Namens Thierry vor; der andere ist **Tierris li dux d'Argone**, der die Lotharinger und Burgunder anführt und wahrscheinlich derselbe mit dem hier **sub e.** erwähnten **Tierri l'Ardennois** ist.

h) **Lambert de Berif** ist im Turpin erwähnt als **Lambertus princeps Bituricensis**; das Gebiet der Bituriger ist aber das heutige **Le Berry (Dep. du cher)**, worauf der Beiname **Berif** zu deuten sein möchte.

i) **Girart de Monloon**, mit den beiden vorhergehenden als Bote zu den Herupiern geschickt, kommt sonst nicht vor; denn mit **Gerard le veill de Russillum** kann man ihn nicht füglich für eine Person halten; auch mit **Gerard de Mondidier** oder mit **Girard le Viennois** im **Gallien restauré** kann man ihn nicht zusammenstellen.

k) **Ripez**; dieser kommt sonst nirgend vor.

Weniger entschieden ist die Hindeutung auf den **Rom. de Roncev.** in Bezug auf den dritten Hauptgegenstand des Gedichts, den Sachsenkrieg selbst. Gewiß sind hier einige alte historische Erinnerungen aufbewahrt, die vielleicht in alten Liedern sich erhalten hatten und von dem Dichter als Folie seiner Schilderungen benutzt wurden. Solche alte historische Erinnerungen sind vielleicht auch in der Einleitung zu finden, ebenso in der Erzählung von der Zerstörung Cöln's, weniger aber in dem letzten Theil des Gedichts.

Diese Sagen scheinen dem nördlichen Theile Frankreichs eigenthümlich gewesen und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgeerbt zu haben; als aber die nordfranzösische Poesie dem Einfluß der südfranzösischen sich nicht zu entziehen vermochte, als die Rolands- und Saracenensage auch im Norden allgemeine Verbreitung und großen Anklang fand, erlitten jene älteren nördlichen Sagen mannigfache Umbildung und Veränderung. Die heidnischen Sachsen wurden nun zu Saracenen umgewandelt, die deutschen selbstständigen Fürsten zu Sultanen und babylonischen und nubischen Ammiralen, ihre altheidnischen Götzenbilder wurden mit den aus der provenzalischen Sage herübergenommenen Namen: Apollo und Tervagant belegt. Guiteclin spielt Schach, und nimmt seine Frau mit in den Krieg, wie ein Sultan seinen Harem.

So hat sich in den Liedern der nordfranzösischen Romanciers von dem alten heidnischen Germanen nichts erhalten, als ein Anklang an seinen deutschen Namen; in allem Anderen haben sie ihn in einen Saracenen verwandelt, auch seine ganze Umgebung darnach eingerichtet; die Namen, unter denen Guiteclin's Helden erscheinen, haben allen deutschen Klang verloren und erinnern durchaus an ähnliche Namen aus der Rolandssage z. B. Corsubel, Fieramor, Bruncorte, Carloraz, Pincenart, Murgafier, Carsores u. s. w.

Uebrigens kommen diese Namen, mit Ausnahme des Guiteclin, nirgend weiter vor und sind bloß von dem Dichter erfunden, nicht aus der lebendigen Sage entnommen. Nur Fierabras macht hiervon eine Ausnahme; es ist derselbe riesenhafte Held, der auch in der Rolandssage eine bedeutende Rolle spielt und später seinen eigenen Sagenkreis erhalten hat; nur erscheint er hier als Verbündeter Guiteclins und Fürst Rußlands, während die Sage ihn sonst nach Spanien versetzt. Er wird aber auch hier ein Riese genannt (s. oben), und es werden ihm 12 Füße beigelegt. Wir haben hier wieder einen deutlichen Beweis davon, wie der Dichter des **Chanson des Sax.** sich die Hauptzüge der Rolandssage angeeignet und sie für seine Sage verwendet hat.

Daher darf man denn auch überhaupt in den einzelnen Begebenheiten nichts Geschichtliches suchen; hier ist Alles freie Erfindung und dichterische Ausschmückung; ebenso wenig darf man den ganzen Verlauf des Feldzuges auf geschichtliche Erinnerungen zurückzuführen versuchen. Nicht bloß, daß die Besiegung der Sachsen hier durch

einen zwar langwierigen, aber doch ununterbrochenen Feldzug erfolgt, was aller historischen Wahrheit ermangelt, auch der frühe Tod Guiteclin's ist erdichtet, um die Heldenthaten der Herupier und Karls Sieg über die Ungläubigen in ein recht glänzendes Licht zu setzen. Höchstens kann man in dem Ueberfall, welchen die Sachsen nach Karl's Abzug auf Tremoigne und die darin zurückgelassene Besazzung unternehmen, eine Erinnerung an die Bestürmung der Festung Heerburg vermuthen, und in der erneuerten Empörung der Sachsen eine Hindeutung auf die vielfachen Kämpfe, die Karl gegen sie aushalten mußte. Geschichtlich ist aber, daß die Sachsen aus Veranlassung des spanischen Feldzugs sich aufs Neue empörten und bis Cöln hin Alles verwüsteten; dies berichtet auch Regino in seiner Chronik ad ann. 778.

Die geographischen Namen zeigen übrigens, daß der Dichter wohl selbst über die engen Grenzen seines Vaterlandes hinausgekommen sein müsse; er kennt das nördliche Frankreich ziemlich genau, namentlich die Gegend von Paris, Laon u. s. w., weiß auch die Richtung auf Aachen genau anzugeben. Auch in Bezug auf den Schauplatz des Kampfes mit den Sachsen weicht er nicht eben bedeutend von der Geschichte ab. Nach allen Chronisten war die Gegend zwischen der Weser und dem Rhein der Hauptschauplatz des Krieges zwischen Karl und den Sachsen; unser Dichter nennt Dortmund als den Ort, wo sich Widekind gewöhnlich aufhielt, und die Gegend westlich davon bis zum Rhein als Kriegsschauplatz. Grade bei dem Einfluß der Lippe in den Rhein ging aber Karl über diesen Strom, und es kann wohl sein, daß diese Gegend grade von unserem Dichter bezeichnet wird als Lagerstätte Karls. Morestier als den Ort der Furth, wo die Sachsen den Uebergang versuchen, könnte man mit dem heutigen Meurs zusammenhalten; dann läßt sich Wesel als der Ort bezeichnen, wo Karl die Brücke schlagen ließ. So hatte sich wohl im nördlichen Frankreich die Sage, daß dort der blutigste Kampf zwischen Sachsen und Franken stattgefunden, erhalten. Das Einzelne ergänzte der Dichter aus seiner Phantasie und darin darf man nichts Geschichtliches suchen. So wird z. B. Dortmund selbst nirgend von den Chronisten erwähnt, ebenso wenig Coroigne, was doch wohl Kronenburg bei Schwelm sein soll.

Die genauere Betrachtung des Gedichtes läßt uns ziemlich sicher auf die Zeit seiner Entstehung schließen. Es setzt, wie wir gesehen haben, überall den Rom. de Ronc. voraus, und zwar dessen weite Verbreitung, vielleicht gar schon ein abgeschwächtes Interesse an den darin enthaltenen Sagen; setzen wir also die Abfassung des Rom. de Roncev. nicht vor 1200, so müssen wir den Chanson des Saxons um wenigstens 50 Jahre später setzen.

Damit stimmt ziemlich genau, was wir oben über die Abfassungszeit gesagt, und was in dem von Monmerqué und Francisque Michel herausgegebenen Théatre français au moyen age. Paris 1839 S. 157—161, über das Leben des Dichters bemerkt ist. Danach soll der Jean Bodel, den Francisque Michel für den Verfasser des Chanson des Saxons ansieht, um 1250 in Arras gelebt, diese Stadt aber wegen einer bösartigen ansteckenden Krankheit, die ihn ergriffen hatte, verlassen haben. In einem Stücke, welches der Dichter li Congiés betitelt hat, nimmt er von seinen Mitbürgern Abschied, um sie nie wiederzusehen, und deutet den Grund seiner freiwilligen Verbannung in den Worten an:

Symon, uns maus ki en moi lieve
Ki à tout mon vivant me fieve,
Fet que le congié vous demant,
Si dolens que li cuers me crieve;
Quar nule riens tant ne me grieve
Com fet dire, à Diu vous comant.

Wahrscheinlich war seine Krankheit jener weitverbreitete Aussatz, der als Folge der Kreuzzüge im 13. Jahrhunderte in Europa wüthete; diese Krankheit hielt den Dichter, wie er selbst sagt, ab, Louis IX. auf seinem letzten Kreuzzuge zu folgen. Weiter weiß man nichts von seinen Lebensumständen. Von Jean Bodel besitzt man außerdem einige dramatische Dichtungen, nämlich Li jus de Saint Nicholai, abgedruckt in dem Théatre français p. M. et F. M. 1. S. 162 sq. 2) Li Congiés Jehan Bodel d'Arras, abgedruckt in den Fabliaux et Contes de Barbasan, tome I. p. 135 in der Ausgabe von Méon. 1808. 3) Mehrere Chansons. cf. de la Borde Essais sur la musique ancienne et moderne t. II. p. 316 und Galland Discours sur quelques anciens poëtes et sur quelques romans gaulois peu connus in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres t. II. p. 736.

Obgleich nun das, was über die Lebensumstände des Jehan Bodel bekannt ist, wohl zu der Annahme paßt, daß er der Verf. des Chansons de Sax. sei, so ist doch dies keinesweges vollkommen erwiesen, da in der einzigen Stelle des Gedichts, in dem 2. Couplet, worin der Verf. sich selbst genannt zu haben scheint, in 2 Manuscripten Jehan Bordiax und nur in dem des Arsenals: Jehans Bodiaus steht. Doch spricht freilich die ziemlich gewandte Sprache und verhältnißmäßig vollendete Abfassung des Gedichtes dafür, daß der Dichter desselben einer der besseren und bekannteren seiner Zeit gewesen sein müsse, so daß die Vermuthung, die Schreibart Bordiax sei nur durch Mißverstand der Abschreiber aus Bodiaus verderbt, sehr nahe liegt.

Zinnow.



XV.

Nachtrag zu der im 5. Bande des Jahrbuchs enthaltenen Abhandlung über die Entstehung der Sage von Biterolf und Dietleib.

Im 5ten Bande dieses Jahrbuchs habe ich einige Bemerkungen über die Entstehung des Gedichtes von Biterolf und Dietleib gegeben. Fast zu derselben Zeit, als ich mich damit beschäftigte, hat der Ritter von Spaun in der Zeitschrift des **Museum Francisco-Carolinum** in einer Uebersicht, die er über die österreichischen Heldensagen zu geben beabsichtigt, vornämlich auf das Gedicht von Biterolf und Dietleib seine Aufmerksamkeit gerichtet. Er giebt in No. 12—16 jener Zeitschrift den Inhalt der Sage ziemlich ausführlich an, theilt auch einzelne Stellen des Gedichtes mit und stellt dann in No. 29—35. Untersuchungen über die geschichtliche Grundlage desselben und den Zusammenhang mit anderen Sagen an. Er beschränkt sich aber darauf, einige der Hauptgestalten, welche überall in dem gothisch-longobardischen Sagenkreis wiederkehren, als geschichtliche Charaktere nachzuweisen, besonders: Attila, Helche und Dietrich. Ueber Attila und Helche theilt er das Bekannte mit, ebenso über Dietrich, den in der Geschichte vorkommenden Theodorich, den die Sage zum Zeitgenossen des Attila macht und dabei diesen mit dem griechischen Kaiser Leo (nicht Zeno, wie Spaun sagt) verwechselt, an dessen Hofe Theodorich erzogen wurde. Den Rüdiger hält Spaun nicht für eine geschichtliche Person, sondern sieht in

ihm nur einen Repräsentanten jener edlen treuen deutschen Charaktere, von denen die Geschichte der frühesten Zeiten Beispiele genug aufstellt. Dabei legt v. Sp. aber den größesten Werth auf den Umstand, daß die Sage diesen ihren Haupthelden, den Rüdeger, zu einem Markgrafen von Bechelaren macht, und daß darin überhaupt Oesterreich zum Schauplatz der Begebenheiten gewählt ist. Darin findet er den sichersten Beweis, daß Oesterreich überhaupt die Wiege der ganzen deutschen Heldensage gewesen, und daß sie von da aus sich erst in andere Theile unseres Vaterlandes verbreitet habe. Dies sucht er durch eine ausführliche Vergleichung der Geschichte und Genealogie der österreichischen Heldengeschlechter mit den in der Heldensage auftretenden Personen und darin erwähnten Orten nachzuweisen. Er nimmt hierbei nicht bloß auf die in dem Biterolf vorkommenden Heldennamen Bezug, sondern geht überhaupt auf die Sagengeschichte näher ein. Die häufige ehrenvolle Erwähnung der Grafen von Meran, von Tegelingen, des Bischofs Pilgrin von Passau im König Rother und im Nibelungenliede wird von Spaun als Beweis dafür angesehen, daß die deutsche Heldensage in Oberdeutschland, namentlich in Oesterreich entstanden sei. Auch der Name Bitrolf kommt schon in den älteren Genealogien Steyermarks vor, ohne daß freilich angenommen werden kann, daß der dort erwähnte Bitrolf mit dem Helden des Gedichtes dieselbe Person sei. Eine genauere Vergleichung der in dem Gedicht enthaltenen Sage mit dem übrigen Sagenkreise stellt Spaun nicht an, aber über die Zeit der Abfassung und über den Verfasser des Biterolf spricht er sich noch etwas genauer aus. Der Dichter lebte nach Spaun's Ansicht wahrscheinlich zur Zeit und am Hofe Leopold's des Glorreichen, des babenbergischen Herzogs, zu Ende des 12. Jahrhunderts, der als der Letzte jener mächtigen norischen Geschlechter zugleich als ein Freund und Beförderer der Dichtkunst und des Gesanges bekannt war. Ihn verherrlichte der Dichter, indem er den in der Sage fortlebenden Ahnherrn aller jener zum Theil schon erloschenen Geschlechter des Landes an der Ems zum Helden eines großen Gedichtes machte und den Erbauer der Burg von Steyer unter dem Namen Bitrolf mit den mächtigsten in der Sage lebenden Helden in Verbindung brachte. Wer der Verfasser des Gedichtes sei, wagt Spaun nur zu vermuthen. Er hält die Uebereinstimmung des Nibelungenliedes und des Laurin mit dem Bitrolf für so groß, daß

man wohl berechtigt sei, alle 3 Gedichte für Werke desselben Verfassers zu halten; da nun auf vielen Handschriften des Laurin Heinrich von Ofterdingen als Verfasser genannt wird, so ist er geneigt, diesem die Abfassung aller 3 Werke zuzuschreiben und somit, da Ofterdingen im Laurin sich als von Oesterreich gebürtig zu erkennen giebt, dieser Gegend Deutschlands die Ehre der Entstehung des Nibelungenliedes zuzueignen. Auf diesen letzten Zweck ist augenscheinlich die ganze Untersuchung Spaun's abgesehen, und er sucht diese Behauptung dann noch besonders durch die genaue Bekanntschaft mit den topographischen Verhältnissen Oesterreichs, welche der Dichter des Nibelungenliedes und des Biterolf zeigt, zu beweisen. — Wenn es nun zwar nicht geleugnet werden kann, daß der Dichter des Bitrolf in Steyermark gelebt und das Gedicht zur Verherrlichung der Fürsten jenes Landes geschrieben habe, wenn es auch feststeht, daß sich derselbe dabei an die alte und ächte Ueberlieferung der Heldensage angeschlossen habe, so geht doch Spaun offenbar aus Liebe zu seiner Heimath darin zu weit, daß er behauptet, die ganze deutsche Heldensage und namentlich das Nibelungenlied könne an gar keinem anderen Orte entstanden sein, als in Oesterreich oder Steyermark. Denn offenbar nimmt das Nibelungenlied besonders zu Anfang weit mehr für das Wormser Fürstenhaus Parthei, und der Dichter verräth keinesweges eine besondere Vorliebe für Oesterreich. Er zeigt eine besondere Kunst vielmehr in der unpartheiischen Zeichnung der sich gegenüberstehenden Helden, denen er gleiche Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Jeder Unbefangene wird auch, wenn er das Nibelungenlied und den Bitrolf vergleicht, beide Gedichte nicht für Werke desselben Verfassers halten können; es weht ein so ganz verschiedener Geist in beiden; die Zeichnung der Haupthelden ist in kleinen, aber doch charakteristischen Zügen so verschieden, in einzelnen Sagen zeigt sich so große Abweichung, daß beide Gedichte nicht eines Mannes Werk sein können. Auch die Vermuthung, daß der Laurin und das Nibelungenlied Werke des Heinrich von Ofterdingen seien, ruht auf so schwachen Gründen, daß sie wohl kaum einer Widerlegung bedarf. Offenbar ist Spaun auch bei seiner ganzen Untersuchung nicht unbefangen zu Werke gegangen, sondern hat sich von der Vorliebe für Oesterreich und von dem Bestreben leiten lassen, die Ehre der Entstehung der ganzen deutschen Heldensage für diese Landschaft in Anspruch zu nehmen. Zinnow.

XVI.

Geschichtsabriß der deutsch-mittelalterlichen Baukunst.

(An ein Mitglied der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde gerichtet.)

Sie sprachen gegen mich den Wunsch aus, einen Abriß der Geschichte unserer vaterländischen Baukunst, wie er nach meiner Darstellung in den Verhandlungen des Oberschwäbischen Alterthums-Vereins vorkommt, zu größerer Verbreitung auch in Ihre Blätter aufnehmen zu dürfen.

Gehe ich auf diesen Wunsch auch sehr gern ein, so konnte ich mich doch nicht entschließen, in den Abdruck jenes, ursprünglich nur für die Schüler der gelehrten Schule zu Ulm bestimmten und viel zu flüchtig verfaßten Artikels zu willigen, hielt es vielmehr für meine Pflicht, der Sache eine größere Sorgfalt zu widmen, und würde mich herzlich freuen, wenn mein nachfolgender Versuch Ihren Ansprüchen wenigstens zum Theil nachkommen möchte. Eine vollständige Enthüllung dieser, vor zwanzig Jahren noch so ganz in Dunkel begrabenen, und bisher meist nur von Dilettanten bearbeiteten Wissenschaft werden Sie für jetzt noch um so weniger sich versprechen dürfen, als ich zu meiner Anschauung die Bauwerke selbst befragen mußte, und natürlich nur diejenigen benutzen konnte, mit welchen meine Reisen mich zufällig zusammenführten.

Zur leichtern Uebersicht befolge ich wieder die Abtheilung in Zeit-Perioden, und bedaure nur, daß meine Mühe über die Zeit vor 1100 Beleuchtung zu gewinnen, bisher ganz erfolglos geblieben ist.

Die Zeit vor dem Jahr 1100.

Wenn man in Anschlag bringt, mit wie großer Kenntniß mehrere Alterthumsforscher über viele frühchristliche Kirchbauten Italiens, sich zu verbreiten wissen, so wird es um so mehr befremden, wenn ich gerade heraus meine Unkunde bei deutschen Werken bekennen muß, sobald ihr Alter in die Zeit vor 1100 sich zurück erstrecke. Sind mir nun auch mehrere solcher Alterthümer in unserem Vaterlande bekannt, Basiliken-Reste mit Würfel-Capitälen und wieder mit roh nachgebildeten korinthischen, Rundbauten als Capellen und Taufkirchen, so wie wieder Krypten und Kellergewölbe, so tragen doch alle diese so sehr das Gepräge gleichmäßiger Rohheit, daß an eine chronologische Classification, wollte man nicht in gewohnter Weise leichtfertig verfahren, so bald noch nicht zu denken sein dürfte.

1100—1150.

In dieser Periode erst tritt die Baukunst als eigentliche Kunst auf, und trägt nicht bloß ein bestimmtes Gepräge, sondern entwickelt auch die bisherigen rohen Massen sehr rasch zu seltener Anmuth. Die Form der deutschen Basiliken, ein lateinisches Kreuz, ein höheres Mittelschiff, niedrigere Nebenschiffe, ein Querschiff und Chorraum von der Höhe des ersteren, drei halbkreisförmige Absiden, die größere am Ostende des Chores, die beiden kleineren an der nämlichen Seite des Querschiffes, horizontale Holzdecken, und am Westende entweder zwei Thürme oder ein Thurmbau von der ganzen Breite der Kirche, haben sich vollkommen an einer Menge von Kirchen aus dieser Periode erhalten. Die Krypten unter dem Chorende sind alsdann immer gewölbt, die Nebenschiffe seltener, die Absiden stets mit einer massiven Kappenwölbung überdeckt, die Thürme rund oder vierseitig. Die drei Schiffe werden im Innern unter den Halbkreisbögen, welche das Mittelschiff tragen, entweder durch viereckige, zum Theil auch schon gegliederte, Pfeiler, oder auch durch Pfeiler und Säulen welche mit einander abwechseln, oder auch bloß durch Säulen unterstützt. Das Säulencapitäl hat die bekannte schwere Würfelform, der Schaft von unten nach oben hin Verjüngung, der Sockel das attische Profil, und an den vier Ecken, nach dem vierseitigen Untersatz hin, zur Vermittelung mit diesem, Abschrägungen oder Knollenansätze. Das Innere schmücken Wandmalereien. Der Schmuck des Aeußeren ist sehr einfach ge-

halten. Ein mehrfach gegliederter Sockel bildet die Basis, und läuft meist auch als Verzierung um das rundbogige Portal herum.

Säulchen, oder Pilaster oder auch Lisseen theilen die Mauer zwischen den Fenstern in wohlthuendem Verhältnisse, und zuletzt zieht ein Halbkreisbogenfries als Krönung des Ganzen sich unter allen Gesimsen hin, so wie um die Thürme mehrmals in gemessenen Absätzen. Dieser Fries hat oft eine geschmackvolle Gliederung, welche, wenn Lisseen vorkommen, an deren Seiten herunterläuft. Die Kirchenfenster sind von beiden Seiten nach der Mauermitte hin mittelst Einschrägungen verjüngt, in dieser also am schmalsten, und werden meist an ihrem äußeren und innern Rande mit einen Rundstäbchen eingefaßt. Fenster und Oeffnungen in Thüren, Häusern und Kreuzgängen stehen zu zweien und mehreren neben einander ohne jene Einschrägung, und sind untereinander durch Säulchen getrennt, ebenso Mauerblenden, wo diese die Mauerdicke schwächen oder beleben sollen. Ueberall also rundbogiger Schluß, in Arkaden und Absis, Portal, Fenster und Friesen, aber immer noch im Widerspruch mit der wagerechten Holzdecke. Spitzbögen in dieser Periode sind eine seltene Erscheinung, und kommen am ehesten noch da vor, wo die Halbkreisbögen des Frieses so gestellt sind, daß durch zwei ein dritter durchschneidet.

1150—1200.

Bewegte sich die romanische Periode bisher aufs consequenteste im Rundbogen, so mußte diese Consequenz auch mit Verdrängung der hölzernen Decke, die Erzielung halbkreisförmiger Wölbungen herbeiführen. Und wirklich sehen wir jetzt mächtige Kreuzgewölbe in Halbkreisform über die breite Mittelschiffe sich erstrecken, doch sind diese leider, der fehlenden Widerlagen halber höchst selten auf unsere Zeit gekommen, und ein großartiges erhaltenes Beispiel ist mir nur noch am Speyerschen Dome bekannt. Die Grundform erhielt weiter dadurch eine Umbildung, daß man um den Chor- und die Haupt-Absis die Nebenschiffe umherzog, wie bei Maria auf dem Capitol zu Cöln, wodurch der Anfang zur Anlage eines hohen Chores in Mitten eines niedrigen gemacht war. Auch schlossen sich am Ostende des Querschiffes bei größeren Werken noch zwei Thürme an, welchen dann die Neben-Absiden anhängen, während der untere Thurmraum Capellen bildet, wie z. B. am Dome zu Naum-

burg. Auf den Hochbau äußerten nach und nach Vorbilder der byzantinischen, muhamedanischen und antiken Kunst immer entschiednern Einfluß, doch mit sehr vorsichtiger Auswahl, so daß alles Fremde stets heimisch wurde, und nordischen Bedürfnissen und christlicher Anschauungsweise sich unterordnete.

Nach dem Vorbilde morgenländischer Kuppeln, wurden achtseitige Kuppeln über des Kreuzes Mitte, selten viereckige Thürme, angeordnet. Die achtseitige Kuppel veranlaßte zunächst, daß viereckige und runde Thürme in angemessener Höhe zu achtseitiger Form übergingen, und dann weiter um 1200 die Verwandlung der Halbkreisabsis und ihres Umganges in achtseitigen Schluß. Anstatt der Säulen werden im Innern meist Pfeiler angewendet, Pilaster und eine Halbsäule ohne Verjüngung liegen an diesen Pfeilern vor, laufen an den Mauern des Mittelschiffes zwischen den Fenstern durch, und tragen das Gewölbe, dessen einzelne quadratische Räume nur selten durch flache Laibung unter einander getrennt sind. Mit 1175 werden die Gewölbe der bessern Haltbarkeit wegen spitzbogig und in Uebereinstimmung mit ihnen auch meist die Bögen der Schiffs-Arkaden. Der Reichthum des Aeußern entwickelt eine mannigfache Blüthe. Die Portale, in der frühern Periode meist nur um eine Stufe und Säule eingetieft, gewinnen eine Eintiefung bis zu vier und mehr Säulenpaaren, die Säulen stehen dabei frei, und der Thürbogen wird reich gegliedert, obgleich er noch meist schwerfällig bleibt. Neben reicherer Gliederung werden in die Halbkreisbögen des Frieses oft Verzierung eingesetzt, wie z. B. am Dome zu Bamberg, auch wohl die Fensterfassungen mit abwechselndem Stabwerk und Hohlkehlchen belebt, wie am Dome zu Worms. Kleine Säulengallerien laufen unter den Dach-Gesimsen oft aller Theile hin, wie solches vorkommt bei den unzähligen, dieser Periode angehörigen Kirchen am Mittel- und Nieder-Rhein, zu Speier, Worms, Mainz und besonders zu Cöln. Das Würfel-Capitäl verwechselt seine Gestalt meist mit der Kelchform, das Capitäl-Ornament wird zierlicher, oft in antikisirter Zeichnung, und tritt bestimmt hervor durch Eintiefung der Grundfläche. Wie am Kapitäl, so versucht sich die Kunst jetzt auch mehr in Veränderung der früheren Abschrägungen und Knollenansätze an den vier Sockelecken, wo von jetzt an Larven, Thiere und die mannigfaltigsten Blattformen sich geltend machen.

1200—1220.

Die Anschauung des Morgenlandes hatte um diese Zeit einen so großen Ideen-Reichthum dem Abendlande zugeführt, daß dieser Gewinn die Grundlage bilden konnte für eine neue großartige heimische Entwickelung. Wurden auch oft Fehlgriffe gemacht durch zu rasche Nachahmung fremder Formen, wozu besonders die unschönen aus vielen Halbkreisstücken zusammengesetzten arabischen Fensterformen gehören, wie z. B. an der Kirche und dem Kloster zu St. Gereon in Cöln, so wurden doch großentheils liebliche Gebilde erzielt, welche man während dieser Uebergangsperiode als Ueberblüthen der romanischen Kunst, während der nächsten Periode als Knospen der gothischen oder germanischen betrachten kann.

Die Grundform der Kirchen, bisher stets die der Basiliken, unterliegt zuweilen manchen Umgestaltungsversuchen, von welchen einige nachhaltig, die meisten vorübergehend waren.

Unter den ersten sind vor allen die am bedeutsamsten, daß um den runden niederen Chor sich Halbkreiskapellen anreihten, und darauf diese Capellen, nebst hohem und niederem Chor polygonisch wurden, wie z. B. am Dome zu Magdeburg, der Grund-Idee für die spätere Form der Dom-Chöre zu Cöln, Augsburg und Freiburg, und endlich, daß an einigen Werken ein gerader Chorabschluß vorkam. Vorübergehende Formen waren unter andern das zehnseitige Kirchschiff zu St. Gereon in Cöln, so wie polygonische Vorlagen vor die Kreuzflügel. Krypten wurden nicht mehr angelegt. Hauptform der Thürme und Kuppeln blieb dieselbe.

Die Construction des Kirchenkörpers erhielt dagegen eine bedeutende Weiterbildung. Das schwere Kreuzgewölbe wurde durch Quadrat- und Kreuzgurte in Dreiecke gesondert, und, neben leichter Ausfüllung dieser Dreiecke, der gesammte Druck auf innere Pfeiler hinabgeführt, welche mannigfacher aus Pilastern und runden Cylindern zusammengesetzt waren, und an der Außenseite (anfangs freilich noch sehr schwache) Nebenpfeiler zu Widerlagen erhielten. Während diese ersten Strebepfeiler nur an den Nebenschiffen vorkamen, wurden die hohen Schiffe durch die Gewölbe der niedern allein unterstützt. In Gewölben kam der Spitzbogen beständig vor, in Portalen und Fenstern immer noch abwechselnd mit dem Rundbogen. Fensterräder und Fenster, der Vierpaß und Dreipaß als selbstständiges Fenster, so wie Ueberdeckung kleiner Fenster, der Oeffnungen und

Mauerblenden mit der Form des halben Vierpasses statt des Halbkreises, dienten zur Abwechselung. Säulen-Cylinder erhielten in gewissen Absätzen Ringe oder Theilungsknäufe, besonders deshalb mit, weil diese Säulen stückweise gearbeitet und eingesetzt wurden, und auf den, in die Hauptmasse eingelassenen, Ringen ruhten.

1220—1235.

Der Versuch zur Umbildung der kirchlichen Hauptform dauerte noch fort, so z. B. in der griechischen Form mit polygonischen Einsätzen in die vier Winkel wie an der Frauen-Kirche zu Trier. Die Strebepfeiler wurden stärker, bildeten sich auch bereits zu schwebenden Streben wie an der Gereons-Kirche und am Münster zu Bonn, ergaben die Möglichkeit mit gleichem Aufwande höhere und breitere Werke aufzuführen, und riefen für die bedeutenderen Mauerflächen zwischen den Pfeilern eine neue Fensterbehandlung hervor. Entweder wurden mehrere Fenster ohne Weiteres neben einander gestellt, oder zuerst eine Mauervertiefung und in dieser eine Fenstergruppe angeordnet, in welcher dann gewöhnlich der Raum zunächst unter dem Spitzbogen durch einen Drei- oder Vierpaß oder eine kreisrunde Oeffnung ausgefüllt wurde. Nur selten kommen jetzt bereits Versuche zur Bildung eines Fenstergitters in Maaßwerk vor.

Das Ornament behält immer noch romanische, wenn auch vielfach umgeformte Natur, z. B. an dem ehemals nur halbkreisförmigen, jetzt meist zu unzähligen Gestaltungen umgebildeten Friese. Unter den Capitälen macht sich besonders geltend die Form mit acht Knospen an Stengeln, gleichsam hindeutend auf die Blätter-Entfaltung der späteren Periode, und jedenfalls dem entfernten Vorbilde des korinthischen Capitäls nachgebildet. Die Blättchen am Sockel fallen fort, wogegen der unterste runde Sockelwulst theilweise über die Seite das quadratischen Untersatzes hervortritt.

1235—1300.

Theils hatte um diese Zeit das Ornament eine solche Fülle gewonnen, daß weitere Zusätze unmöglich wurden, theils tritt das Bedürfniß schmuckloser Kirchen ein für den Franziskaner- und Dominikaner-Orden. Nächste Folge dieser Umstände war ein vorläufiges Verzichten auf jeglichen Schmuck. Was übrig blieb bestand in Strebepfeilern und großen Fenstergruppen fürs Aeußere, in Diensten

und durchgebildeten Kreuzgewölben fürs Innere. Der Erfolg überraschte, und mußte die großartige heimische Entwickelung, befreit von allen frühen Ideen der romanischen und römischen Kunst, zu einer eigenthümlichen Ausbildung empfehlen. Einerseits richtete diese ihr Augenmerk auf die Construction, andrerseits auf das Ornament.

Die Pfeiler wurden stärker und kühner, auch bereits auf den Thurmbau angewendet, die Fenster nahmen die ganze Breite zwischen den Pfeilern ein, und das gothische Gerippsystem stellte sich aufs Vollkommenste heraus schon in der Mitte dieser Periode. Das neu gewonnene Ornament läßt sich dagegen in drei Arten theilen. Erstens solches nach unmittelbaren natürlichen Vorbildern, nämlich das reiche Laub- und Büschelwerk in Blättern und Zweigen von Eichen, Wein, Hopfen, Rosen, Lungenkraut u. s. w., an Capitälen, Friesen, Giebelpflanzen und Kronen, deren Gruppirung in der zweiten Hälfte dieser Zeit erst in bestimmteren Formen sich bildete.

Zweitens dasjenige Ornament, welches aus der neuen Construction selbstständig ohne jegliches früheres Vorbild herauswächst, und drittens wieder diejenige Weisen, welche frühere Formen zu neuer Anwendung umbildeten. Zur zweiten Gattung gehören die Thürmchen, in welche die Strebepfeiler und Hauptthürme auslaufen, und die Verwendung des Maaßwerkes zu scheinbaren Durchbrechungen, zu Giebeln, Dachgallerien u. s. w.

Zur dritten Gattung endlich gehört die Entwickelung dieses Maaßwerkes selbst, zunächst in den Fenstergittern, welche die frühere Periode bereits vorbereitet hatte, und welche wenigstens theilweise vorgeschritten sein mußte, ehe das in ihr ausgebildete Gitter auf scheinbare Durchbrechungen und Gallerien, wie wir solche in früh versuchter Art an den Schiffen des Magdeburger Doms und mehreren großartigen Glockenhäusern zu Braunschweig sehen, übertragen werden konnte. Zuletzt ist bei dieser Gattung noch des Dreipasses, Vierpasses, des Kreises und seiner mehrfachen Sterntheilung zu erwähnen, welche bereits vor 1200 als selbstständige Oeffnungen vorkommen, jetzt dagegen in das Maaßwerk eingespannt erscheinen.

Die Nasen in den Spitzbögen zeigen sich erst seit 1250, und fangen um 1275 an sich mit dem Gitterwerk organischer zu verbinden, und theilweise zur neuen Umbildung der Drei-, Vier- und Mehrpässe beizutragen. Das Maaßwerk zerfällt bereits durch alte und junge Stäbe in Haupt- und Nebenflächen; diesen Stäben liegt aber

immer noch die Idee der selbstständigen Cylinderform zum Grunde, während das in sie eingesetzte kleine Gitterwerk, als etwas für sich gearbeitetes Selbstständiges erscheint, also mit den Hauptstäben noch keine organische Verbindung eingegangen ist. Die frühgothischen Fenster vom Magdeburger Dome, so wie die Glockenhäuser von Braunschweig und Andres, was in meiner Chronologie gegeben ist, macht diese Entwickelungs-Stufen anschaulich.

Kuppeln und die östlichen Thürme kommen meines Wissens nicht mehr zur Anlage.

1300—1360.

Die vielfältigen Bemühungen des verwichenen Jahrhunderts hatten für diese Periode endlich das glänzendste Resultat erzielt. Wie in der Natur Alles einander dienstbar ist, Alles ein großes Ganzes bildet, so steht um diese Zeit ein gothischer Münster da, in viele tausend größere oder kleinere Einzeltheile zerlegt, und alle beherrscht von einer einzigen Idee: ein großes Ganzes durchaus in Einem Guß.

Die Form des lateinischen Kreuzes hat sich wieder für größere Werke geltend gemacht, während kleinere auch ohne Querschiff vorkommen. Der Chor ist entweder einfach oder auch mit einem niedrigen Umgange verbunden, an welchen sich zuweilen Kapellen anreihen. Meistens hat der Chorschluß polygonische Form, seltner geradlinigen Abschluß. Das Langschiff ist entweder einschiffig oder in drei, selten in fünf, Schiffe getheilt, und dann entweder so geordnet, daß das Mittelschiff die Nebenschiffe an Höhe überragt, oder sämmtliche Schiffe gleiche Höhe haben. Dreischiffige Querschiffe sind mir in Deutschland nur am Cölner Dome und an der St. Marienkirche zu Danzig bekannt. Der Thurmbau bildet gewöhnlich die westliche Facade, und besteht bei Cathedralen aus zwei Thürmen, bei Pfarrkirchen aus einem einzigen Thurme. Klosterkirchen entbehren meist dieser größern Thurmbauten, und begnügen sich mit Dachreitern oder sonstigen kleinern Nebenthürmchen.

Auch das gesammte Innere eines solchen Bauwerkes, die untern Räume der Portal-Thürme nicht ausgeschlossen, bildet ein großes Ganzes, Vorhallen, Kirchenschiffe und Chöre stehen untereinander in so passender Verbindung, daß von einer bloßen Nebeneinander-Stellung nicht die Rede sein kann. Dieselbe Bewandniß hat es

mit allen untergeordneten Architektur-Theilen. Im Gegensatz zum griechischen Tempel mit seiner bloß äußern Architektur, sehen wir an unseren Kirchen eine äußere, innere und obere, und die letztere, das Gewölbe nämlich, maaßgebend für die Haltung der untern Substructionen, welche seine Last zu tragen haben. Aeußere Strebepfeiler sind sonach die Hauptträger des Ganzen. Um ihnen einen Druck nach der innern Seite, zur Begegnung der nach Außen schiebenden Gewölbe zu geben, war ihre aufwärtssteigende Verjüngung nothwendig. Ihre Masse ist dann meist durch Maaßwerk und Thürmchen belebt, zuletzt durch Ausspitzung in Thürmen und Thurmbündel gekrönt, dieses Ornament aber so angeordnet, daß es erst in abgemessener Höhe beginnt, und nach der Krönung hin an Reichthum und Leichtigkeit wächst. Am Körper großartigerer Kirchen sind mit diesen lothrechten Pfeilern Schwebestreben verbunden, welche dann an den Pfeilern der niedrigern Chor- und Schiff-Theile ihre Widerlagen finden, und sich zur Unterstützung des höheren Mittelraumes nach diesem emporwölben, eine Anordnung, welche die Anlage stärkerer lothrechter Pfeiler neben den Mittelschiffen umgeht, und auch eine leichtere Masse in den Arkaden unter der Last des Mittelschiffes zuläßt.

Zwischen diese Strebepfeiler wird die Umfassung der Fenster eingespannt, welche nach einem bestimmten Gesetz der Einziehung durch Rundstäbchen, birnförmige Stäbe, Plättchen und Hohlkehlen belebt wird, neben den Pfeilern jede starre Mauer verdrängt, in der Mitte der Mauerdicke die geringste Weite hat, und nach dem Innern der Kirche hin sich wieder in gleicher Behandlung wie nach Außen erweitert. Die große Oeffnung der Fenster wird durch das Fenstergitter in Maaßwerk architektonisch zerlegt, und dieses in der Art, daß sämmtliche Gliederungen des Maaßwerkes mit den innersten Gliederungen der Fenster-Umfassung correspondiren. Ueber dem durch tiefe Hohlkehlen unterschnittenen Haupt-Gesimse läuft eine maaßwerk-durchbrochene Gallerie hin, und steht mit den obersten Thürmchen der Strebepfeiler (Fialen) in Verbindung. Um die Füllungs-Mauer zwischen den Fenstern und dem Dachgesimse mit ihrer Starrheit, und zugleich auch den zu horizontalen Abschluß mittelst des Gallerienwerkes zu beseitigen, werden über den Fenstern der hohen Schiffe und Chöre Spitzgiebel, mit Maaßwerk, Pflanzen und Pflanzenkrone gegeben, welche gleichsam die Fenster Architektur

fortsetzen, die dahinter liegende Dachgallerie meistentheils verdecken oder durchschneiden, und auf diese Art auch den Räumen zwischen den Pfeilern eine zugespitzte Krönung zuführen.

Eine verwandte Anordnung erhalten auch die Thurmbauten der Westseite, nur mit dem Unterschiede, daß in ihnen die Hauptportale sich befinden, in bestimmter Höhe das Viereck des Thurmes in ein Achteck übergeht, über den abgezweigten Dreiecken sich besondere Thürme und Thurmbündel zu Spitzpyramiden entwickeln, und ungefähr in der Höhe, wo diese letztern endigen, auch das Octogon mit einer Gallerie und Fialenkrönung, so wie Spitzgiebeln über den obersten Fenstern schließt. Hinter dieser Krönung erhebt sich zuletzt als Schluß des Thurmes die von Maaßwerk durchbrochene achtseitige Pyramide, mit Pflanzen längs ihrer aufsteigenden acht Kanten hin, und einer einfachen oder doppelten Kreuzblume als oberstem Schluß. Die Einschrägung der Portale ist so wie die beschriebene der Fenster durch abwechselnde Stäbchen, Hohlkehlen und Plättchen gegliedert, während die Architektur über den Portalen durch Giebel mit Maaßwerk, Pflanzen und Krone einen zugespitzten Schluß gewinnt.

Das Innere der Kirche steht mit dem beschriebenen Aeußern in consequentester Verbindung. Die Fenster formen sich ganz so wie im Aeußern. Die Strebepfeiler treten zwischen den Fenstern ins Innere vor, doch nur in der Form eines halben, über Eck gestellten Quadrates, und sind zertheilt in drei Hauptstäbe und zwei geringere, welche unter einander durch Plättchen und Hohlkehle zu einem gemeinsamen nach demselben Gesetz wie die Fensterumfassungen gegliederten Körper verbunden erscheinen. Ueber den drei Hauptstäben sitzen die Längen- und die Quergurte, und über den kleinern Zwischenstäben die schwächern Kreuzgurte des Gewölbes auf. Sie sind als eine fortlaufende Bewegung der lothrechten Pfeiler zu betrachten, und nehmen in der Mitte der Kreuzgurte die Schlußsteine auf. Eben diese fortgesetzte Bewegung würde im Widerspruch stehen mit dem Begriff des romanischen Capitäls, weshalb statt dieses eine gemeinsame Blätterkrone um die Wendungen des Pfeilers umherläuft, und nebst ihrem Kämpfergesims durch die zusammenhängende Masse der Pfeiler und Gurte gleichsam nur durchschnitten wird. Ist diese Behandlung für ein einschiffiges Bauwerk, oder auch bei Anordnung mehrerer gleich hoher Schiffe, aus-

13

reichend, so wird sie nothwendig zusammengesetzter, sobald ein überhöhtes Mittelschiff zur Anwendung kommt. Die freistehenden Pfeiler zwischen den Schiffen erhalten alsdann, der auf ihnen ruhenden Last des Mittelschiffes halber, einen bedeutenderen Umfang, sind vielfältiger gegliedert, und eine größere Anzahl dieser Gliederungen ist oberhalb des Laubkranzes und Kämpfergesimses durch den Arkadenbogen fortgeführt, um die Fensterbrüstung des Mittelschiffes kräftig genug zu unterstützen. Diese Fensterbrüstung wird am Aeußern durch die Dächer der Nebenschiffe verdeckt, im Innern dagegen durch Maaßwerk mit der Fenster-Architektur in Uebereinstimmung gebracht. Wieder nach dem Gesetz der Fenster-Umfassung, doch in viel zarteren Formen sind zuletzt die Gewölbegurte gegliedert*).

Wenden wir uns jetzt noch den profanen Werken zu, so ist zu beachten, daß diese immer etwas später als die kirchliche Architektur ihre Ausbildung erreichten, auch nicht durchgängig den Spitzbogen zur Anwendung brachten, diesen vielmehr mit der Horizontale, dem Rundbogen und Segment abwechseln ließen, je nachdem die innern Räume mit einer dieser Formen am besten übereinstimmten.

1360 — 1400.

Finden wir in der vorigen Periode nach der eben beschriebenen vollkommensten Durchbildung immer nur bedeutsamere Kirchbauten behandelt, an untergeordneten Werken dagegen viel starres Mauerwerk, z. B. an der St. Stephanskirche zu Mainz, so nimmt die Anlage gewaltiger und unbelebter Mauerflächen in dieser Zeit oft dermaßen zu, daß wir solche selbst an Hauptwerken sehen, wie z. B. an den Kirchen-Schiffen des Ulmer Münsters, und an den meisten Theilen der Lieben-Frauen-Kirche zu Nürnberg. Dennoch schließt auch diese Periode die vollkommenste Durchführung nicht gänzlich aus, wovon als ein vortreffliches Beispiel die Werners-Kirche zu Bacharach Zeugniß giebt.

Inzwischen bilden sich allmälig zwei neue Ornamentformen, welche im nachfolgenden Jahrhundert als Haupt-Verzierung sich geltend machen, nämlich Eselsrücken und Fischblase. Finde ich fast

*) Aufmerksam machen muß ich hierbei auf die vortreffliche Entwickelung der Regeln des Spitzbogenstyls in Fr. Hoffstatts gothischem A. B. C., einem nicht genug zu empfehlenden Werke, welches nur leider einen zu bescheidenen Titel führt, um rasch genug die Beachtung zu finden, welche es verdient.

sämmtliche neuere Formen, welche das funfzehnte Jahrhundert zur Anwendung gebracht hat, während solche in der Blüthezeit des Spitzbogen-Styls nicht vorkommen, in der bunten Formenmenge des Uebergangs-Styles bereits vorhanden, so ist mir dennoch ein damaliges Vorkommen des Eselsrückens noch nicht bekannt geworden, obgleich man, in Betracht seines maurischen Ursprunges seine damalige Anwendung wohl voraussetzen dürfte.

1400—1500.

Wenn die Werke dieser Spätzeit des Mittelalters nicht mehr in dem Grade wie die der frühern Perioden befriedigen, so muß ich dennoch gestehen, wie ich in dieser Zeit einen Ideen-Reichthum finde, der mich versucht dieses Jahrhundert gerade so als eine neue Entwicklungsperiode zu betrachten wie das dreizehnte Jahrhundert, nur mit dem Unterschiede, daß diese Entwickelung vielleicht schon in ihrem Keime unterbrochen wurde, und erst in weiterer Zukunft Zweige und Blüthen zu erwarten hat, während Versuche in anderer Richtung inzwischen nothwendig wurden.

Zu den Eigenthümlichkeiten dieser Periode gehören nun folgende als die hervorspringendsten. Der Körper der Kirchen erhält, der überall zuwachsenden Gemeinden halber, fast immer drei gleich hohe Schiffe, damit die größere Breite der Arkaden-Pfeiler beseitigt, und eine freiere Bewegung besonders nach der Kanzel hin gewonnen werden konnte. Bereits die romanische Periode führte gegen 1200 diese Einrichtung ein, wie die Martinikirche zu Braunschweig beweist. Sodann haben diese Kirchen auch im Gegensatz zu den Stiftskirchen geringere Länge und bedeutendere Breite, also einen gleichmäßigen Raum um einen bestimmten Punkt herum, nämlich die Kanzel.

Die Pfeiler sind meist minder gegliedert als früher, zuweilen bloß platte Cylinder, und entbehren fast immer der Pflanzenkrone und des Gesimses. Aus den Stäben der Pfeilergliederung wächst dann unmittelbar das Netzwerk der Gewölbe heraus, gleich wie Zweige sich zu theilen pflegen. Statt der einfachen Kreuzgewölbe machen sich immer mehr und mehr die Netzgewölbe geltend, welche jedoch nur selten vollkommen befriedigen, weil sie eines Theils zu gedrückt angelegt sind, andern Theils viele ihrer Graten unmittelbar in die Mauerflächen der Kirchen-Wände einspringen lassen, wodurch

das Bedürfniß einer organischen Verbindung fühlbar wird. Dennoch liefern einzelne Werke höchst befriedigende Resultate, wie z. B. die St. Ulrichs- und Afra-Kirche zu Augsburg in ihrer höchst großartigen Anlage und vortrefflichen Ausführung. Die Fenstergitter unterliegen meist ganz und gar den Fischblasen-Mustern, meist in wenig befriedigender Weise bis gegen 1500 wieder ein neues Maaßwerk ohne Nasen versucht wird, und nicht selten schöne Wirkungen erzielt, wie man auch nicht umhin kann, an einzelnen Kirchen die Fischblasenmuster vortrefflich zu finden.

Die äußeren Strebepfeiler, welche namentlich bei der bedeutenderen Entwickelung gleich hoher Kirchenräume, an Masse und Höhe gewinnen mußten, suchten diese Masse durch reichliches Maaßwerk, Thürmchen und Baldachine zu verdecken, nur wird man hierbei unangenehm dadurch berührt, daß den Pfeilern die Fialen fehlen, mit diesen auch die Dachgallerieen verschwinden, eine leichte und luftige Krönung den Kirchen also abgeht, während der Hauptschmuck in der mittlern Höhe des Kirchenkörpers sich befindet, ja oft so tief herabsinkt, daß er gerade die unterste Theile unmittelbar über dem Sockel in Anspruch nimmt. Die Wasserschrägen der Pfeilereinsprünge und Gesimse, früher stets in geradliniger Neigung, erhielten in diesem Jahrhundert meist immer eine Einbiegung. Wüßte ich diese Form auch gerade nicht zu rechtfertigen, so kann ich ihre Anmuth ihr doch durchaus nicht absprechen, besonders wenn sie an kleineren und leichteren Werken zur Anwendung kam.

Zuletzt muß ich noch dreier Formenbildungen erwähnen, welche bereits in der letzten Hälfte dieser Zeit immer mehr in Aufnahme kamen, nämlich der Kreuzstäbe, der gewundenen Cylinder und Stäbe, so wie des Baum-Zweigwerkes.

Die Kreuzstäbchen erscheinen zuerst in der Uebergangsperiode, verschwinden im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte nicht durchaus, machen sich aber besonders seit 1450 wieder geltend. In reichlichster Anwendung findet man sie um 1500 in allem Maaßwerk, in Thür- und Fenster-Umfassungen, ja selbst im Gewölbe-Netzwerk, welches in dieser Zeit in nahe Verwandschaft mit dem gleichzeitigen Maaßwerk tritt. Gewundene Stäbe, nach dem Vorbilde spät römischer Säulen, kommen zuerst in der Uebergangszeit um 1200 vor, und zuletzt wieder um 1500 an Säulenfüßen, selbst an Säulenschaften und Pfeilern. Wie immer, so stehen solche auch

hier mit dem Ausdruck der ungeschwächten Tragfähigkeit in offenem Gegensatz, und entstellen manches sonst schöne Werk, wie unter andern den hübschen Lettner im Dome zu Halberstadt. Das Ast- und Zweigwerk, ebenfalls in der Uebergangs-Periode vorhanden, dürfte bei Holzwerken nicht zu verachten sein, in steinerner Anwendung aber wohl selten Rechtfertigung finden.

1500—1530.

Kreuzstäbchen, Zweigwerk, gewundene Säulen, entstellte Eselsrückenmuster, zusammengesetzte Thür- und Fensterstürze, und statt der zinnen- und spitzthurmartigen Krönung halbkreisförmige Abschlüsse der obern Architekturtheile, zum Theil auch sehr nüchtern verwendetes Maaßwerk sind den meisten Werken dieser Zeit eigenthümlich, wenngleich einzelne Bauten befriedigendere Fähigkeiten bezeugen. Ich bin daher in der letzten Zeit zu der Ueberzeugung gekommen, daß die mittelalterliche Kunst sich nicht so überlebt hatte, als sie vielmehr durch die nachfolgende moderne beeinträchtigt und verdrängt wurde, und dies um so mehr, als die gesammte deutsche Baukunst des sechszehnten Jahrhunderts der Erbschaft aus dem Mittelalter nicht entbehren konnte, vielmehr sich ihr nur anhängte, sie verzerrend und verunstaltend.

1530—1600.

Die Form der Kirchen bleibt durchaus die mittelalterliche, ebenfalls die der Häuser und Schlösser, mit ihrem aufwärts strebenden Charakter: Treppenthürmen, Thürmchen und Erkern, viereckigen Fenstern und mittelalterlichen Portalformen. Kreuzstäbchen namentlich begleiten die Fenster-Gewinde durch diese ganze Zeit, und nur werden die widersprechenden Bewegungen der verdorbenen römischen, der romanischen und gothischen Kunst aufs Willkührlichste durch einander gewürfelt, wobei doch immer gothische obgleich durchaus nicht mehr verstandene Zierrathen, namentlich im Maaßwerk, die Glanzpunkte bilden mußten, wie solches zur Genüge beweisen werden der Thurmbau der Ansbacher Kirche und mehrere Wohnhäuser zu Nürnberg, welche in meiner Chronologie vorkommen. Man vermeinte aus dem Stegreif einen neuen Styl zu erzielen, und gewann den Perücken- und Haarzopf-Styl.



Zum Schluß möge es mir noch vergönnt sein, meine oben mehrfach erwähnte Chronologie mit einigen Worten zu berühren. Es liefert dieselbe in einem Atlas mit kurzem erläuterndem Text unter jeder Zeichnung nicht nur die Anschauung alles oben in meiner Darstellung berührten, sondern auch sämmtliche Formen welche in Deutschland in Grund- und Aufriß, Construction und Ornament in jedem Zeitraum vorkommen, und zu meiner Kenntniß gelangt sind, und die Berührung und klare Darstellung unzähliger Ideen und Formen, welche ich im vorliegenden Artikel, in der Voraussicht doch nicht verstanden zu werden ohne bildliche Darlegung, nothwendig übergehen mußte.

Zugleich ist bei Ausstattung der Blätter darauf Bedacht genommen, daß jedes Blatt, entweder den Aufriß eines großartigen Bauwerkes, oder eine Fülle kleiner belehrender und geschmackbildender Gegenstände liefern muß.

Es soll daher dieses Werk nicht bloß dem Manne vom Fach eine unentbehrliche wissenschaftlich gewählte und geordnete Sammel-Mappe bieten, sondern auch jedem Kunstfreunde das Erhabenste, was je die Baukunst schuf, das Einzige, was zur Bildung und Festhaltung eines gutes Geschmackes förderlich zu werden vermag.

Georg Gottfried Kallenbach.

XVII.

Dichtkunst und Prosa und deren Hauptgattungen in ihren Eigenthümlichkeiten.

Der Geist des Menschen ist dem Körper desselben darin ähnlich, daß er verschiedene Stufen der Entwicklung durchlaufen muß, ehe er zu seiner vollkommnen Reife gelangt. Es scheint mir, als müsse man von der Betrachtung dieser Entwicklung beginnen, wenn man es unternehmen wolle, das große Gebiet der Schriftwerke wissenschaftlich zu entwickeln und einzutheilen.

Die erste geistige Kraft, die in dem Menschen beim Eintritt in sein frühstes Kindes- und Knabenalter sich entwickelt, ist das Bewußtsein seines körperlichen Daseins und seiner körperlichen Kraft. Daher seine Lust an allen körperlichen Uebungen ohne Rücksicht auf deren Erfolg und namentlich diejenige Erscheinung, welche man jugendliche Rohheit deshalb zu nennen pflegt, weil die Uebung der Kraft, wenn sie keinen andern Zweck hat als sich selbst, gewöhnlich sich zerstörend äußert. Und diesem Bewußtsein gemäß ist die Anschauung, die der Knabe von der Welt außer sich hat. Er sieht auch hier nur äußere Erscheinung und äußere Wirkungen der innern Kräfte, ohne daß diese innern Kräfte selbst und ihr Wesen ihm deutlich würden. Die äußere Erscheinung der Dinge und Begebenheiten und ihr äußerer Zusammenhang sind ihm ihr ganzes Wesen, ihr ganzer Zusammenhang. In Folge dessen erscheint ihm das Leblose oder Wenigerbeseelte eben so lebendig als das, dessen Seele am vollkommensten ist. Ja in der frühsten Zeit des Kindesalters

haben ihm sogar das Geräth, welches ihn verletzt, das Bild, dessen Augen auf ihn gerichtet sind, die Pflanze, das Thier dieselbe Fähigkeit zu empfinden, dieselbe Seele, dasselbe Wesen als er selbst. Auch sucht er als seine Spielgefährten besonders die äußerlich freudigsten und kräftigsten auf, und es gefallen ihm ihre Kraftäußerungen zuerst sogar ganz ohne Rücksicht auf ihre Wirkung und ihren sittlichen Werth. Nur wenn er selbst, oder was ihm lieb ist, durch sie verletzt wird, und später erst, wenn auffallend von ihnen gegen die Sittlichkeit verstoßen wird, so tadelt er sie.

Allmählig jedoch, und mit dem beginnenden Jünglingsalter zuerst deutlicher, tritt eine neue Eigenthümlichkeit ein, nämlich das Bewußtsein innern Lebens. Und so wie der Mensch in sich selbst dieses wahrnimmt, so sucht er es auch außer sich zu erkennen. Die Natur und die Menschenwelt haben jetzt für ihn ein inneres Leben erhalten, und er strebt, dasselbe anzuschauen, und dessen Dasein wahrzunehmen. Ja bei diesem Streben gilt ihm sogar die innere Eigenthümlichkeit das innere Gesetz der äußeren Erscheinung für so wichtig, daß nun der Zusammenhang und das Verhältniß dieser äußern Erscheinung selbst ihm gleichgültiger wird. Daher tritt er denn noch nicht für das Leben thätig auf, oder wenn er für eigene Zwecke thätig sein will, so ist er es nicht im Zusammenhange, sondern durch einzelne, abgerissene Thätigkeiten, die wir Thaten nennen, und die ihrem Zwecke oft nicht ebenmäßig sind, ja wohl gar ihm entgegenarbeiten. Nicht selten hat dabei sein Streben nur den einzigen Zweck, sich selbst durch eine äußerliche Wirkung seine Begeisterung für das innere Leben anschaulich zu machen. Er sucht nun als seine Gefährten die auf, welche gleicher Gesinnung mit ihm sind, und es verbindet sich der Jüngling mit dem Freunde, die Jungfrau mit der Freundinn. Und wenn Jüngling und Jungfrau als solche ihre Einseitigkeit empfinden, so tritt die Sehnsucht ein, die Armuth des unvollkommenen Geschlechtes zu verwandeln in den Schatz des ganzen Menschenseins. Es finden sich Geliebter und Geliebte.

Nachdem durch die Vereinigung von Mann und Weib zum Allgemeinen des Menschlichen ihre Sehnsucht nach der Vollständigkeit des inneren Wesens gehoben ist, tritt jetzt das beruhigte Bewußtsein ein, welches in den Dingen und Begebenheiten den Zusammenhang des innern Wesens mit dem äußeren vereinigt, und so das vollständige Leben wahrnimmt. Diesem Bewußtsein

entspricht die Thätigkeit des reifen, des männlichen Alters, welches nicht mehr vereinzelte Thaten thut, sondern handelt, d. h. in zusammenhängender Folge und für denselben Zweck Thätigkeiten aneinander reiht, die in Kraft, Umfang und Absicht des Erfolges für diesen ihren Zweck berechnet sind, die also jede einzeln und für sich kein Ganzes mehr bilden, sondern nur als an sich unvollkommene Glieder ihrer Gesammtheit, der Handlung, erscheinen. Aber während der Zweck der jugendlichen That nur die That selbst ist, so daß die Jugend sich selbst in der Außenwelt wieder anschauen will, so ist im männlichen Alter der Zweck der Handlung der, unter die vorhandenen Einzelleben neue zu gründen und zu entwickeln. Und so ist der Zweck der Handlung nicht die Handlung selbst, sondern etwas außer ihr.

Diese verschiedenen Entwickelungen des menschlichen Geistes begründen zuerst den Unterschied zwischen Dichtkunst und Prosa, deren Begriff wir zunächst entwickeln wollen. Dann aber entsprechen ihnen auch die verschiedenen Gattungen in beiden, deren Begriff wir nach dem der Dichtung und Prosa darlegen werden.

Wir sehen nämlich aus dem Vorhergehenden, daß der Mensch nur aus einer von zwei Rücksichten thätig sein kann, entweder 1) um das Werk selbst anzuschauen, welches er vollbringt, also um des Wohlgefallens willen an diesem, oder 2) um irgend eine andere Absicht dadurch zu erreichen, so daß also das Werk nicht an sich Zweck, sondern nur Mittel ist. Alle Schriftwerke nun, welche nur sich selbst zum Zwecke haben, bilden das Gebiet der Dichtung, wogegen die Prosa der Inbegriff aller derjenigen Werke ist, welche nicht sich selbst zur Absicht haben, sondern nur als Mittel dienen sollen zur Erreichung fernerer Absichten. Diese Absichten aber bestehen entweder darin, daß sie die geistige oder sittliche Entwicklung weiter führen wollen, und dann müssen sie lehren; oder sie wollen äußere Zwecke erreichen. Zwecke aber, welche äußerlicher Art sind, können durch die Schriften nicht unmittelbar erreicht werden. Diese können nur die Gemüther der Menschen dahin stimmen, daß dieselben sich für die Absichten ihres Verfassers gewinnen lassen, d. h. die Prosa hat auch hier den Zweck zu belehren (oder, wenn sie unredlich ist, zu beschwatzen, zu belügen).

Was nun die einzelnen Gattungen der Dichtkunst und Prosa betrifft, so giebt es zuerst eine Gattung in beiden, welche der ersten

Entwicklungsstufe des Menschen entspricht, in welcher also der Verfasser nur die Erscheinungen der Außenwelt erzählt, und zwar ursprünglich nur so, daß er diese Erscheinungen in ihrer Aeußerlichkeit betrachtet, ohne auf denjenigen Zusammenhang und diejenige Bedeutung Rücksicht zu nehmen, die sie durch ihre inneren Gründe erhalten. In wiefern diese Gattung weiterhin auch auf die innern Ursachen des Erzählten Rücksicht nimmt, davon soll später die Rede sein. Diese ganze Gattung ist nun diejenige, welche in der Dichtung wie in der Prosa die erzählende, in der Dichtung auch die epische genannt wird. Sie umfaßt aber nicht bloß die eigentliche Erzählung, welche die Begebenheiten in der Zeitfolge angiebt, sondern auch die Beschreibung (oder Schilderung), welche die gleichzeitig nebeneinander liegender Dinge und Begebenheiten aufzählt.

Die zweite Gattung der Schriftwerke umfaßt diejenigen, in welchen der Verfasser das innere Wesen entweder seines eigenen Selbst, oder anderer Wesen und Dinge darlegt. Und zwar kann er es entweder thun, damit das Hingestellte angeschaut werde an sich, wie es fertig dasteht; und dann giebt er ein lyrisches Gedicht. Oder er kann es im prosaischen Zwecke thun, damit man das innere Wesen des untersuchten Dinges kennen lerne; und dann entsteht die wissenschaftliche Untersuchung, die Abhandlung.

Endlich kann der Verfasser auch den Zweck haben, durch seine Werke unmittelbar ein neues Streben in uns erregen, uns bewegen zu wollen, daß wir einen neuen Zustand hervorbringen. Er ist dann prosaisch, und sein Werk ist die Rede. Oder er kann anschauen, wie ein neues Leben entweder wirklich gestaltet wird (sei es aus den Wirkungen unbeabsichtigter Ursachen, sei es aus der Absicht es hervorzubringen), oder wie seine Hervorbringung mißlingt. Und in diesem Falle ist das Werk eine Dichtung und dramatisch.

Nachdem so die verschiedenen Gattungen des Schriftwesens ihrem Begriffe nach unterschieden sind, scheint es für eine erweiterte Darlegung ihres Wesens zweckmäßig, zu bestimmen, in welcher Zeitfolge nach einander sie sich naturgemäß in jedem Volke nur entwickeln können. Um aber dies zu thun, ist es nöthig zu jenen Entwicklungen des menschlichen Geistes, die wir oben am einzelnen Menschen betrachtet haben,

zurückzukehren, und diese aus einem umfassenderen Gesichtspunkte, nämlich am Volke in seiner Ganzheit als einem Einzelwesen noch ein Mal zu betrachten.

Denselben Gang der Entwicklung, den der einzelne Mensch geht, denselben muß auch das Volk in seiner Gesammtheit durchmachen. Auch das Volk hat eine Zeit der frühesten Entwicklung, in welcher seine Gesammtheit überall nur für äußere Wahrnehmungen reif ist, und diese Wahrnehmungen nur nach dem größeren oder kleineren Maße des Auffallenden beurtheilt, ohne daß sie den inneren Werth, die Wichtigkeit derselben für das Allgemeine, zu erkennen vermag; daher die geschichtlichen Aufzeichnungen der Völker in ihren frühsten Zeit Alles oft mehr als eben Geschichte geben. In derselben Zeit ist das Volk auch nur für äußere Thätigkeiten geschickt, seine Kriege sind nur Kämpfe durch äußere Veranlassungen, Beleidigungen, Beraubungen, ja wohl gar nur durch die Lust selbst am Kampfe entstanden, mit dem Zwecke, nur dieser Lust oder dem augenblicklich wegen äußerer Veranlassungen erregten Rachegefühl oder Hasse zu genügen, ohne die Absicht, eine bisherige Stellung zu verbessern, ein bisheriges Mißverhältniß zu heben. Kurz es sind Raufereien, die als solche in sich selbst ihren Zweck und ihr Ziel, außer sich keins haben.

Allmählig entwickelt sich das Volk weiter, und es tritt ein zweiter Zustand ein, wo der Geist der Menge für das Geistige geweckt sich auf dieses wendet, wo es seine Liebe und seinen Haß nach geistigen und sittlichen Eigenschaften und Meinungen bestimmt, wo es für oder wider eine Meinung die Waffen ergreift, und befriedigt ist, wenn es für die seinige den Sieg errungen hat, ohne äußere Vortheile zu erstreben oder zu erwarten.

Diesem Zustande folgt erst der dritte, in welchem die Menge Beides, das innere und äußere Leben, ins Auge faßt, jedes von beiden als Ursach und Wirkung des andern erkennt, und jedes von beiden durch jedes zu heben strebt, um so absichtlich sich in einen bessern Zustand zu bringen. Das Volk hat dann seine völlige Entwicklung erreicht, es ist reif geworden, es handelt.

So lange ein Volk auf einer früheren Stufe seiner Entwicklung steht, kann es keine Werke hervorbringen, die einer späteren entsprechen. Zunächst ist dies schon deshalb nicht möglich, weil die Sprache, die in ihrer Entwicklung der des Volkes gleich steht, für

solche nicht reif wäre. Dann aber, wenn wirklich ein Einzelner im Volke durch eine außerhalb des Volkes empfangene Bildung eine höhere Entwickelung erreicht hätte, würde sein Werk aus dieser höheren Entwicklung geflossen gar nicht vom Volke verstanden werden; er und sein Werk würden außer dem Volke und einsam dastehen.

Wenn wir, dieses vorausgesetzt, nun noch erwägen, daß der Mensch und das Volk in ihrer frühsten Zeit nur Werke schaffen, um diese Werke anzuschauen, nicht, um durch sie etwas Weiteres hervorzubringen, und daß sie erst später thätig sind, um durch ihre Werke Neues zu bilden und zu begründen, so folgt zunächst nothwendig, daß am frühsten im Volke sich die Dichtkunst, und erst nach dieser die Prosa entwickele. Eine Erscheinung, die sich auch überall bestätigt, wo ein Volk von der niedrigsten an durch alle Stufen menschlicher Entwicklung gegangen ist.

Aber auch außerdem ergiebt sich aus dem Gesagten, in welcher Folge die verschiedenen einzelnen Gattungen der Dichtkunst auftreten müssen, wenn die Entwicklung im Volke naturgemäß vor sich gehen soll. Zuerst muß die erzählende Gattung sich entwickeln, dann die lyrische, zuletzt die dramatische.

In Betreff der Prosa könnte es scheinen, als ob hier diese stufenförmige Entwicklung nicht zu erwarten sei, da ja schon der Anfang der prosaischen Entwicklung in den Anfang der Entwicklung des Volkes für das eigentliche Handeln fallen muß. Aber auch für diese wie für jede Art der angegebenen Entwicklungen ist zu bemerken, daß dieselben in sich wieder mit einem unvollkommneren Zustande beginnen, und allmählig sich weiter vollenden. So beginnt also auch in der Prosa zuerst diejenige Entwicklung, welche durch Erzählung, dann die, welche durch Abhandlung belehrt, und zuletzt die, welche durch die Rede unmittelbar darauf hinarbeitet, neues Leben zu gestalten.

Wenn wir nach dieser Untersuchung über die Reihefolge, in welcher sich die einzelnen Gattungen des Schriftwesens entwickeln müssen, wieder zu der Betrachtung ihres Wesens zurückkehren, so werden wir nun für diese manche neue Aufschlüsse erhalten.

Zugegeben nämlich, worauf oben schon hingedeutet ist, daß auch innerhalb jeder der drei verschiedenen Entwicklungsstufen für den Menschen oder für das Volk ein Fortschreiten Statt findet, mit

welchem die jedesmalige Art der Entwicklung, theils selbständig deutlicher und kräftiger, theils der nächstfolgenden Entwicklungsstufe allmählig näher tretend, sich darstellt, so finden sich auf der ersten Entwicklungsstufe, wo der menschliche Geist nur für die Auffassung der äußern Erscheinung reif ist, noch verschiedene Bildungsfortschritte, von dem niedrigsten an, wo der Geist noch gar nicht fähig ist, das Angeschaute festzuhalten, und wo er es also auch noch keiner späteren Zeit überliefern kann, bis zu dem, wo er schon im Ganzen und Allgemeinen über das Wichtigste im Wesen der Außenwelt richtige Begriffe erhalten hat, und schon die Kraft besitzt, das Angeschaute festzuhalten und weiter zu überliefern. So beginnt also der menschliche Geist seine Anschauungen in den kleinsten Umfängen aber mit der Ueberzeugung von der allgemeinsten Beseeltheit der Dinge. Dies ist die Zeit, in welcher das Kind noch den Stuhl, an den es sich gestoßen, mit der Ueberzeugung schlägt, daß es ihn wirklich schmerze (also nicht wie der Wirth im Göthe, dessen herrenlos gewordene innere Erregung einen beliebigen Gegenstand sucht, um sich nur an ihm äußerlich abzuquälen, und so sich Linderung zu bereiten:

„Ha du bist staubig? Komm, an dir will ich mich laben").

Dieser Kindheitszustand ist auch der der frühesten Fabel, nicht derjenige, wo die Thiere angeschaut werden, um aus ihren Thaten und Erlebnissen Lehren zu ziehen, sondern wo sie eben nur thätig sind, ohne daß aus ihrer Thätigkeit eine weitere Nutzanwendung gezogen wird. Es ist dies diejenige Fabel, deren Dasein in einer sehr frühen Zeit des Volkes vor der Entwicklung des eigentlichen Epos die Grimm behaupten, und von der uns Otto Speckter in den meisten seiner trefflichen „funfzig Fabeln für Kinder in Bildern gezeichnet, Hamburg, Perthes" ein freilich für unsere Kinder berechnetes und durch etwas lyrische Färbung unähnliches, sonst aber doch recht brauchbares Bild giebt. In diesem Buche erscheinen die Puppe, der Papierdrache, der Schnemann, und die Spielsachen überhaupt als unbestrittene Mitglieder einer Thierwelt, die in ihrer Entwicklung sich eben so menschlich reif zeigt als das Kind, welches sich an ihr erfreuen soll.

Allmählig aber wird der Gesichtskreis der Menschen weiter, ihre Thätigkeit kräftiger; und nun tritt die Zeit des größeren Heldengedichtes ein, welches die ganze große Welt des dichtenden Geistes

umschließt, aber freilich aus dem Auffassungsvermögen der Jugendlichkeit heraus, daher es sich weder darauf einläßt, äußere Erscheinungen durch ihre inneren Gründe zu erklären, noch Menschen oder Begebenheiten aus dem sittlichen oder gemüthlichen Gesichtspunkte zu begründen und zu beurtheilen*).

---

*) Den Beweis für Beides giebt das Nibelungenlied. Hier finden wir, in Betreff des Ersten, des Mangels an Begründung der äußeren Erscheinung durch innere Gründe, daß, so kräftig das innere Leben in diesem Gedichte sich ausspricht, es doch nie angeschaut und dargelegt wird an sich, sondern stets nur durch seine äußeren Wirkungen. Die Darstellung dieser aber ist bis zur lebendigsten Anschaulichkeit deutlich, so daß wir hinter ihr das innere Leben völlig und bis in seine feinsten Verzweigungen hinein überblicken. Als Beispiel gelte die meisterhaft wahr aufgefaßte Art, wie Siegfried, der doch wegen Chriemhildens nach Worms zieht, dort trotzig herausfordernd auftritt (V. 436 ff.), und ebenso, wie er dann wieder davon will, zuerst ohne Chriemhilden gesehen (1045), und das zweite Mal, ohne um sie geworben zu haben (1293). Ferner gehört hieher die bewundernswürdig tiefe Auffassung von Hagens Eigenthümlichkeit, ohne daß diese doch anders als durch die Erzählung seines jedesmaligen Benehmens geschildert würde. So auch die mit so warmen Farben gegebene Schilderung in der fünften Abentheuer, wo man besonders erwarten könnte, die Gemüthseigenthümlichkeit Einzelner an sich entwickelt zu sehen, wo aber ebenfalls keine andere Schilderung als durch die Darstellung der äußeren Erscheinung gegeben wird. Noch dient als Beweis, wie wenig man das Bedürfniß fühlt, das Aeußere innerlich zu begründen, die für unsere Zeit höchst ungenügende Veranlassung des Krieges, der im Nibelungenliede mit den Dänen geführt wird (570), ja des Mordes selbst an Siegfried (3469), und der Trost, den Gernot und Gieselherr ihrer verwittweten Schwester zusprechen (4209 und 4341).

Was das Andere betrifft, daß das ursprüngliche Heldengedicht (so wollen wir dasjenige Heldengedicht kurz nennen, welches auf dieser Entwicklungsstufe des Volkes entsteht) noch wenig oder gar nicht aus dem sittlichen oder gemüthlichen Gesichtspunkte ansieht, so giebt auch hier das Nibelungenlied Beweise. Hagen ist vor wie nach seiner frevelhaften That der geachtete, ja von denen, die ihm gleich stehen an Kraft, der geliebte, und Volcher schließt mit ihm nach der Mordthat die innigste Freundschaft. Auch tadelt das Gedicht den Hagen nur an wenigen Stellen und mit wenigen Worten (3625 „do sprach der ungetruwe"; 3660 „der viel ungetruwe man"; 3676 „so grozer untruwe solde nimmer chein man gepflegen"; 3900 „Hagene sine truwe viel sere an Sifride brach"); und es finden sich zwischen den tadelnden Stellen andere, wo Hagen ohne Tadel genannt wird (3633, 3674, 3881, 3889, 3909), und nur so lange das Gedicht sich bei dem Morde aufhält, finden sich jene Tadelworte; vorher sind sie nicht da, und auch nachher ist der Tadel verstummt. Ja gerade nachher wird oft von Hagen mit besonders hervorhebender Achtung gesprochen (6620, 6643). Daß aber der Ausdruck grimme Hagen, welcher oft vorkommt, nicht einen tadelnswerthen Gemüthszustand sondern nur eine nichtgetadelte Gemüthsstimmung anzeige, ergiebt sich aus V. 6185. Wie Hagen wenig getadelt wird, so auch Gunther, der den Mord erlaubt" (V. 3517 wird nur gesagt, „der chunich ubel volgte Hagenen sinen man", und V. 3563 „in valsche neig im tiefe der ungetruwe man"). Ferner wird es mit keinem Worte gerügt oder nur beachtet, daß Gernot, der V. 3473 nit zu Siegfrieds Ermordung räth, V. 4401 Gott vom Himmel zum Zeugen nimmt, daß er unschuldig an Siegfrieds Tode sei.

Nach dem Gesagten läßt sich erwarten, daß das Verhältniß zur Gottheit im ursprünglichen Heldengedicht nur sehr äußerlich sein könne. Und so zeigt es sich

So gestaltet sich das Heldengedicht, wenn das Volk in der Blüthezeit seiner ersten Entwicklung steht. Vergeht aber diese, und gestaltet sich die zweite Entwicklungsstufe immer entschiedener, so dauert zwar die Richtung der Dichtkunst noch fort, welche erzählende Gedichte schafft, aber die Dichter haben die frischeste Empfänglichkeit für die Welt der äußeren Erscheinung verloren, die erzählenden Gedichte, welche diese Zeit hervorbringt, werden allmählig trockne und matte Aufzählungen von Begebenheiten, ja oft sogar von solchen

---

auch im Nibelungenliede an mehreren Stellen. Was wir eben von Gernot gesagt, dient auch hierfür als Beweis. Ferner hat Hagen wegen seines Mordes nie Gewissensbisse, und giebt sich V. 6557 ganz unbefangen in Gottes Schutz. Aber diese einzelne Stelle und vielleicht noch einige wenige ähnliche ausgenommen, ist nirgend eine Spur vorhanden von dem Glauben an ein Eingreifen des göttlichen Willens oder einer andern übermenschlichen Macht in die menschlichen Verhältnisse. Und obgleich Chriemhild V. 5005 fürchtet, Schande „in der Welt" zu haben, wenn sie den Heiden Etzel heirathe (man vergleiche auch Etzels Meinung darüber V. 4593), und obgleich sie es durchsetzt, daß ihr und Etzels Sohn Ortlieb christlich getauft wird (5565), so erscheint das Christenthum im Nibelungenliede doch nirgend als Herzensache und der Gottesdienst besteht, obgleich in einem gewissenhaften (4032, 4424 ff.), doch in einem äußerlichen Abmachen des Gesetzlichen (4221, 4250, 5137), über welches die Erzählung rasch hinwegeilt, da es nicht zu ritterlichen oder anderen äußeren Thätigkeiten Veranlassung giebt.

Alles dagegen, was äußerlich und sinnlich in den menschlichen Thätigkeiten ist, wird im ursprünglichen Heldengedicht ausführlich und mit der lebhaftesten Theilnahme dargelegt. So oft die Helden sich schmücken, sich beschenken, Thaten verrichten, so geschieht dies stets auf eine so ausgezeichnete Art, als noch nie sei gefunden worden. Es genügt, dies hier ganz kurz zu bemerken, da das Nibelungenlied den Beweis fast auf jedem Blatte giebt.

Doch bezieht sich diese Lebendigkeit in der Darstellung des Aeußerlichen noch wenig auf die sogenannte todte Natur. Wir finden noch keine um ihrer selbst willen gegebene Schilderung von Landschaften, Jahreszeiten, Witterungserscheinungen. Nur besonders eindringliche überall im Gebiet des Dichtenden wiederkehrende Erscheinungen und Vorkommnisse lassen bemerken, wie großen Eindruck sie auf die Menschen gemacht. So die Lichter und Farben des Himmels, die ja so lebhaft ihre Einwirkungen zeigen, daß viele Völker an sie ihre dunklen Empfindungen der Gottheit geknüpft haben. Im Nibelungenliede finden wir so V. 1137:

Nu gie du minneglichu, alsam der morgen rot
tut uz truben wolchen

und V. 1145,

Sam der liehte mane vor den sternen stat,
des schin so luterliche ob den wolchen gat,
dem stunt sie wol geliche vor maniger frowen gut.

Aber diese Stellen sind nicht etwa geschrieben, um den Eindruck des rothen Morgens zu schildern, wenn er aus trüben Wolken tritt, oder den lauteren Schein des lichten Mondes vor den Sternen über den Wolken, sondern der Sänger führt beide Erscheinungen, welche sich ihm täglich darstellen, nur vorüber, um das Erscheinen der Chriemhilt zu schildern.

Begebenheiten, welchen alle äußere Lebendigkeit fehlt, so daß sie gar nicht für ein Gedicht sich eignen.

Erst wenn die dritte Entwicklungsstufe eintritt, wendet sich der Geist von der ausschließlichen Empfänglichkeit für das innere Leben wieder zum äußeren, und es können daher nun wieder erzählende Gedichte entstehen, welche (und auf diese hatten wir schon oben gedeutet) den ursprünglichen durch Lebendigkeit der Schilderung sich nähern. Aber der Dichter schildert nun nicht mehr ungemischt das Leben in der äußeren Erscheinung, sondern je nachdem seine Entwicklung mehr nun die der zweiten oder dritten Stufe ist, hat sein Gedicht entweder mehr lyrische Färbung (Klopstock, Jean Paul), oder, wenn es den vollen Zusammenhang in der Wechselwirkung des äußeren und inneren Lebens erzählt, mehr dramatische (Göthe). Aber darin, daß die Fähigkeit, die Dinge ohne ihr inneres Wesen und nur nach ihrer äußeren Erscheinung anzuschauen, unmöglich geworden ist, liegt der Grund, daß kein späteres erzählendes Gedicht die äußere Frische des ursprünglichen Heldengedichtes erreichen kann.

Theils um das Ebengesagte noch von andern Gesichtspunkten zu beleuchten, theils um für das Verständniß des Folgenden vorzubereiten, scheint es zweckmäßig, hier die Untersuchung einzuschalten, welche Bedeutungen und Ausdehnungen der Begriff von Volk hat, wenn von Bildung des Volkes die Rede ist.

So lange ein Volk noch auf seiner ersten Entwicklungsstufe steht, nimmt es in seiner vollen Gesammtheit an derselben Theil, weil die Bildung derselben eine solche ist, deren Entfaltung schon allein durch die leibliche Gesundheit und leibliche Entwicklung und die damit zusammenhangende Frische des Geistes hervorgerufen und weiter gefördert wird. Daher ist das Volk auch in seiner vollen Gesammtheit fähig, die Werke, welche in ihm aus dem Geiste dieser Bildungsstufe heraus geschaffen werden, zu verstehen und zu genießen. Dagegen nimmt der Mensch den Umfang der Entwicklung, welchen die zweite Entwicklungsstufe bietet, in seiner ganzen Fülle nicht durch die nächsten und ersten Verhältnisse des Lebens in sich auf. Obgleich er die Anlage für jede Art der Empfindungen hat, so finden dieselben doch nicht Gelegenheit in ihm zu entstehen, und noch weniger wird er fähig, sie in sich zu beachten, wenn nicht viele Verhältnisse und Beziehungen des Lebens zusammenkommen, welche ihn aus den ursprünglichsten Verhältnissen hinaus zu höheren er-

heben. Daher kann also nie ein ganzes Volk zu der ganzen Fülle der zweiten Entwicklungsstufe hinaufsteigen, sondern nur ein Theil desselben. Und wieder aus denselben Gründen wird nur ein Theil derjenigen im Volk, welche auf der Höhe der zweiten Stufe stehen, auch die volle Höhe der dritten erreichen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich ein Unterschied im Umfange des Begriffes Volk, wenn man von dem Volk auf der niedrigsten und von dem auf einer höheren Stufe der Entwicklung spricht. Das Volk auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung ist das ganze, gesammte Volk; das Volk auf einer höheren sind immer nur diejenigen Massen des ganzen, die zur Erreichung derselben höheren Stufe fähig geworden sind. Und da nun unter Volksgedicht stets nur ein solches Gedicht verstanden wird, welches im ganzen Volke leben kann, so ergiebt sich, daß alle diejenigen Gedichte, welche aus der Bildung der niedrigsten Entwicklungsstufe hervorgegangen sind, Volksgedichte sind, und außerdem von denen der anderen Stufen nur gewisse Gattungen, von welchen nachher die Rede sein wird. Wenden wir dies auf das schon Abgehandelte, auf die erzählenden Gedichte an, so werden nur die ursprünglichen Heldengedichte und übrigen aus derselben Entwicklungsstufe entstandenen erzählenden Gedichte Volksgedichte sein, wogegen diejenigen Heldengedichte und andere erzählenden Gedichte, welche entstanden sind, als das Volk eine höhere Stufe der Bildung erreicht hatte, nie Volksgedichte sein werden. Und da eben jene ursprünglichen Heldengedichte und die ihrer Entstehungsstufe nach mit ihnen verwandten Gedichte Eigenthum der großen Masse des Volkes sind, so ist es möglich, wie es auch die Erfahrung bestätigt, daß sie in jener Masse, die nie eine höhere Entwicklungsstufe ersteigt, Jahrhunderte haben leben können, ehe das Bedürfniß, ja ehe oft auch die Möglichkeit und Fähigkeit entsteht, sie aufzuschreiben.

Noch während das Volk in der vollen Kraft der ersten Entwicklung steht, fängt schon die zweite, die lyrische an, sich zu gestalten, und die ersten Zeichen ihres Lebens zu geben. Aber ihre ersten in der Dichtkunst wahrnehmbaren Merkmale stehen dem Epischen noch so nahe, daß man ungewiß sein kann, wohin man sie zu rechnen habe. Die Worte an sich sprechen noch so wenig selbständige Empfindung aus, und geben dagegen noch so viel nur Aeußerlichgeschehenes, daß man die Gedichte oft entschieden zu den epischen

würde zählen müssen, wenn nicht zu berücksichtigen wäre, daß häufig eine Begebenheit, auch wenn sie ganz äußerlich erzählt wird, schon allein durch ihre Beschaffenheit eine bestimmte Gemüthsstimmung erwecken müsse. Aber auch dies in Anschlag gebracht, würden doch manche Gedichte leicht unter die epischen gerechnet werden können, wenn nicht noch ein anderer Bestandtheil derselben berücksichtigt werden müßte, welcher sie entweder entschieden lyrisch macht, oder sie wenigstens so stellt, daß sie einen Uebergang vom Gebiet des Epischen zu dem des Lyrischen bilden, und sich durch ihre Beschaffenheit der einen dieser Gattungen eben so sehr anschließen als der anderen. In dieser Rücksicht stehen sie also, wie auch sonst Dinge in der Natur gestellt sind, als Uebergänge zwischen zwei wissenschaftlich getrennten Gebieten, so daß sie keinem derselben entschieden und ausschließlich können eingeordnet werden. Jener Bestandtheil dieser Gedichte, welcher hier noch berücksichtigt werden muß, ist die Sangweise, und wir wollen zunächst über ihn Einiges bemerken.

Wenn der Geist von irgend einem Gefühle ergriffen wird, so kann dies auf zwei verschiedene Arten geschehen. Entweder wird er (sei es unwillkürlich, sei es, weil er sich willkürlich der Macht desselben in solchem Maße hingegeben) so von ihm überwältigt, daß er es nicht überschauen und nicht beherrschen kann, sondern von ihm beherrscht wird. Oder er kann, wenn ein Gefühl ihn ergreift, noch die Herrschaft des Verstandes über dasselbe fest halten, und es in der Art und Macht, die es hat, überschauen, ja wohl selbst beschränken und leiten. In der ersten Art muß das Gefühl durch alle Zeitalter der Entwicklung hindurch bei dem weniger entwickelten Volke, und so in der Zeit der epischen Entwicklungsstufe beim ganzen Volke, seine Herrschaft über den Geist üben. Dagegen vom Verstande schon während seiner Thätigkeit beherrscht zeigt es sich — zwar nicht nothwendig, aber es kann sich doch so zeigen — nur bei den Geistern, welche auf höherer Stufe der Entwicklung stehen. Jedes Gefühl aber, so lange der Verstand es noch nicht beherrscht, kann sich nur durch Laut und Ton, noch nicht durch Worte ausdrücken. Erst wenn der Verstand es begriffen hat, kann er die Worte finden es zu schildern. Laut und Ton werden aber im Gebiet der Kunst zur Melodie; und so werden also Gedichte, die einen Gefühlszustand der ersten Art ausdrücken, diesen vielleicht gar nicht

genügend in den Worten geben, und werden, um vollkommen zu sein, des Gesanges nicht entbehren können; während es dagegen wohl möglich ist, daß Gedichte der zweiten angegebenen Art ohne Sangweise sind.

Kehren wir nach dieser Betrachtung zu der abgebrochenen Untersuchung über jene Gedichte zurück, deren Wortinhalt es zweifelhaft läßt, ob man sie für lyrisch annehmen soll oder nicht, so finden wir, daß die meisten unter ihnen von einer Sangweise begleitet sind, welche die Empfindungen ausdrückt, während die vielleicht nur ganz äußerlich erzählenden Worte solche noch nicht anzudeuten vermögen. Und diese Sangweise macht sie unzweifelhaft lyrisch, und zwar diejenigen unter ihnen, welche eigentliche Volkslieder sind, um so mehr, da bei ihnen Wort und Weise, letztere oft besonders durch wunderbare Tiefe der Empfindung ergreifend, gewiß in demselbigen Augenblicke entstanden sind. Hieher gehören die Volksballaden und Romanzen, welche menschliche Schickungen oft nur als äußerliche Begebenheiten mit schlichten Worten erzählen, deren tiefe Empfindung aber sich stets in der Weise, und häufig in dieser allein ausspricht. Eben so liegt die Empfindung bei oft ganz epischen Worten doch immer in der Weise der Soldatenlieder oder Handwerkslieder, die sich von den obengenannten Gedichten eigentlich nur durch den einseitig beschränkten Stoff unterscheiden. Dasselbe Wesen in Wort und Weise finden wir auch noch häufig in den älteren Kirchenliedern, obgleich die meisten von ihnen jünger als der Beginn der lyrischen Dichtkunst sind (Dr. Heinrich Hoffmanns Geschichte des Deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit; Breslau 1832). Auch bei ihnen fehlt das Lyrische in den Worten nicht selten ganz, oder es steht nur vor der Erzählung oder nach derselben, ohne sich mit ihr durchdrungen zu haben (Luthers Lieder „Jesus Christus unser Heiland" S. 12 der Ausg. von Grell, Berlin 1817; „Dies sind die heiligen zehn Gebot" das. S. 44; „Jesaia dem Propheten das geschah" ebendas. S. 65).

Doch bald wird auch der Verstand fähig, die Empfindung so anzuschauen, daß er sie in Worte fassen kann. Und so finden sich auch schon Volkslieder, die die Empfindung theils durch die Art, wie sie die Dinge anschauen, also in den Gedanken selbst, ausdrücken:

Einen Kranz hab ich gewunden,
Und mein Herz mit eingebunden.

oder:

Und å Bisla von Lieb
Und å Bisla von Treu
Und å Bisla von Falschheit
Ist auch mit dabei.

theils durch die Art, wie sie die Worte zu benutzen wissen, also in dem Aussprechen des Gefühls:

So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel Mal sei mir gegrüßt.

Dann aber verläßt das lyrische Gedicht die einfachen Formen und Gegenstände des Volksliedes, und kann sich zu so reicher Freiheit in der Wahl der Gegenstände und zu so hoher Gewandtheit erheben, in den Worten jedes Gefühl auszudrücken, daß das Volkslied in seiner bescheidenen Schönheit nicht nachkommen kann. So sind Schillers Lied an die Freude und Klopstocks Kirchenlied „Zeige dich uns ohne Hülle" gewiß Lieder, welche in einem weiten Kreise unter dem deutschen Volk mit immer neu erregter Empfindung gesungen werden, aber Lieder des Volks sind sie nicht mehr. Denn sie in sich aufzunehmen bedarf man schon einer gewissen höheren Entwicklung, als das Volk im Allgemeinen erlangen kann.

Es fragt sich nun, wie es mit der lyrischen Richtung sich gestalten muß, wenn die Entwicklung ihre dritte Stufe, die dramatische erreicht hat. Allerdings ist, wie wir schon oben gesehen haben, die letztere Entwicklung von der vorhergehenden wesentlich verschieden, und häufig mag in der Zeit der dramatischen Entwicklung der Dichter auch nur aus deren Gesichtspunkte die Welt anschauen und demgemäß dichten. Dennoch aber sind die Empfindungen an sich etwas, das so nothwendig in jedem Menschen entsteht, und während sich das Aeußere einer Begebenheit mit dem Urtheil über seine Gründe in der Anschauung der höheren Entwicklungsstufe oft untrennbar verbindet, setzen sie sich gegen jede andere, also auch gegen diese Art der Geistesthätigkeit so entschieden deutlich ab, daß, während die epische Dichtkunst in den Zeiten späterer Entwicklungsstufen nur Werke, die nicht mehr rein episch sind, erzeugen kann, doch die lyrische Dichtkunst in ungetrübter Reinheit über die Zeit hinaus bestehen kann, wo ihre Entwicklungsstufe noch die höchste ist.

Aber die lyrische Dichtkunst bleibt nicht nur rein in ihrer Art,

sondern auch stets gleichumfassend, da keine Art der Empfindungen in den Menschen verloren gehen kann. Denn sollte hier eine Minderung eintreten, so wäre sie nur darin zu suchen, daß der Geist, immer mehr auf das Verstehen der Dinge in ihrem äußeren und inneren Zusammenhange geführt, an Gewandtheit verloren hätte, die unmittelbarsten Aeußerungen der am wenigsten die Außenwelt betreffenden, also der, so zu sagen, geistigsten Empfindungen an sich wahrzunehmen. Eine solche Minderung in Darstellung unmittelbarster Aeußerungen würde aber dem Wesen dieser Aeußerungen gemäß nicht mehr in der lyrischen Dichtkunst, die dabei stets gleich frisch bleiben muß, sondern nur in der Musik wahrnehmbar sein. Und so findet es sich allerdings, daß, obgleich in Deutschland während des letzten Jahrhunderts noch höchst begeisterte Kirchenlieder gedichtet sind, doch schon seit 1700 keine wirklich kirchlichen Weisen und um 1700 vielleicht nur wenige gute gemacht sind, wohl aber viele, die eine sehr sinnliche Beimischung haben.

Wir gehen nun zu dem eigenthümlichen dichterischen Erzeugniß der dritten Entwicklungsstufe über. Dieses ist, wie wir schon oben gesehen, die dramatische Dichtkunst. Aber so wie diese Stufe selbst sich nur allmählig aufbaut, so entwickelt sich auch ihre Dichtkunst nur allmählig. In den ältesten Schauspielen ist nur wenig Zusammenhang der inneren Ursachen und der äußeren Wirkungen, es findet sich in ihnen, während jene weit zurücktreten, und überhaupt kaum in ihren Hauptzügen angedeutet sind, nur eine Aufeinanderfolge von Begebenheiten, deren Zusammenhang also übel begründet ist. Und so bleiben auch in der späteren Entwicklung der dramatischen Bildungsstufe die Fastnachtspiele und anderen Puppenspiele des Volkes, welche also dem Wesen der ersten Entwicklungsstufe, Anschauung von Begebenheiten, sich ganz nahe halten. Eine weitere Entwicklung verrathen die Stücke, welche, wie die Gellertschen, wohl Charaktere, also Ursachen für Begebenheit und Handlung geben, aber durch dieselben nur so Weniges hervorbringen lassen, daß noch immer wenig Handlung, kein volles Leben entsteht. So nahe als jene ersten sich an die erste Entwicklungsstufe, eben so nahe schließen diese sich an die zweite, die lyrische, an. Und obgleich sie daher schon eine weitere Entwicklung als jene verrathen, so sind sie doch als Schauspiele noch nicht vollendeter; ihre Mangelhaftigkeit liegt nur in etwas Anderem, in dem Mangel an äußeren Erfolgen

der innern Ursachen. Nur nachdem das Drama die erste, und (besonders bei Völkern, deren Wesen wie das der Deutschen mehr innerlich ist) die zweite Stufe unvollkommner Entwicklung durchlaufen hat, langt es auf der Höhe der wirklich dramatischen Vollendung an, wo Ursach und Wirkung zur Erscheinung des vollkommnen Lebens sich völlig durchdringen. Aber auch in dieser Zeit der Vollendung werden noch oft die dramatischen Werke mehr bald an die eine, bald an die andere Entwicklungsstufe erinnern, indem bald vorherrschender ihre Handlungen in äußeren Begebenheiten sich darstellen, bald (und dies bei den Deutschen häufiger) auch hier noch mehr die Empfindungen und Leidenschaften an sich hervortreten, je nachdem der Dichter, obgleich in der eigentlich dramatischen Zeit lebend, doch selbst noch mehr auf dem Boden der einen oder anderen früheren Entwicklung steht, und die höchste in ihrem vollen Maße noch nicht in sich aufgenommen hat (Schillers frühere, Körners größere Stücke). Ja selbst wenn wir diejenigen dramatischen Werke ansehen, die recht aus dem vollendetsten Leben hervorgegangen sind (nach dem Sinne, nach welchem wir es als das Wesen der dritten Entwicklungsstufe genommen), so sehen wir bald dies Leben mehr in äußerlichen, sinnlichen Begebenheiten (Tell, Götz, Egmont), bald vorherrschender in mehr geistigen und sittlichen Erfolgen (Iphigenia, Tasso) vor dem Zuschauer sich entwickeln.

Durch das Bishergesagte sollten alle Hauptheile der Dichtkunst nach den wichtigsten Eigenthümlichkeiten ihres Inhaltes unterschieden und dargelegt werden. Und doch ist noch mit keinem Worte des Lehrgedichtes und des Briefes erwähnt worden, so daß es fast scheinen könnte, als seien dieselben nicht zur Dichtkunst zu rechnen. Und in der That, was zuerst das Lehrgedicht betrifft, so liegt in dem Namen desselben schon ein Widerspruch, da, wie wir oben gesehen, das Lehren der eigentlich Zweck der Prosa ist. Indem wir aber das Wesen dieser Art von Gedichten näher anschauen wollen, um dann zu entwickeln, unter welchen Bedingungen wirkliche Gedichte lehrende sind, müssen wir zuerst einiger Dichtungsarten erwähnen, die zwar schon den Uebergang zum Lehrgedicht machen, aber doch nicht eigentlich dahin zu rechnen sein dürften.

Jene erzählenden Gedichte zunächst, welche dem ursprünglichen Heldengedichte folgen, und in nüchternen Worten ihre Begebenheiten erzählen, haben in so fern schon deutlich das Gepräge der Prosa,

als man es ihnen ansieht, daß sie weniger geschickt sind, Thaten anschauen zu lassen, als Geschehenes zu überliefern. Aber sie sind so wenig mit dem Bewußtsein dieses Willens und also der Absicht zu lehren entstanden, ihre Verfasser, die nur noch prosaisch ansahen, glaubten doch noch so sehr im Gebiet der Dichtkunst zu sein, daß diese Werke noch nicht zu den Lehrgedichten gerechnet werden können. So lehren ferner die Thierfabel und das Epigramm. Aber was sie lehren, ist noch so wenig als Lehre verstanden, und noch so sehr nur als Empfundenes eingesehen, daß auch diese beiden Dichtungsarten nicht zum Lehrgedicht zu rechnen, sondern das Epigramm als Abart der lyrischen, die Fabel als Uebergangsgattung von der epischen zur lyrischen Dichtungsart anzusehen sein möchte. Ganz dasselbe gilt von mehreren Kirchenliedern, welche zwar durchweg lehren und vorschreiben, aber doch in diesen Ton nur hinein gekommen sind, indem sie eine Stimmung, z. B. des unbedingten Gottvertrauens, aussprechen wollten, von welchem ihre Dichter ganz durchglüht waren. Dahin gehören die ächt dichterischen Lieder: „Befiehl du deine Wege", „Was Gott thut, das ist wohlgethan", „Wer nur den lieben Gott läßt walten".

Die eigentlich sogenannten Lehrgedichte dagegen, welche mit dem Bewußtsein und der Absicht zu lehren gedichtet sind, und diese Absicht auch äußerlich kund geben, sind allerdings eine mißgeschaffne Zwitterart zwischen der Dichtkunst und Prosa, und haben, von beiden ausgestoßen im Allgemeinen nur einen gelehrten Werth, wenn sie den Uebergangszustand im Volke wie im einzelnen Menschen darlegen, wo in jenem wie in diesem die Prosa der Absichtlichkeit und überhaupt das bewußte Leben aus dem unbewußteren noch ganz dichterischen Leben sich entwickelt. Sie sind daher vielleicht auch nur demjenigen wirklich genußreich, der selbst in diesem Uebergangszustande sich befindet, und noch nie solche wahrhafte Dichterwerke genossen hat, welche seiner Entwicklungsstufe einiger Maßen nahe stehen. Finden sich in einem solchen Lehrgedicht einzeln ächt epische oder lyrische Stellen, so verlieren auch diese nicht selten ihren Werth, wenn sie nämlich nicht so in sich abgeschlossen sind, daß sie aus dem unerfreulichen Ganzen sich als selbständige Gedichte ausscheiden lassen*).

---

*) Briefwechsel Göthes und Zelters Theil 4, S. 107; Brief vom 29. November 1825.

Dennoch ist es möglich, daß der Dichter auch mit der Absicht zu lehren ein wirkliches Gedicht schaffe, nur würde ein solches, ein wirkliches obgleich nicht so genanntes Lehrgedicht, sich nicht in die Zwittergattung der gewöhnlich Lehrgedichte genannten einreihen lassen. Das Wesen dieses Gedichtes ist aber in folgender Art zu verstehen. Fast aus jedem Gedichte läßt sich eine Lehre für den ziehen, der darnach sucht. Aber diese Lehre ist nicht die Ursach, wegen deren das Gedicht entstanden ist, sondern das Gedicht ist entstanden, ohne jene Lehre zu bezwecken, und es hat sie nur zur nothwendigen Folge. Nun ist es aber auch möglich, daß einem Dichter eine Erfahrung unmittelbar und an sich vorschwebt, und ohne daß sie mit der Erinnerung an eine bestimmte einzelne Begebenheit verknüpft ist, als deren Folge sie hätte erscheinen können. Hält er diese Erfahrung der Ueberlieferung für würdig, und will er sie in seiner Art als Dichter überliefern, so kann er sie nicht — wie das sogenannte Lehrgedicht sich erlaubt — in ihrer Nacktheit des bezweckenden Lehrens geben, sondern er muß das Bedürfniß fühlen, sie nur zu überliefern, gehüllt in das Gewand einer dichterischen Anschauung, als deren nothwendiger Inhalt oder Ergebniß sie erscheint. Sobald dieses aber geschieht, so hat das Gedicht nicht mehr die Art jener ein dichterisches Wesen lügenden Lehrgedichte, sondern es ist ein wirkliches Gedicht geworden, bildet aber deshalb nun nicht mehr eine neue von den früher bezeichneten verschiedene Gattung, sondern es gehört jetzt zu einer von den drei möglichen wirklich dichterischen Gattungen, die wir oben entwickelt haben. Aber eben deshalb ist oft darin die Lehre nur noch für denjenigen da, der besonders auf sie zu merken weiß. Und ein solcher findet, indem er des Gedichtes als Gedichtes sich erfreut, zugleich den Lehrzweck desselben an der überlegten Art heraus, wie, dem unachtsamen Auge unbemerkbar, die beabsichtigte Unterweisung durch das ganze Gedicht hindurch sich entwickelt. So wären Krummachers Parabeln lehrende epische Dichtungen, auch wenn sie keine Nutzanwendungen enthielten; so sind ferner in der lyrischen Gattung viele ächt dichterische Schöpfungen lehrend, z. B. Schillers Mädchen aus der Fremde und Göthes Gesang Mahomets über den Wassern. So ist auch Lessings Nathan ein lehrendes dramatisches Gedicht, aber freilich auch an einzelnen Stellen ein wirkliches sogenanntes Lehrgedicht. Denn die Befangenheit der Leidenschaft in diesem Werke, welche für ihre

Lehre streitet, ja zuweilen fast zankt, gestattet nicht überall, daß die Lehre in das Gedicht verhüllt bleibe, hin und wieder hat diese ihre schöne Umhüllung zerreißen müssen, und blickt aus den Rissen häßlich hervor. Aber das größte und herrlichste Lehrgedicht in unserem edleren Sinne, und auch ein Drama, besitzen dennoch die Deutschen, es ist das Werk, dessen Lehre der Mensch selbst ist, Göthes Faust*).

Nach dem Gesagten wird es nicht nöthig sein, noch ausführlich die Bedingungen zu entwickeln, unter welchen der Brief wirklich dichterisch sei. Er ist es nämlich nur dann, wenn er in seiner Ganzheit, oder wenn jeder seiner Theile einer der entwickelten drei Gattungen der Dichtkunst sich als ein selbständiges Gedicht einreihen läßt.

Wir haben nun dargelegt, was uns das innere Grundwesen jeder der verschiedenen Dichtungsarten zu sein scheint, und haben mit dieser Entwicklung zugleich den Unterschied angegeben, welchen sie zwischen sich in diesem innern Wesen zu haben scheinen. Aber ein nothwendiger Theil von dem Wesen jedes Dinges ist dessen äußere Gestalt, da sie durch seine inneren Eigenthümlichkeiten gebildet wird. Von dieser ist bisher noch nicht die Rede gewesen, und doch ist es nöthig, auch sie bei den einzelnen Dichtungsarten zu beachten, und sie nicht etwa als dasjenige zu übergehen, was sich aus dem Vorhergehenden von selbst ergebe, da im Gebiet des Schönen jedes Werk schön sein soll in Gehalt wie in Gestalt.

Zuerst ist hier schon von dem äußeren Umfange zu sprechen, welchen die Gedichte der drei verschiedenen Arten erhalten können.

Keine Begebenheit steht einzeln da. Es gehen ihr Begebenheiten voraus oder zur Seite, durch welche sie näher bestimmt wird, und ebenso bestimmt sie andere Begebenheiten näher. Schon der wenig entwickelte Sinn schaut daher nicht bloß die einzelne Begebenheit an, sondern er sieht in ihr auch den Anfang einer zweiten, welche er nicht unbeachtet an sich will vorübergehen lassen, und eben so nach dieser eine dritte, u. s. f. Für ihn hat daher die Erzählung keinen innern Schluß, sondern nur das nothwendige äußerliche Ende,

*) Göthe sagt über seine Helena (Eckermann 1, S. 317): Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der Zauberflöte und anderen Dingen der Fall ist.

welches oft genug in unseren Kinderstuben durch die Worte herbeigezwungen wird: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.“ Der gereiftere Verstand verlangt nun zwar nur alle die Begebenheiten zu vernehmen, die mit einer einzelnen bestimmten Erscheinung in Verbindung stehen, aber die Menge auch dieser Begebenheiten läßt sich nicht nothwendig begränzen, da jede derselben wieder rückwärts, von ihrem Anfange her, mit vielen anderen in Verbindung steht, welche auch in den Kreis der Erzählung gezogen werden können. Und wenn wir nun noch ins Auge fassen, daß eine Begebenheit an sich, d. h. in ihren durchaus nothwendigen Bestandtheilen zwar sehr einfach, aber auch sehr zusammengesetzt sein kann, so ergiebt sich, daß ein erzählendes Gedicht je nach dem Umfange und der Menge seiner Begebenheiten jeden äußeren Umfang vom kleinsten bis zum größesten haben kann.

Gehen wir nun in dieser Betrachtung zum lyrischen Gedichte über, so finden wir Folgendes. Jeder Zustand der Empfindung pflegt, während er herrscht, sich so stark zu äußern, daß die meisten oder alle übrigen Empfindungen in der Seele weit zurücktreten. Auch sieht der Geist den Umstand, durch welchen der Gemüthszustand hervorgebracht ist, nur dann in seiner Ganzheit an, wenn dieser Umstand sehr einfach und in allen Theilen gleichartig ist. Ist derselbe anders, so sind dem Geiste alle diejenigen Theile desselben gleichgültig, welche nicht genau die Art seiner Empfindung, oder ein geringeres Maß derselben als das seine, hervorrufen würden*), und er schaut eigentlich nur die wenigen Theile an, welche nach Art und Maß recht eigentlich eben seine Empfindungen hervorgerufen haben. So ist es denn nothwendig, daß sich ein lyrisches Gedicht nie maßlos ausdehnen könne, sondern stets in einem gewissen verhältnißmäßig beschränkteren Umfange bleiben müsse.

Was endlich das dramatische Gedicht betrifft, so wird dies nothwendig nur vollendet durch ein Ineinandergreifen mehrerer Thätigkeiten; und damit ist auch die Nothwendigkeit seiner größeren Ausdehnung gegeben. Ja es unterscheidet sich in dieser Rücksicht

---

*) Hubert. O bester Herr, Zeitung, der Nacht gemäß,
Schwarz, trostlos, fürchterlich und grausenvoll.
Bastard. Zeigt mir den wundsten Fleck der Zeitung nur,
Ich bin kein Weib, ich falle nicht in Ohnmacht.
Shakespeare K. Johann 5, 6.

vom erzählenden Gedicht noch in so fern, als es nie ganz kurz sein kann, wie dieses ist, wenn es nur eine einzelne einfache Begebenheit erzählt.

Wir gehen nun auf das Zweite in der Gestalt des Gedichtes über, nämlich auf die Gliederung der Gestalt, oder auf dasjenige, was man gewöhnlich schon, mit Ausschließung des Umfanges, vorzugsweise die Gestalt oder Form des Gedichtes zu nennen pflegt. Hier finden wir Folgendes. Sobald sich zuerst (und schon in einer sehr frühen Zeit der ersten Entwicklungsstufe) in dem Menschen das Gefühl bildet, wonach das dichterisch Angeschaute etwas vom wirklichen Leben (nun das gemeine Leben genannt im Gegensatz gegen das dichterische) verschiedenes und höheres sei, so tritt auch das Bedürfniß ein, das Gedicht in ein anderes Gewand zu hüllen, als in welches man den Ausdruck des gemeinen Lebens faßt. Und so wie nun das Gedicht auch auf jener menschlichen Entwicklungsstufe schon als etwas Schönes gefühlt wird, so soll sein Gewand auch ein schönes sein. Der Mensch besitzt aber die früh wahrgenommene Fähigkeit, einen schönen Eindruck dadurch hervorzubringen, daß er starke und schwache oder lange und kurze Grundstoffe in gewissen Ordnungen auf einander folgen läßt. Es ist dies das Gefühl des Rhythmus, und die Sprache ist besonders geschickt, der Stoff für den Ausdruck des Rhythmus zu sein, welcher nun, durch sie ausgeprägt, den Vers und, durch Zusammensetzung der Verse, die Stanze giebt. So ist also die Form des Gedichtes der Vers und die Stanze. Wie sich diese Form aber nach dem Wesen des Gedichtes verschieden gestalten müsse, davon ist hier das Allgemeine für die drei verschiedenen Dichtungsarten zu sagen, und zwar wollen wir diese Untersuchung zur Bequemlichkeit der Auseinandersetzung bei dem lyrischen Gedichten beginnen.

Aus dem früher festgestellten Begriffe ergiebt sich, daß jedes lyrische Gedicht zu seinem Gesammtgegenstande nur eine einzige bestimmte Empfindung hat. Und wenn einzelne Stellen desselben andere Empfindungen anzudeuten scheinen, so dienen diese doch nur zur Bestimmung und Entwicklung jener Hauptempfindung. Der Mensch ist aber unzähliger solcher nach Art und Stärke verschiedener Empfindungen fähig, und so muß auch die Form derselben die verschiedensten sein können. Schon verschieden nach den Empfindungen ist der Gang des Rhythmus, in welchem dieselben sich kund

thun. Aber auch, je lebhafter und leidenschaftlicher die Empfindung wird, um so kürzer wird dieser Rhythmus herausgestoßen und um so häufiger wiederholt; je ruhiger und besonnener jene ist, um so länger und weniger zahlreich sind die Rhythmen, welche durch sie entwickelt werden. So bildet sich also schon das Versmaß verschieden nach der Art der Empfindung. Aber auch die Länge oder Kürze der Verse und die größere oder kleinere Anzahl derselben, welche die Stanze bilden muß, ist durch jene bedingt.

Obgleich das erzählende Gedicht durch seine Begebenheiten auch Empfindungen erregen kann und erregt, so liegt doch die Absicht, dies zu thun, ganz außer seinem Bereiche, und sein Zweck ist eben nur, Begebenheiten anschauen zu lassen. Sein Rhythmus soll also eben nur die Worte so vorführen, daß sie wohllauten, und wir ihren Inhalt bequem vernehmen, ohne daß doch ihr Wohllaut die Aufmerksamkeit von der Begebenheit abzöge, oder gar eine selbstständige die Aufmerksamkeit auf das Aeußere überhaupt abweisende Geistes- oder Gemüthsstimmung hervorriefe. Daher ist auch kein Grund da zu großer Verschiedenartigkeit der Verse und weitentwickelten Stanzen, im Gegentheil muß dies gewöhnlich zurückgewiesen werden als störend für die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand. Es wird also das Versmaß gleichartiger sein, der Vers selbst länger und bequemer sich ausdehnen, und vielleicht schon in sich selbst die ganze Stanze vollenden. Ja es können auch viele verschiedene erzählende Gedichte in demselben Versmaße gedichtet sein. Und sollte in einem Volke die lyrische Stimmung überhaupt so vorherrschend sein, daß auch seine epische Stanze lyrische Gestalt hätte, so gewinnt sie doch schon deshalb mit derselben kein lyrisches Leben, weil sie in dem langen Gedichte und wohl gar in so vielen erzählenden Gedichten von verschiedenem Inhalt als deren Darstellungsmittel sich wiederholt.

Das dramatische Gedicht endlich stellt das volle Leben selbst vor. Also muß auch seine Form in ihrer Kunstgestalt die Ausdrucksform des Lebens andeuten, der Vers des Dramas muß ein Bild von der Sprache des Lebens, von der Prosa geben. Dies kann aber nur durch zwei Mittel erreicht werden. Zuerst darf der Vers nicht wechseln, und dies Gesetz steht hier noch fester als im epischen Gedicht, welches einfachere Stanzen zuläßt. Dann aber muß der Vers in seiner inneren Gliederung eben so einfach und wo möglich

noch einfacher als der epische sein, und so der schlichten prosaischen Rede möglichst nahe liegen.

Eins ist noch übrig in Bezug auf die Form der Gedichte zu erklären, wie es nämlich anzusehen sei, daß Gedichte auch zu den Zeiten höherer Entwicklung in Prosa geschrieben sein können, da sich die Dichtkunst von derselben als einem zu wenig edelen Stoffe schon in ihrer niedrigern Entwicklung getrennt hatte. Der Grund scheint aber in Folgendem zu liegen. Aus dem Standpunkte der dritten Entwicklungsstufe erscheint das Regen des vollen wirklichen Lebens selbst als das Gebiet, aus welchem der Stoff des Dichters entnommen werden kann. Und da also dasselbe als anwendbarer Stoff für die Darstellungen der Kunst eben so erscheinen muß, wie das Schöne in ihm gesehen wird, so muß, je vollständiger diese Ansicht sich durchbildet, auch die Mittheilungsform des Lebens, die prosaische Sprache allmählig fähig erscheinen, die Form des Gedichtes zu werden. Ja, wenn die entwickelte Ansicht so vollständig ausgebildet ist, daß der Dichter die Stoffe seiner Kunstthätigkeit aus dem gegenwärtigen heimathlichen Leben nehmen kann, so möchte in vielen Fällen eine andere als die prosaische Form umpassend, störend, selbst verzerrend erscheinen. Nur das eigentlich lyrische Gedicht macht davon eine Ausnahme. So wie es wesentlich in dem ewig gleichen menschlichen Gemüthe, also in keiner besonderen Zeit noch Räumlichkeit wurzelt, so steht es über dem wirklichen Leben, und verschmäht also dessen Form. Nur der Humorist der das Schöne noch auffindet, auch wenn es in dem Gemeinsten und scheinbar Häßlichsten sich befindet, möchte auch zu lyrischen Gedichten in prosaischer Form kommen können.

Es scheint bei dieser Betrachtung der Prosa als möglicher Form des Gedichtes nicht ohne Ergebnisse zu bleiben, wenn wir einen Blick auf das Alterthum wenden, obgleich wir es bisher vermieden haben die Entwicklung unserer Ansichten auf die Unterscheidung des Alterthums und der neuen Zeit auszudehnen, etwas das nur nöthig gewesen sein würde, wenn wir das Schriftengebiet von Völkern verschiedener Zeiten hätten vergleichen wollen. Wir können es nämlich nicht unterlassen darauf hinzuweisen, wie spät die prosaische Form bei den Alten in Vergleich mit dem, was bei den neuen Völkern geschehen ist, in der Dichtkunst sich geltend gemacht hat, und welcher schon verfallenden Stufe des Schönen (dem Sinnlich-

reizenden) diese Form von den Alten ursprünglich bisweilen beigelegt wurde, da die neueren Völker dieselbe schon aufgenommen haben, während die Dichtkunst noch das Geistigschöne darstellte, ja während sich jüngere Gattungen der Dichtkunst (das Drama) erst entwickelten. Es möchte sich auch hieraus schließen lassen, daß, so wie im einzelnen Volke, so auch in der Aufeinanderfolge der Völker, in der Menschheit, eine fortschreitende Entwicklung der Geistesreife Statt finde, so daß jedes spätere Volk, obgleich von demselben Anfangspunkte der Entwicklung ausgehend, doch in früherem Alter und größerem Umfange als das frühere Volk, dieselbe Entwicklungsstufe erreicht.

Nachdem wir nun in dem Abgehandelten dasjenige dargelegt haben, was uns wichtig schien, um den Begriff und das Wesen von Dichtkunst und Prosa, so wie von den Haupttheilen der Dichtkunst zu geben, so ist noch übrig, von den Haupttheilen der Prosa, wie wir sie im Vorigen auch schon nach Begriff und Reihefolge angedeutet haben, in allgemeinen Zügen das Wesentliche anzugeben.

In der Prosa ist die erzählende und beschreibende Gattung die älteste. Eine Andeutung zu ihr hinüber sind jene Heldengedichte, welche eigentlich nur noch die äußere Form des Gedichtes haben, und in ihrem Inhalt keine eigentliche Kunstanschauung mehr gewähren, deren Verfasser aber noch nicht zu dem Bewußtsein gekommen waren, daß sie eigentlich das Gebiet der Dichtkunst schon verlassen hätten. Diesen Gedichten ganz nahe steht die erste prosaische Erzählung, welche eben nur einfach erzählt, was sich äußerlich begeben hat, und dabei zuerst noch keine Rücksicht darauf nimmt, ob das Erzählte wissenschaftlich richtig sei, d. h. entweder als Ergebniß bedeutender Entwicklungsthätigkeiten erscheine, oder selbst neue Entwicklungen hervorbringe, sondern welche jedes eben mittheilt, was dem ungelehrten Sinne als ungewöhnlich und wichtig erscheint, und dagegen nichts berücksichtigt, was sich nicht äußerlich als auffallend darstellt. Allmählig indeß wird die Erzählung verständiger, das Unwesentliche fällt weg, und das Wesentliche tritt als solches immer deutlicher hervor. Ja wenn die Entwicklung für das Leben, für die Handlung, recht völlig geworden ist, dann bleiben diese wichtigen Begebenheiten und Erscheinungen allmählig nur allein in der Erzählung, ihre inneren Gründe treten, wo es nöthig ist, erklärend hinzu, alle Theile ordnen sich so zusammen, wie sie ein jeder, zuerst

als Wirkung des Früheren dann als Ursach des Folgenden eingetreten sind. Kurz es entwickelt sich nun durch die Erzählung hindurch in zusammenhängendem Flusse das volle Leben, und es entsteht in der geschichtlichen Prosa diejenige Geschichte, welche die pragmatische genannt wird.

Nach der erzählenden oder beschreibenden Prosa entwickelt sich die abhandelnde, welche nicht mehr die äußere Erscheinung der Dinge angiebt, sondern ihr inneres Wesen entwickelt, und nur in so fern auch auf ihre äußere Erscheinung Rücksicht nimmt, als diese nothwendig durch das innere Wesen bedingt wird, oder umgekehrt dasselbe bedingt. Eine Annäherung zu ihr sind in der Dichtkunst nicht etwa die gemeinhin sogenannten Lehrgedichte, denn diese sind eigentlich schon ursprünglich Abhandlungen, welche nur fälschlich noch ins Gebiet der Dichtkunst hinüber geschoben worden, sondern jene Gedichte, welche, vor diesen Lehrgedichten oben von uns erwähnt, die ursprünglich dichterische Begeisterung in die Form der Lehre gefaßt haben. Aber in der Prosa selbst zeigt sich die Entwicklung des Verstandes, welche der Reife für die Abhandlung entgegen geht, zuerst in Erzählungen, die Lebensklugheit oder, wie der Till Eulenspiegel, die Verständigkeit zeigen, welche die Gedankenlosigkeit der Menge neckend übersieht. Neben dieser Entwicklung tritt aber die früheste und roheste Andeutung der Abhandlung selbst in den Sprichwörtern hervor, denn sie sind Ergebnisse der Betrachtungen, welche der Volksverstand anstellt, und deuten auch, wo sie aus zwei entgegengestellten Sätzen bestehen, durch den gleichen Rhythmus in beiden Gliedern die noch ganz nahe Nachbarschaft an, in welcher sie neben der dichterischen Empfindung des Volkes haften. Was aber endlich die Abhandlung selbst betrifft, so entwickelt auch diese sich nur allmählig. Zuerst ist sie nur eine Schilderung oder Beschreibung von Zuständen eignen Gemüthes oder fremden Wesens, in welcher kaum die wirkende Grundursach vor den bewirkten Erscheinungen heraustritt (ein Beispiel sind die Mystiker), erst allmählig wird die Grundursach mit mehr Absichtlichkeit hervorgehoben, und erst, wenn der Geist bis zur völligen Reife des Handelns hindurchgedrungen ist, erscheinen die ersten Gründe der Dinge als die Unterlage, auf welcher streng folgerecht das ganze Gebäude der Entwicklung errichtet ist.

Wir haben schon früher gesehen, daß mit dem Beginn der Ent-

wicklung für das Handeln auch die Prosa beginnt. Aber in der erzählenden Prosa und in der abhandelnden zeigt sich diese Entwicklung noch nicht in ihrem vollsten Umfange. Denn die erste belehrt ihren Leser nur, damit er Erscheinungen und Begebenheiten merke, die zweite, damit er deren Wesen einsehe; sie bilden ihn wissenschaftlich, wenn er den Willen hat sich bilden zu lassen; und indem sie so in ihm Neues erzeugen, handeln sie. Aber eine noch bedeutendere Entwicklung des Handelns wird dargelegt, wenn die Handlung auch dasjenige hervorbringt oder weiter entwickelt, was nicht durch sein eigenes Wesen sich entwickeln hilft, oder auf welches einzuwirken noch ein anderer fremder Wille erst gewonnen und zweckmäßig gestimmt werden muß. Das Wort aber, welches dazu nöthig ist, soll die redende Prosa oder die Rede heißen. Zuerst ist nun klar, daß dazu die eigentliche Rede im engeren Sinne gehört; denn sie soll die Gemüther stimmen, daß sie die Gesinnung, den Willen erhalten, welcher das Beabsichtigte hervorzubringen strebt. Aber in das Gebiet der Rede, wie wir das Wort Rede hier nehmen müssen, gehören auch alle die Schriften hinein, welche zwar nicht Reden im engeren Sinne sind, aber doch dazu dienen sollen, die Gemüther zu stimmen, z. B. die Erbauungsschriften, die Flugschriften. Doch auch mit diesen ist das Gebiet der hieher gehörigen Schriften eigentlich nicht abgeschlossen. Sondern so wie schon die eigentliche Rede selbst und die übrigen hier eben genannten Schriften ihrem Hauptbestandtheile nach entweder erzählend oder abhandelnd sind, nur so, daß sie ihren Gegenstand bloß in dem Maße umfassen und erschöpfen, als es für den Zweck ihrer Handlung erforderlich ist, so können auch ganz erzählende oder ganz abhandelnde Schriften, die hier die gewerblichen heißen mögen, hieher gezählt werden, sobald ihr Zweck nicht der oben schon angegebene ist, daß sie nämlich bloß wissenschaftlich lehren, sondern sobald ihr Lehren nur mit der entschiedenen Absicht geschieht, damit Weiteres gewirkt werde. Diese Absicht erkennt man aber eines Theils aus der Einseitigkeit oder Unzusammenhängigkeit des Gegenstandes, welcher, in wissenschaftlicher Absicht behandelt, nur entweder als Glied eines größeren Ganzen oder in mehreren gesonderten Werken als eine Mehrheit von einzelnen Ganzen würde vorgeführt sein. Andern Theils aber erkennt man die Absicht auch aus der Durchführung der Erzählung

oder Abhandlung, welche nur für ihren Zweck einseitig berechnet ist, und den Gegenstand vielleicht gar nicht wissenschaftlich erschöpft.

Aus dem Gesagten ergiebt sich nun, daß der Name redende Prosa, welcher allgemein für die Prosa der dritten Entwicklungsstufe bestimmt ist, seinen Gegenstand eigentlich gar nicht erschöpfend bezeichnet; und man könnte auf der anderen Seite noch hinzufügen, daß die Rede selbst auch noch mehreres umfasse, was nicht in unser Gebiet der redenden Prosa gehöre, z. B. die Denkrede. Aber abgesehen davon, daß es überhaupt verzeihlich und gar nicht ungewöhnlich ist, den Namen nicht zum Inhaltsanzeiger der Sache zu machen, scheint es auch deshalb gut, diesen Namen hier beizubehalten, weil er in dem Schriftwesen der Alten ein Mal feststeht und ausreicht, welche uns wenig gewerbliche Schriften hinterlassen haben, und, auch wenn es an Mitteln rascherer Vervielfältigung und Verbreitung ihnen nicht gefehlt hätte, der Flug- und Erbauungsschriften leicht würden entbehrt haben, weil sie in ihren meistens kleineren staatlichen Verbänden leichter mit der gesprochenen Rede ausreichen konnten.

Es scheint nur noch eins, zu erwähnen nöthig, ehe wir die dritte Gattung der Prosa verlassen. Wir haben gesehen, daß ein Werk derselben nicht wissenschaftlich vollendet zu sein braucht, um zu befriedigen, sondern daß es schon genügt, wenn es nur den Zweck erreicht, für welchen es geschrieben ist. Und dem fügen wir jetzt noch hinzu, daß sogar wissenschaftlich allseitige Ausführung einem Werke dieser Art zum Nachtheil gereichen kann, sobald dadurch für den beabsichtigten Zweck die Aufmerksamkeit getheilt und zerstreut wird. Demgemäß würde also ein Werk der redenden Prosa leicht hinter einem ähnlichen der erzählenden oder abhandelnden zurückstehen, wenn es nur an sich und ohne Rücksicht auf seinen Zweck betrachtet würde. Daraus ergiebt sich aber keineswegs, daß etwa unsere Abtheilung als falsch anzusehen, und Werke einer früheren Entwicklungsstufe, namentlich etwa philosophische von ausgezeichneter Vollendung für die letzte und höchste Blüthe der letzten Entwicklungsstufe zu halten seien. Die Entwicklung für das eigentliche Handeln ist später als die für das Abhandeln, aber es ist sehr wohl möglich, daß auf einer spätern Entwicklungsstufe die Bedürfnisse derselben nicht dasjenige vollkommen hervorzubringen verlangen, was eine frühere Entwicklungsstufe vollendet zu schaffen, die Aufgabe hatte.

Das Letzte, was wir bei der Dichtkunst betrachtet haben, war ihre Form. Eine ähnliche Betrachtung bei der Prosa anzustellen, möchte nicht möglich scheinen, da diese ja die Sprachform des Lebens selbst ist, und an sie, da sie nur dem Bedarf desselben genügen soll, keine Forderungen der Kunst, des Gegensatzes vom Leben, möchten zu richten sein. Und doch ist auch hier eine gewisse Kunst, und zwar zuerst eine abweisende zu beachten. Ausgenommen nämlich den einen Fall, daß der Verstand zu grellerem Hervorheben eines Gegensatzes den entsprechenden Worten zweier Satztheile denselben Rhythmus giebt (Jung gewohnt — alt gethan), darf die bewußte Absicht nicht hervortreten, bestimmte Rhythmen oder Verse in bestimmter Ordnung wiederkehren zu lassen (Schleiermachers Monologen), da sonst Zwitterwesen eintreten, die eben so häßlich sind als die gemeinhin sogenannten Lehrgedichte. Anders dagegen ist es, wenn der Rhythmus in einem Werke unwillkürlich ist. Dies ist aber zuerst der Fall, wenn sich die prosaische Form von der dichterischen noch losringt, wie häufig in Luthers Bibel, welche daher auch das Volk und die Kinder stellenweise deutlich scandiren, und wegen des Rhythmus so leicht auswendig lernen; z. B. Psalm 90.

(— ◡) Herr Gott, | du bist | unsre | Zuflucht | für und | für.
Ehe | denn die | Berge | worden,
und die | Erde | und die | Welt ge|schaffen | worden,
bist du, | Gott, von | Ewig|keit zu | Ewig|keit.
(◡ —) Der du | die Men|schen läs|sest ster|ben,
Und sprichst, | kommt wie|der, Men|schenkin|der.

Aber in diesem Falle ist wegen des Unbewußten also Naturnothwendigen Nichts zu tadeln, so wenig es auch gestattet wäre, mit Bewußtsein so zu schreiben.

Zweitens findet sich dieser unwillkürliche Rhythmus auch da, und ebenfalls aus dem angegebenen Grunde untadelhaft, wo umgekehrt die dichterische Form unbewußt und allmählig sich aus der prosaischen hervorlöst. So in Schillers Räubern 5, 2:

Ihr opfertet mir ein Leben auf,
Ein Le|ben, das | schon nicht | mehr eu|er war,
Ein Le|ben voll | Abscheu|lichkeit | und Schan|de.

Ferner in Kabale und Liebe, 1, 3:

Als ich ihn das erste Mal sah, — und mir das Blut in die Wangen stieg,

froher | jagten | alle | Pulse —
jede | Wallung | sprach,
jeder | Athem | lispel|te:
Er ists!
und mein | Herz den | Immer|mangeln|den er|kannte,
bekräf|tigte: | Er ists!

So nach heftiger Erregung des Gemüthes, wenn von der so erzeugten Stimmung auf Augenblicke abgespannt der Geist sich forttragen läßt, bis er den Anlauf zu neuer Erregung nimmt; Kabale und Liebe 4, 4.

Verloren!
Ja un|glückse|lige! — | Ich bin | es,
Du bist | es auch. | Ja bei | dem gro|ßen Gott!
Wenn ich | verlo|ren bin, | bist du | es auch!
Richter | der Welt, | Fordre*) | sie mir | nicht ab!

Und dieser Stelle ziemlich ähnlich ebend. 3, 6.

Nehmen Sie, mein Herr! Es ist mein ehrlicher Name — es
ist Ferdinand —
ist die | Wonne | meines | Lebens,
was ich | jetzt in | Ihre | Hände | gebe —
Ich bin | eine | Bettle|rin!

An anderen Stellen jedoch ist der Rhythmus mehr nur scheinbar, da die Leidenschaft, welche in ihnen sich aussprechen soll, ihn gewiß von vorn herein zerstört, und also gar nicht zur Erscheinung kommen läßt, zumal da keine Erwartung darauf vorbereitet, ihn zu hören. So Kabale und Liebe 4, 3.

Wie er | da steht, | der Schmer|zenssohn! —
Da steht | dem sech|sten Schöp|fungstag | zum Schimp|fe!

Und Fiesko 1, 5.

Bravo! | Bravo!
Diese | Weine | glitschen | herrlich,
Unsere | Tänze|rinnen | springen
à mer|veille.

Wenngleich aber in der Prosa bestimmte rhythmische Reihen in bestimmter Ordnung nicht wiederkehren dürfen, so kann doch über-

---

*) Ueber diese Unregelmäßigkeit des Rhythmus, welche sich vorzugsweise oft auch in den Schillerschen Versen findet. s. Germania Band 4. S. 64, 65.

haupt der Rhythmus nicht aus der Prosa verbannt werden, da jedes mehrsylbige Wort und jede Verbindung von Wörtern, auch einsylbigen, nothwendig einen Rhythmus bildet, und da auch bei den Bestrebungen und Zwecken des Lebens den wohlgeordneten Geist das Gefühl für das Schöne und für das Sittliche stets so begleitet, daß ihm Alles als störend auffällt, was diesem Gefühle widerspricht. Daher muß auch in der Prosa das Schönheitsgefühl dafür sorgen, daß der Rhythmus einerseits nicht dichterisch und andrerseits nicht durch Rauhheit oder Schlaffheit ungefällig werde, sondern daß er entweder dem Inhalt der Worte folgend auch an seinem Theile ihren Sinn ausdrücke, oder, wenn der Sinn dem Gefühle keinen Eindruck geben sollte, daß der Rhythmus dann die Worte trage, ohne die Aufmerksamkeit von dem Gedanken auf sich zu wenden weder durch seine Unschönheit noch durch eine falsch angebrachte Zierlichkeit, welche nur einer Unschönheit gleichgeachtet werden könnte.

Zelle.

XVIII.

Zu Thorwaldsen's Gedächtniß.

Nachfolgendes Gedicht in gothischer Sprache wurde dem Seligen zu einem ihm am 15. July 1841 zu München gegebenen Feste auf Veranlaßung gewidmet.

Gothisch.

Liuth leitil ïk
lathô gaháusjan ïzvis
Frôdans jah frijans
frijônds vitubnjis:
Leitils ïst libáináis,
ïth laggs vigs kunthjis
Jah mikila gamanveins
munis fullatôjis.

Neuhochdeutsch.

Ein kurzes Lied nur
Lad' ich zu hören Euch,
Kluge und freye
Freunde der Wißenschaft:
Kurz ist des Lebens,
Lang die Bahn der Kunst
Und groß die Vorbereitung
Des vollendeten Geistes.

Gothisch.

Liubaleiks iſs luſtus theins,
láikandei jund,
In vagga gavaírtheis
jah vênáis gultheináizôs,
Máujô jah magivê
maúrgin thu baírhtiſta,
Liuhath thein galiuhteith
ligr ſviknithôs.

Ith máis náuh mêrjáu
mans ſpaúrd barniſkja,
Raſta thuk raginis
jar rathjôns gaſkapjandeins,
Dag gadaúrſandins
jah usdáudjandins aljanis.
Áiththáu ga-u-ſêhvuth bi ſunjái
ſiun hvanhun vulthrizein?

Aththan mans jah môdis
mahts ſô abra
Sniumundôs ſnivith
du ſnáiva aldomins,
Du saúrgô jah saúhtê
ſateinái laſivôſtôn,
Du athnam aglônô
jah ahmins andanahtja. —

Akei ſai nu ſitith mith uns
ſineigs thar juggaláuths,
Thizei ſildaleikja du ſilubra taglê
ſiunáis valdufni.
Uf hvaírnein áuk hveitái
gahveilan ni ſahv áiv
In ludjái jal leika
liuhadein hlaſôzein.

Háils ſijáis, háils gaſt,
háileins thu friſaht,
Thuei gajiukáidês jêra

Neuhochdeutsch.

Lieblich ist deine Lust,
Spielende Jugend,
Auf den Auen des Friedens
Und der goldenen Hoffnung;
Glänzender Morgen du
Der Mädchen und Knaben,
Dein Licht umleuchtet
Das Lager der Unschuld.

Doch mehr als die Kindheit
Preis' ich des Mannes Welt,
Dich Wettbahn des Geistes
Und der schaffenden Einsicht,
Tag des unternehmenden
Und ausharrenden Eifers:
Oder saht ihr in Wahrheit
Je ein herrlicheres Bild?

Aber des Mannes und Muthes
Herrliche Kraft
Treibt nur allzuschnell
Zum Schnee des Alters,
Zu der Sorgen und des Siechthums
Ohnmächtiger Verfaßung,
Zu den Jahren des Trübsals,
Zur Abenddämmerung des Geistes.

Doch — sitzet da nicht mitten unter uns
Ein Greisenjüngling,
Bei dessen Silberhaar ich erstaune
Ueber die Gewalt des Auges?
Unter weißem Scheitel wahrlich
Sah ich niemals weilen
Im Antlitz und über die ganze Gestalt
Ein heitreres Licht.

Heil Dir, o Gast, Du
Lebendiges Bild der Gesundheit,
Der Du die Jahre besiegtest

Gothisch.

jundái finteinái.
Gavafidan jah biváibidan thuk
veihái allfvêrein,
Svê gadiligg guthê
gôlja thuk áudagan.

Hláuts áuk hlutrs
hlôh thus ju barnilôn,
Gabaúranamma ïn bagma
baírhtáizôs mareins,
Fêrôs fiskê
jah farjandanê mannê,
Ïn háuhis jag gahulidins
hakulbaírgis andvaírthja.

Gabaúrans varst bêrusjam
baírhtistáim fimlê,
Gakijans us kunja
jah knôdái thiudanis,
Saei Harjavald gaháitans
Hilditunthus gamêriths vas,
Thiudans thiudanônds
thiutheigô ufar mannam.

Namô andnamt thu
fram nasjandin gutha,
Ei thaíhcis uf thiutheinái ïs,
Thunravaldis funáu:
Valdiduh ïs in vindam
jah vilthjáim hallum,
Thunar, thizei theihvôns
thiudôs gaáistand.

Niuklahs ju ananauthjan
in nôtin galáisiths varst
Jah us triva skipis gatilaba
gatimrjan manleikans,
Magula náuh unmahteigs
gamanvjands fva aljan

Neuhochdeutsch.

Durch beständige Jugend;
Umkleidet und umkränzt
Von rührender Leutseligkeit,
Als den Vertrauten der Götter
Grüß' ich Dich Glücklichen.

Denn schon dem Kinde
Lachte ein lauteres Loos,
Geboren auf dem Segelbaume
Des leuchtenden Meeres,
Des Reiches der Fische
Und der fahrenden Menschen,
Im Angesichte des hohen
Schneeumhüllten Hekla;

Geboren Du von Ahnen
Einst den edelsten,
Entsproßen aus Geschlecht
Und Geblüt eines Königs,
Welcher Harald hieß
Und Hildetan beigenannt wurde,
Ein König herrschend
Wohlthätig über die Völker.

Den Namen empfingst Du
Vom hülfreichen Gotte,
Daß Du gediehest unter seiner Segnung,
Thorwalt's Sohn Du:
Er waltet in den Stürmen
Und wilden Felsen,
Thor, dessen Donner
Die Völker verehren.

Kaum geboren schon lerntest
Muth auf dem Schiff Du
Und aus Schiffholz geschickt
Schnitzen Gestalten:
Ein schwacher Knabe noch
Uebtest Du so die Kraft,

Gothisch.

Jah balthein jah baírhtein
gabandvidês anavaírthôs

Faírra than fôrt juggs,
ufar faírgunja snáivis
Du garunsái Rumôs
in reikja ſunnôns,
Tharei vintrus ni vaírthith
jah vôthjôn dáunái
Astôs alêvjans
usáivjand ſinteinô.

Vaúrkjandzuh thar vast
vintrivê fidvôr tiguns
Ni ſvê gasts, ak gáuja
ïn gatvôm Rumônê;
Jah váila gavaúrhtês thar
vaúrstvê filusna,
Gumanê jah guthê ſáulins,
gagutanôns jag gadrabanôns.

Thanuh ganamt nu mun
biniuhsjan aftra
Liuf jag galáuf
land háimôthleis,
Ei altheis ïta gasêhveis
aftumistamma fintha,
Aír tháu in Haljôs háim
mith hiuhmin fôreis.

Thiudanôs jah thiudôs
gathiuthidêdun thizái niuhseinái
Jah gáilidôs gast thuk
gôlidêdun baúrgs
Jah allâthrô gaáistáiths
aftra gasahvt thu
Stáinans ſtandandans
in ſtadim jah alhim,

Neuhochdeutsch.

Vorandeutend die Kühnheit
Und Herrlichkeit Deiner Zukunft.

Fern zogst als Jüngling Du
Ueber die beschneiten Alpen
Zum Forum Rom's,
Im Reiche des Südens,
Wo kein Winter herrscht
Und im süßen Dufte
Die Zweige des Oelbaums
Immerdar blühen.

Schaffend weiltest Du dort
Vierzig Winter,
Nicht als Fremdling, sondern
Heimisch ganz in den Straßen Roms,
Und eifrig schufst Du dort
Eine Fülle von Werken
Menschen- und Göttergestalten,
Zu Erzguß und in Stein.

Da entschloßest Du Dich
Wieder heimzusuchen
Das geliebte, das theure
Land der Geburt,
Um, Greis geworden, zum letzten
Male es zu sehen,
Ehe nach Helheim Du
Mit Andern führest.

Könige und Völker
Segneten Deinen Besuch;
Hocherfreut begrüßten
Städte den Gast,
Und überall gehuldigt
Sahst Du wieder
Deine Steinbilder, aufgestellt
Auf Märkten und in Tempeln,

Gothisch.

Thanzei us háubidis handugein
handus theina gaskôp,
Gafahridans figgram
bi funin fáivalôs
Jah frijaba jah frôdaba
usfratvidans eisarna,
Vaírê vulthagáizê
jah veiháizê guthê.

Váinei thô valdandôna
vaggis ragina,
Guda fragibáina
gudjin thus kunthjis
Laggôn du láuna
latein usfarthôns
Jah fiun finteinô
famaleikô hlasôn.

Thatei vênjandans veis nu
ïn gavaírthja aflêtam thuk
Farandan ufar faírgunja
du frijein Rumôs;
Akei ïn haírtam hansôs
gahaftnith gaminthi thein,
Svê fram aldái du aldái
áukada namô thein.

Stáinôs áuk jah stadeis
andstaldand thus mêrein
Jah fastand jah fulljand
ïn faírhváu vulthu,
Than bi anabusnái bindandein
gabaúranans jad divanans
Áiv thu than uzônt,
áudags in vagga.

Neuhochdeutsch.

Welche nach des Hauptes Wißenschaft
Geschuf Deine Hand,
Deine Finger bildeten
Mit dem Feuer der Seele
Und kühn und sinnig
Dein Eisen ausgestaltete,
Ruhmvolle Helden
Und heilige Götter.

O mögen die allwaltenden
Mächte Walhalla's,
Die Götter verleihen Dir,
Dem Priester der Kunst,
Zum Lohne einen langen
Aufschub der Heimfahrt
Und bis an's Ende ein
Gleichheitres Antlitz.

Mit solchem Wunsche laßen
Ueber die Berge in Frieden wir
Ziehen Dich über die Alpen
Zur Freiheit Roms.
In den Herzen aber unsrer Genoßenschaft
Bleibt fest Dein Gedächtniß,
Wie von Geschlecht zu Geschlecht
Sich fortpflanzt Dein Name

Und Deine Stein- und Standbilder
Tragen Deinen Ruf
Und halten frisch und steigern
Vor der Welt Deinen Ruhm,
Wenn, nach dem Gesetz, das alle
Sterbliche bindet,
Du längst ausgehaucht haben wirst,
Selig in Walhalla.

H. F. Maßmann.

XIX.

Zur Erklärung zweier Stellen in den Gedichten Walthers von der Vogelweide.

In den Gedichten Walthers von der Vogelweide finden sich zwei Stellen, in welchen zur Bezeichnung des letzten Leidens Christi neben dem Kreuze und dem Speere auch des Dorns Erwähnung geschieht. Die eine Stelle enthält den Grund der heiligen Freude des Dichters beim Anblick des gelobten Landes und lautet: (Ausgabe von Karl Lachmann 1827, S. 15 Z. 18 rc.)

> **Hie liez er sich reine toufen,**
> **daz der mensche reine sî.**
> **dô liez er sich hie verkoufen,**
> **daz wir eigen wurden frî.**
> **anders waeren wir verlorn.**
> **wol dir, sper, kriuz unde dorn!**
> **wê dir, heiden! deist dir zorn.**

Die andere Stelle, Seite 37, dringt in den Sünder, daß er sich durch die Marter, welche Gott für uns gelitten habe, zur Reue bewegen lassen solle. Es heißt daselbst:

> **sîn lip wart mit scharpfen dornen gar versêret,**

worauf noch, wie oben, des Kreuzes, an welches der Herr mit drei Nägeln geschlagen sei, und zuletzt des tödtenden Speeres gedacht wird. Woran haben wir nun in beiden Stellen bei dem Worte Dorn zu denken?

Am nächsten liegt der Gedanke an die Dornenkrone. Die

erste Stelle namentlich bringt unter dieser Voraussetzung das Leiden Christi in einem ungetheilten Bilde lebendig zur Anschauung. Auch möchte man in einer Schilderung des erlösenden Leidens des Herrn durch einen Dichter, wie Walther, die Erwähnung der Dornenkrone wegen ihrer tiefen sinnbildlichen Bedeutung und der Art, wie sie dieselbe ausdrückt, nicht gern entbehren. Dazu ist uns die Vorstellung des leidenden Christus mit der Dornenkrone so geläufig, daß sie uns bei dem Worte „Dorn" in obigem Zusammenhange sogleich vor die Seele tritt.

Allein dieser Auffassung steht ein gewichtiger Ausspruch entgegen. Wilhelm Grimm in der Abhandlung über die Sage vom Ursprunge der Christusbilder S. 44 erklärt beide Stellen von der Geißelung des Herrn. Es sei mir erlaubt die Bedenken, welche sich mir gegen diese Erklärung geltend gemacht haben, in Folgendem darzulegen. Sie setzt meines Erachtens voraus, daß

1) zur Zeit Walthers die Vorstellung von der Geißelung Christi, als von einem Schlagen mit Dornenstäben oder Dornenruthen, allgemein verbreitet war; sonst würde für die Worte: **wol dir sper kriuz unde dorn!** gar kein Verständniß zu hoffen gewesen sein; daß dagegen damals
2) die Vorstellung des leidenden Erlösers mit der Dornenkrone in eben dem Grade verdunkelt gewesen; oder daß, wenn dies nicht der Fall, dann
3) der Wortausdruck unserer Stellen nöthigt an die Geißelung zu denken.

Die erste Voraussetzung dürfte der geschichtlichen Begründung entbehren. Mir wenigstens steht keine Stelle der älteren deutschen Schriften zu Gebote, worin eine solche enthalten wäre. An und für sich aber ohne bestimmten geschichtlichen Nachweis wird jene Voraussetzung bedenklich, weil unwahrscheinlich, schon dadurch, daß der Ausdruck der Evangelisten Matthäus, Marcus und Johannes die Vorstellung von der Geißelung des Herrn, als von einem Schlagen mit Dornenruthen, fast ausschließt, der des Lucas sie wenigstens nicht begünstigt. Die **vulgata** übersetzt das *φραγελλοῦν* des Matthäus und Marcus, so wie das *μαστιγοῦν* des Johannes mit **flagellare**. Lucas erwähnt der Thatsache als solcher gar nicht; er läßt nur an zwei Stellen den Pilatus sagen: er wolle Jesum züchtigen, *παιδεύειν*, (**vulg. emendare, corripere**) und ihn los

lassen. Am meisten würde Johannes in Betracht kommen, der allein auch der Verwundung durch den Speer gedenkt.

Die zweite Voraussetzung läßt sich bestimmt als unhaltbar nachweisen; denn wenn Wilhelm Grimm S. 44 des genannten Werkes, nachdem er ausgesprochen, daß die bildende Kunst nicht eher als im dreizehnten Jahrhundert, und wahrscheinlich erst am Schlusse desselben, die Dornenkrone aufgenommen habe, dann als damit zusammenstimmend darauf hinweiset, daß unter allen deutschen Dichtern des Mittelalters bis zum vierzehnten Jahrhundert, so viel er sich erinnere, Wolfram von Eschenbach der einzige sei, der ihrer, und zwar in seinem letzten, zwischen 1215 bis 1220 gedichteten Werke, in dem Wilhelm von Orange, Erwähnung thue in den Stellen: 166, 2. 3.

der ame kriuze het den dorn
ûf dem houpte zeiner krone, und

357, 28 der den durnînen kranz
ame kriuze ûf hete den rûhen huot; —

so hat hier den Meister das Gedächtniß getäuscht.

I. Im jüngern Titurel ist die Dornenkrone Christi an zwei Stellen genannt. Die erste findet sich in der Ausgabe von Hahn S. 505 Str. 5127

Ob ich dich herre mit iht erzornet,
So lid ich klagende buzze; von reht din houbet wart durch mich bedornet.

Die andere S. 540 Str. 5480

Sin spotlich dornkrone — swan sie die was ansehende,
So wart si got zu lone — mit trewen minne groz erbarmede iehende.

II. Konrad von Würzburg erwähnt in seinem Silvester der Dornenkrone viermal. Gôdôlîas der 3te der jüdischen Meister, welche gegen Silvester auftraten, verlangt von diesem, er solle die einzelnen Marter Christi als im alten Testamente vorhergesagt nachweisen. In diesem Zusammenhange stehen die Worte (Ausgabe von W. Grimm S. 100 V. 3068 ꝛc.)

und daz im werden ûf geleit
solte ein crône dürnîn etc.

In seiner Entgegnung setzt Silvester aus einander V. 3184 seq. p. 103, 4.

daz ein crône dürnîn
ûf sin houbet wart geleit,
daz hât uns lange vor geseit
der wîse Jêremias.
er sprach von im, als ich ez las,
als ein prophête lobelich:
„mîn volk hât umbevangen mich
mit sîner sünden dornen“.
bî disen ûz erkornen
worten man geloubet
daz gôtes heilic houbet
ein dûrnîn crôn al umbe vie.

Später will der 9te Jüdische Meister Jobâl wissen, warum und wie Gott menschlich gelitten habe:

S. 130 Z. 4012 ꝛc. daz er verkoufet wurde
geschimpfet und gevangen,
gekroenet und erhangen etc.

Endlich weist der Papst um der Frage des Meisters Zélêon zu genügen, den Grund jeder einzelnen Marter nach und sagt S. 145 Z. 4465: im wart ein crône dürnîn
ûf geleit vil swaere
durch daz uns gar verbaere
der êrste fluoch der dorne.

III. Heinrich von Krolewiz in seinem Vaterunser, gedichtet von 1252—55, schaut das Leiden Christi unter denselben drei Bildern an als Walther, wenn bei diesem Dorn gleich Dornenkrone ist. Seite 101 der Ausgabe von Lisch V. 2231 hebt er in der Erklärung der Bitte: fiat voluntas tua sicut in celo et in terra, als Gottes gnädigen Willen hervor.

1) daz sin houbet ein dorn
machete von blûte naz;
2) daz beide sine hende gar
wurden durchslagen unde blûtich var;
durch beide sine vûze
giench ein wunde sûze;
3) daz man ûf sine siten brach
unde daz er liez sin herze sehen.

IV. Rudolf von Montfort (in der Ausgabe des Barlaam

und Josaphat von Karl Köpke S. 72 V. 16) läßt Barlaam den Josaphat bei Darlegung des Leidens Christi sagen:

Eine riche krone, durnin
Sach man uns ze selden tragen.

Daneben wird der Geißelung erwähnt mit folgenden Worten:

Darnach er sere wart geslagen;
Mit geiseln sie in vilten ꝛc.

Vor Walther endlich und zwar von Dichtern des zwölften Jahrhunderts habe ich der Dornenkrone erwähnt gefunden:

1) in dem Gedichte: daz anegenge, dem ersten unter den von K. A. Hahn herausgegebenen Gedichten des 12ten und 13ten Jahrhunderts S. 38 V. 28:

er lie sich mit dornen chrûnen,
daz taten die iuden durch ir haz,
damit galt er wol daz,
daz eva unt adam
die seine gotes chrone wolten han
unt ebnnie reiche, und

2) in dem Gedichte Veronica von Wernhar von Niederrhein. Die hierhergehörigen Worten lauten in der Ausgabe von W. Grimm S. 10 V. 19 ꝛc.:

Umme eine sul si in bunden.
mit geislen si in vunthen.
Uisere si in slugen
eine durne cronen si im zu drugen
Undi als su im up dat hobit wart gesazt;

und es werden die Dornen, in welchen der Widder, den Gott von Abraham an Isaaks Stelle zum Opfer sich ersah, mit seinen Hörnern sich verfangen hatte, auf Christi Dornenkrone gedeutet.

Diese Stellen, welche auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen dürfen, zeigen, wie ich glaube, genügend, daß zur Zeit Walthers die Vorstellung des dornengekrönten Christus hinreichend geläufig war um sie auch in unsern beiden Stellen finden zu können.

Es ist demnach nur noch der Wortausdruck in Betrachtung zu ziehen. In dieser Hinsicht scheint auf den ersten Blick die Stelle: sin lip wart mit scharpfen dornen gar verseret weit mehr die Erklärung von der Geißelung als die von der Dornenkrone zu be-

günstigen. Das Wort lip für **houbet** gebraucht könnte als nicht dichterisch Anstoß erregen, und das „**gar verseret**“ läßt an eine stärkere und ausgedehntere Verletzung des Leibes denken, als durch das Ausdrücken einer Dornenkrone auf das Haupt bewirkt wird. Allein der Ausdruck **lip** ist fast mit Nothwendigkeit und gar nicht zum Nachtheile der dichterischen Darstellung herbeigeführt durch den Gegensatz, oder vielmehr die Einheit des Göttlichen und Menschlichen im leidenden Christus. Die Stelle lautet in ihrem Zusammenhange:

Sunder, du solt an die grozen nôt gedenken,
die got durch uns leit, und solt din herze in riuwe senken,
sin lip wart mit scharphen dornen gar verseret:

Gott litt durch die Marter seines Leibes. Hier wäre **sin houbet**, Gottes Haupt, durchaus nicht so passend gewesen als **sin lip**.

Wenn nun aber doch eigentlich in seiner nächsten Beziehung und seinem Umfange nach vom Haupte gilt, was vom Leib gesagt wird, so ist auch das „**gar verseret**“ nicht auffallender als das **caput cruentatum** in der schönen ächt dichterischen Uebertragung: O Haupt voll Blut und Wunden.

E. Kläden.

XX.

Ueber den Namen Ostara.

Wenn es bei etymologischen Untersuchungen jedenfalls rathsam ist, sich soviel als möglich in den Gränzen der Sprache, um die es sich handelt, zu bewegen und aus ihr seine Hülfsmittel zu holen, so ist dies doch bei älteren Gebilden derselben oft unmöglich, da wenigstens unsre Sprache wie die lateinische, griechische, indische, die slavischen und celtischen Sprachen einst nicht deutsch, ebensowenig wie jene lateinisch, griechisch, indisch, slawisch, celtisch waren, sondern es eine Zeit gab, wo alle diese nur eine Sprache gebildet haben müssen, von der sie oft Wörter geerbt, deren ursprünglicher Begriff den einzelnen schon vollständig verdunkelt ist und über deren Bildung ihnen ihr Verstand keine Rechenschaft geben kann. Bei solchen Wörtern ist es daher nicht allein räthlich sondern nothwendig zu untersuchen, welche mit ihnen mehr oder minder übereinstimmenden Bildungen die verwandten Sprachen aufweisen und aus ihnen zusammen jenen verdunkelten Urbegriff, wenn auch nur annähernd, herzustellen. Dies möge es erklären, weshalb wir bei der folgenden Auseinandersetzung uns oft weit vom Deutschen entfernen, wobei es den Schein gewinnen möchte, als verlören wir das Deutsche über dem Fremden aus dem Auge, jedoch nur den Schein wird es haben, da wir zuletzt zum Deutschen zurückkehren, um hoffentlich an dem Fremden für das unsre gelernt zu haben.

In dem Wortvorrath einer Sprache sind es vor allen die Eigennamen, welche gewöhnlich am ersten rücksichtlich ihres Verständ-

nisses bald undeutlich zu werden beginnen, und in Bezug auf sie ist es daher vor allen Dingen oft nöthig sich in verwandten Sprachen umzusehen um mit Hülfe derselben ihren ursprünglichen Begriff wieder zur Anschauung zu bringen. Ein solches Wort ist auch unser **Ostara**, der Name einer unsrer heidnischen Göttinnen, nach welcher bekanntlich das christliche Fest benannt wird, und wenn wir auch die ungefähre Urbedeutung durch das offenbar verwandte **ost**, **ostar** gewinnen können, so fehlt es uns doch, so lange wir in der Gränze des deutschen bleiben, an der vollen Sicherheit über die Entstehung und somit über den Begriff des Wortes, da wir es nicht in Wurzel und Endung zerlegen können. Hierzu verhilft uns aber eine Vergleichung der zumeist verwandten Sprachen und wir wenden uns deshalb zu diesen.

Der älteste Dialekt der indischen Sprache, der der **Vedas**, hat eine Wurzel, die sowohl in Verbal- als vielfältigen Nominalbildungen vorkommt, aufbewahrt, die sobald wir die Gesetze des Lautwechsels, welche in den verschiedenen Zweigen der großen indogermanischen Völkerfamilie auftreten, berücksichtigen, über eine nicht geringe Zahl von Wörtern derselben Aufschluß liefert; es ist dies die Wurzel **vas**, deren ursprünglichster Begriff der des Leuchtens ist, wie sich aus einigen Stellen des **Rigveda** unzweifelhaft ergiebt. Von dieser Wurzel stammen die Substantiva **vastu** das Tageslicht, **vâsara** der Tag, **vâsas** der Tag und das Adverbium **vastar** welches „früh morgens, bei Tage" bedeutet; in diesen Wörtern ist die Wurzel noch so klar vorhanden, daß über sie kein Zweifel sein kann, in anderen Ableitungen hat sie jedoch eine Schwächung erlitten, die der indischen Sprache bei Wurzeln, welche mit **va** anlauten, sehr gewöhnlich ist, nämlich die Sylbe **va** ist zu **u** zusammengeschmolzen; zunächst tritt dieser Wechsel gewöhnlich im reduplicirten Praeteritum solcher Wurzeln in der Reduplikationssylbe auf und die Wurzeln **vać**, **vap**, **vas** bilden daher die 3te Pers. **sing.** dieses Tempus **uvâća**, **uvâpa**, **uvâsa**; diese sind aber erst spätere Entartungen aus **vavâća**, **vavâpa**, **vavâsa** und dies beweist namentlich das im **Rigveda** wirklich noch vorhandene **vavâća**. Allein nicht in der Reduplikationssylbe allein tritt diese Schwächung auf, sondern auch in der Wurzel selbst, und jenes **vać** bildet z. B. die 3te Pers. **plur.** des reduplicirten Praeteriti **ûćus** für **u-ućus** aus **uvaćus**, und es bildet ebenso sein **participium praeteriti ukta** für **vakta**. Auf die-

selbe Weise ist nun von unsrer Wurzel vas das Substantiv usras der Strahl, und da s nach u im Sanskrit meist in ś (sch) übergehn muß, auch uśas die Morgenröthe gebildet. Das letztere ist nun schon vielfach mit dem griechischen ἕως sowie auch wohl mit dem lateinischen aurora verglichen worden und wir müssen hierbei zunächst stehen bleiben. Bisher leitete man dasselbe nämlich von der Wurzel uś, die brennen heißt und dem gleichen lateinischen uro, das ursprünglich auslautendes s hatte, wie us-tum beweist, ab; diese Ableitung paßt indeß nicht recht zu dem Begriffe der Morgenröthe, die man wohl unter keinem, selbst dem heißesten Himmelsstriche, die brennende heißen möchte, und es bietet sich nun nach Berücksichtigung jener oben besprochenen, oft eintretenden Lauterscheinung durch jene Wurzel vas eine richtigere Ableitung, nach welcher uśas als die regelmäßige Schwächung für vasas erscheint, in welcher nach der bereits berührten Eigenthümlichkeit der indischen Sprache ś für s auftritt, da es nach u steht. Die Wurzel uś aber hängt jedenfalls ebenso mit vas zusammen, nur hat sich das va derselben in ihr wie in uśas selbstständig zu uś verwandelt, und hat mit dieser Individualisirung des Lautes auch den Begriff mehr individualisirt, indem sie vom leuchten zum brennen übergegangen ist. Jene vorausgesetzte Form vasas, neben der auch jenes vâsas der Tag mit langem â besteht, erklärt nun aber aufs beste, das Lautverhältniß von ἠώς zu uśas, das bisher räthselhaft war, da sich dem Skr. uśas gegenüber immer nur ein ὑώς oder ὐώς erwarten ließen, und diese vorausgesetzte Form erhält ihre vollste Bestätigung durch das neben ἠώς bestehende ἕως. Das griechische, das bekanntlich ein ursprüngliches v aufgegeben hat, ersetzt den Verlust desselben im Anlaut nämlich auf zweierlei Weise, entweder durch den spiritus asper oder durch Verlängerung des folgenden Vokals, und so entsprechen sich z. B. auf dieselbe Weise das attische ὅρος und homerische οὖρος die Gränze, welche von der Wurzel vrî oder var, welches wie unser deutsches varjan wehren bedeutet, abstammen. Wir haben also als die ursprünglichere Form für ἠώς die attische ἕως welche für Fέως steht anzunehmen, diese unterscheidet sich aber von jenem vasas nur noch durch das s und die schwächeren Vokale ε und ω für den a Laut. Die Vertretung des sanskrit kurzen a durch griech. ε und des langen durch ω (die Nominativform von vasas würde

nämlich vasâs lauten) ist aber eine so gewöhnliche, daß ich keine Beispiele dafür zu bringen brauche und auch für den Ausfall des σ im griechischen zwischen zwei Vokalen bedarf es keiner weiteren Beläge, da er in der ältern griechischen Sprache ein so häufiger ist, daß er in der ganzen Wortbildung, in Deklination und Conjugation an unzähligen Stellen auftritt. Danach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ἠώς und ἕως sich nicht auf ein ursprüngliches sanskrit uśâs sondern auf jene vorausgesetzte Form vasas stützen. Wenn nun diese beiden Wörter sich in Bezug auf Laut und Bedeutung ursprünglich vollständig gleich stehen, so ist es um so bedeutungsvoller, daß beide von Griechen und Indern zugleich zur Bezeichnung der Göttin der Morgenröthe gebraucht wurden, die wenngleich den Griechen zu einem der schönsten Gebilde der Götterwelt gestaltet, doch auch bei den Indern wie wir in den Hymen des **Rigveda** sehen, eine der hehrsten Gestalten des Himmels ist und bei weitem höhere Verehrung genossen hat als bei den Griechen; jedenfalls ist es aber eine unabweisbare Uebereinstimmung die auf einen gemeinsamen Ursprung bei beiden Völkern weist, daß beide die Morgenröthe als ein weibliches Wesen vorstellten und den Namen derselben nicht nur von derselben Wurzel sondern auch mit derselben Ableitungssylbe bildeten.

Wenn wir nun in den Formen uśâs und ἕως die ursprüngliche Wurzelform noch mit einiger Leichtigkeit erkannten, so mögen sich diesem Namen noch zwei andere, ebenfalls von Göttinnen, anschließen, die gleicher Weise und noch deutlicher von der Wurzel **vas** gebildet sind, nämlich der der Ves-ta und Ἑσ-τία; beide sind klar genug in ihrer Bedeutung und wenn wir demnach sehen, daß sie als die leuchtende Flamme des Heerdes verehrt wurden, aber vorher schon bemerkten daß die Wurzel **vas** im sanskrit **uś** und römischen **uro** zum Begriff brennen, übergetreten war, so vermittelt sich dadurch leicht der Uebergang des Begriffes leuchten zum wärmen und von da zum kleiden, wie ihn wieder die sämmtlichen indogermanischen Sprachen in derselben Wurzel bewahrt haben, und wenn es auch auf den ersten Anblick wunderbar erscheinen mag das lat. **vestis** mit **Vesta** und Ἑστία und mit unserm **weste**, dem griech. ἐσ-θής und ἔσ-θος zusammenzustellen, so dürfte doch der wurzelhafte Zusammenhang deutlich genug sein; für das griechische ist

namentlich noch an den alten aorist ἕσσα und an ἕννυμι, welches durch Assimilation aus ἕσ-νυμι entstanden ist, zu erinnern. Wir sehen demnach das Kleid in diesen Wörtern als das wärmende erscheinen, und wenn auch unsre Westen grade nicht allzusehr wärmen und die Bezeichnung deshalb nicht recht treffend erscheinen könnte, so müssen wir uns erinnern, daß der Zeitraum, der zwischen dem welcher zuerst ein Kleid mit Weste bezeichnete und uns liegt, so groß ist, daß der größeste Mantel wohl unmerklich zur kleinsten Weste hätte werden können. Will man aber Weste als kein ursprünglich deutsches Wort gelten lassen, was immer noch sehr zweifelhaft sein würde, sondern als aus dem lateinischen entlehnt ansehen, so hat sich der Umfang dieses Begriffs bei uns in demselben Maaße verengert, als sich der des bretagnischen paltòk erweitert hat, das aus der kurzen, roh zugeschnittenen Jacke des bretagnischen Bauern bei uns fast zu einem langen und weiten Mantel geworden ist.

Unzweifelhafter als die Tracht, die der Deutsche schon seit lange zu borgen sich gewöhnt hat, unzweifelhafter als die Weste gehört ihm aber sein Wesen und wir wenden uns jetzt zu diesem ebenfalls jener Wurzel entstammenden Begriffe. Wie die leuchtende Flamme des Heerdes als Vesta und Ἑστία göttliche Verehrung genoß und wir in ihnen die heiligen Schirmerinnen des Hauses erblicken, und erkennen, daß hier das Bewußtsein zum Grunde liegen müsse, jener gewaltige Schritt vom bald hier bald dorthin getriebenen Leben des Nomaden zum geordneten Leben, das die Familie um den Heerd versammelt und darauf aus Familien Gemeinden bildet, könne nicht durch menschliche Macht allein sondern müsse unter göttlicher Leitung und Obhut geschehen sein, wie sich also darin der Gedanke ausspricht, daß durch das Feuer die feste Wohnung geworden, so hat das Sanskrit auch dieselbe Wurzel vas für den Begriff des sich aufhaltens, wohnens verwandt. Diese Wurzel hat aber das Deutsche, wie dies auch Graff bereits angenommen, zu einem allgemeineren, ja man kann sagen zum allgemeinsten Begriffe, dem des Wesens erweitert und von ihr einzelne Formen des Hülfsverbums gebildet; das althochdeutsche zeigt aber noch deutlich wie sich dieser Begriff aus dem des wohnens, bleibens hervorgebildet habe, indem sowohl das Verbum wesan oft noch das lateinische manere wiedergibt, als auch wesini und wist

substantia, mansio, materia also das Bleibende, Haftende am Menschen und an Dingen, man könnte sagen die Gewohnheit an ihnen, das woran wir an ihnen gewohnt sind, bezeichnen. Doch hat auch das deutsche nicht ganz jenen ursprünglichen Begriff des leuchtens, den die Wurzel vas im Sanskrit hat, verloren, und wir müssen um die lautliche Vermittlung für die dahin gehörigen Wörter zu finden noch einmal zur ἠώς, daß sie uns leuchte, zurückkehren.

Neben ἠώς und ἕως hat das griechische die dorische Form ἀώς, die äolische αὔως; die dorische Form steht der ionischen gleich, indem sie nur nach der Weise jenes Dialekts den ursprünglichen kurzen Vokal a in langes α statt η verwandelt hat; anders ist es mit der äolischen Form αὔως, die dem vasas gegenüber zeigt, daß der Abfall des Anlauts v hier in der Weise vor sich gegangen, daß dieser flüssige Buchstab sich in seinen Halbvokal u aufgelöst habe und mit dem α des Stammes in au übergegangen sei; dasselbe hat im lateinischen **aurum** statt gefunden, welches mit derselben Veränderung des Anlauts wie αὔως und mit der oft erscheinenden Verwandlung des s zwischen zwei Vokalen in r, gleichfalls von der Wurzel vas stammt und das glänzende Metall bezeichnet. Aber ebendahin gehört nun auch die aurôra, die eine verlängerte Ableitungssylbe der Sanskrit- und griechischen Form gegenüber zeigt, aber darin wie so häufig auch in andern Fällen mit dem ältesten indischen der Vedas übereinstimmt, wo eine häufige Form für usâs der dual usâsâ ist, der jene obige Verkürzung der Wurzel wonach es für vasâsâ stehen würde auch hier angenommen, sich fast ganz genau an das lateinische Wort anschließt. So erklären sich alle diese Wörter wie mir scheint besser durch die jetzt aufgefundene Wurzel vas als durch uš, uro von denen man sie bisher ableitete, wobei immer noch die nicht leicht zu erklärende Diphthongisirung des Wurzelvokals Schwierigkeit machte, und nach solcher Verwandlung des anlautenden Halbvokals im griechischen und lateinischen dürfen wir auch ohne Bedenken unser ôst hierherziehen, als die Himmelsgegend von welcher das Licht ausgeht und die daher vorzugsweise die leuchtende genannt zu werden verdient; ebenso gehört aber auch ôstra, ôstara hierher als der Beginn der hellen Jahreszeit, die nun nach dem trüben und dunkelen Winter eintritt. Diese ôstra oder ôstara, welche bei den Deutschen eine so unvertilgbare

Bezeichnung geworden war, daß sie nicht wie bei den übrigen christlichen Völkern durch den jüdischen Namen **pascha** verdrängt werden konnte, sehen wir aber auch, wenn auch nur noch in dürftigen Spuren als Göttin verehrt. Schon Grimm hat daher den Namen mit ἠώς und **aurora** zusammengehalten, näher gehört aber hieher, daß auch der Inder seinem Frühling einen Namen von derselben Wurzel giebt, nämlich **Vasantas** und auch **ver** möchte hierher zu ziehen sein, wenn es für ursprüngliches **ves** steht. Wie daher **usas**, ἠώς und **aurora** die Morgenröthe des Tages, so wird **ôstara** die Morgenröthe des Jahres bezeichnen; wie jene muß auch diese mit der Sonne in näherer Beziehung gestanden haben, die nach dem Volksglauben, nachdem sie der dunkle Winter so lange in Fesseln geschlagen, nun da sie der Bande ledig ist, am ersten Ostertage, sobald sie über dem Morgennebel glänzend emporsteigt, drei Freudensprünge thut und fröhlich herauftanzt, die nun das Wasser, das sie hinter Wolken verborgen nicht bescheinen konnte, oder zu dem sie durch die Rinde des Eises nicht dringen konnte, jetzt, da sie sich aus den Wellen wieder erhebt, reinigt und heiligt, daß es sich klar erhält und Klarheit und glänzende Schönheit verleiht. Diese Wiederbefreiung der Sonne von Wintersbanden drückt sich aber auch wohl ebenso in den lustig von den Bergen herabgerollten Rädern der Osterfeuer aus, denn es war alte Vorstellung die Sonne unter dem Bilde eines Rades aufzufassen. Und so zeigen uns diese Gebräuche ebenfalls auf den Begriff für den Namen jener Göttin hin, den wir in den nahestehenden Wörtern der verwandten Sprachen als ursprünglichen fanden und machen es um so erklärlicher wie der heidnische Name des Festes, das ja die Auferstehung der Natur bezeichnete, auch dem christlichen für die auferstandene Gottheit bleiben durfte.

A. Kuhn.

XXI.

Graf Wilhelm von Holland.

Aus der Berliner Handschrift von Gottfrieds Tristan.

Bl. 57

Van deme greuē vā Hollant

Got here wey̆ is dine gewalt
So wůnderlichē manichualt
Als diner gotteyt wale gezey̆mt
Dine gewalt gey̆t. inde ney̆mt
Si hoet inde nedert
Si wedert inde vnwedert
Si brēgit mācherhande gůy̆t
Dine gewalt id allit důy̆t
Si kan is machin wey̆ ſi wil
Got here. des in is ney̆t zů uil
De uiſeren wilt de gottey̆t din
Du dedes mir din wůnder ſchin
Gar wůnderlich zů ey̆ner ſtůnt
Och hedde ich Wolfraimis můnt
Den man heiſt vā Ey̆ſchebach
Des ich mit rey̆ner ſpruche uach
Das wůnder můchte duten
So wůlde ich důrg ruten
Důrg grauē. in důrg grůnden
Mit ſůzer rede vůnden
De gar wůnderlich geſchicht

De mir geſchag. nv in kan ichs nicht
Zů brengen na den willen min
Nu dar so wille ihz laſin sin
In doy̆n das beſte das ich mach
Ey̆ns nachtis da ich lach
In sůlde miner rů plegen
Dů quam ey̆n wint. inde ey̆n regē
Inde ey̆n geſtůrme gruwelich
Dat erſchrechte ſo ſere mich
Das ich voir up gar balde
Inde vlo gay̆n ey̆nes wålde
Neit dan vmbe mins liues nar Sp. b.
In wey̆s neyt wey̆ ich queme dar
In alſo kůrzer wile
In gay̆nder ile
Leiſ ich michel uerre
Zů leſte do wart ich erre
Ducke inde dicke. ich vmbe ſach
Gebrůchē mangē ſtudach
Sach ich zů allen ſiten
Mit bergen inde mit liten
Was ich vmbe. inde vmbe legen
Ich hadde des liues mich erwegen
Vs den holen uelſen
De wilde wůrme gelſen
Horte ich mit mangme grimme
In vortlicher ſtimme
Dar zů lewen inde beren
In wiſte wa den liſ erneren
Ich dachte. of ich uerſůche
Zů waden des gebrůche
Mach ichs dan swimmē of waden
So werde ich des de me beladen
Inde mach dar vmbe verderuen
Nu dar of ich můy̆s ſteruen
Wey̆ is dan komme ſo iſt alley̆n
In quā des in mir ouerey̆n
Das ich keirte in das gebirge hoeg

Das ſich up gayn de lûchte zoeg
Vp das ich mich ernerte
Dårg manich vngeuerte
Quā ich bis ich eyne ſtige geuey
Das ich so wilde ſtige ney
Geſach in minen ziten
Dey droyg mich an eyn liten
An das gebirge ho in dē walt
Da vant ich aynē brûnen kalt
Der vs eyme velſe weyle
Inde vorbas dûrch de rûtſche neyle
In das gebirge hin zû dale Sp. c.
Dar ouen manche nachtegale
Galander vinken ziſel
Eygelich ſin ſûnder wiſel
In vrouden riche done ſanc
Sus ſas ich neder inde drane
Des brûnen durch ſine gûte
Inde oyg eyn deil dûrch mûte
Als ich ſus ouer deme brûnen ſas
Inde miner ſorgen uele uergas
In deme riuere wûnenclich
Zû ivngist ſach ich beneuen mich
Wey dort vnder eyme grûnē hage
Eyne vrouwe ſas im groſer clage
Vor der ſteynen wende
Si wranc ir wiſſe hende
De clare miñencliche
Si clade clegeliche
Ir ellende. inde ir noyt
Owach ſprach si were ich doyt
Was ſal ich leuendich arme
Ich ſchrie. ich ſûfte. ich karme
Billich umbe minē ſchaden grois
Dat waſſer up eren wangē uloïs
Dat deit mir vſſer maſen we
In mûgtis neyt geliden me
Ich ſtûynt up balde. inde geync zû ir

Sijs wilkomē. ſprach ſi zû mir
Zû mime herzen leide
Mine ſpelende oÿgin weide
Iſt leider worden dûnkel
Verleſchen is der karbûnkel
De e. gaf wûnēclichen ſchin
Dûrch ganzen lif. intherze min
Mine wirde haït gar eÿn ende
Owe mir armen ellende
Owe das ich eÿ wart geboren
Al mine feilde haÿn ich uerloren
Ich vûlen in mime herzen Sp. d.
So vngeuûgen ſmerzen
Dat ich bin geletzit
Inde eren uil intgetzit
Ich ſprach uil leue vrouwe. dûrg was
Si ſprach. du ſalt wiſſen das
Ich bin de hogelofde dûgent
De man her. in volre iogent
Haÿt geſein rengneren
Nu mach ich nvmme zeren
Vrouwe erē hof. der ſweſter min
Da inne ich wûnēclichen ſchin
Gaf manges vreÿmden gaſte
Der doit mit ouerlaſte
Hait mir genûgit herzen leit
Des mûÿs ich dolden arbeit
Inde vmmer vrouden ſwere
Wiſſis du we he were
Von deme ich liden deſe noit
Du clagedes in. bis in din doit
Alſus ſi uā ir ſeluer quam
Balde ich des claren brûnes nam
Inde gois in. in eren roden mûnt
Da quā ſi weder zû der ſtûnt
Och ſprach ſi. weÿ is mir geſcheÿn
Ich in mûgte horen noch ſeyn
Ich ſprach. uil leue vrouwe min.

Dûrg wen dûldet ir deſen pin
Mûgte ir mir das gekûnden
Kûnde ich mit geynen vûnden
Vre noit geſtillen
Ich deit mit gûden willen
Des danckede de bedrûſde mir
Si ſprach. in machs neit ſagen dir
Du mûſt vorbas keren
Zû der ſweſter min. vrouwe eren
Ich wene ſi ſûle is beſcheyden dich
Si twingt de noit uil me dan mich
Do ich erhorte wey eme was Bl. 58.
Ich knete vor ſi in dat gras
Ich sprach. nv gait mir vren ſegen
Si ſprach. got mûſe din vmmer plegē
Nim an dich das gebirge ho
Wey verre is van dir intulo
Doch ſaltu nicht erwinden
Du ſalt ſi ſchere vinden
Mine hogeloſde ſweſter
Ney wif wart leides veſter
Da her bi vnſen ziten
Dus keirte ich an dat liten
Ich in ſchuwete rotſchē. noch de ronē
Ich mûſte ſtigens da gewonen
Als der ſteynbuc wilde
Dus ſteich ich antgeuilde
Dûrg ruwes ſtige manichualt
Bis ich quam ho in den walt
Vp eyn grûnes zeſper
Zû mines liues ueſper
Quam ich ney ſo na me
Van mûde veil ich in de cle
Als ich ſus ſas. in kranker wer
So ſach ich dat gegangen her
Qvamē ſeuen vrauwē minenclich
De waren alle ſament gelich
In eyme herzen leide

Becleit mit eyme cleide
Das důgte mich ſin zabel uar
So ſchere ich ir wart gewar
Vergeſſen was der můde min
Ich ſtoynt up. gayn de vrouwī ſin
De eirſte mich mīnenclich intſey
Si ſprach. důrg got was deiſtu hey
Wat wůnders hait dich her gedragē
In dis gebirge. důrg mangē hagen
Got dich ſeluer hait ernert
Du ſůldis billich ſin verzert
Van den wilden wůrmen Sp. b.
Der man bey uil ſijt ſtůrmen
Vs des gebirges ſerannen
Du bis vor allen mannen
Der ſelichiſte de ey wart geborē
Das du den lif neyt hais v'loren
Ich ſprach vrouwe dogentriche
Sint uch das hait wůnderliche
Das ich bin komē ayn ſchadē her
So wůndert mich. was e . . er*)
In wilde der riueyre
Si ſprach. ich ſage dir ſcheyre
Wir wůlden alle weſen doit
Vns twingit ſo bitterliche noyt
De vns wirt up geſůmt
Der center ouer bůmt
Hait vnſer hoer vroudē maſt**)
Owe der iſt van dodes laſt
Genedert alſo ſere
Das wirs nvmmer mere
Verwindē bi al vnſen dagen
Dat můſē wir arme vrauwē clagē
Verdorret is vnſer vroudē zwi
Wa is oych in deme lande ſi
Sus dachte ich. in deme ſinne min

---

*) Verloſchene Stelle. **) Oder waſt.

Weirlich dat můẏs de vrauwe ſin
Zů der du biſt geſant
Mit zůgtē ſprach he alzů hant
Vrauwe ſijt ir de ere
So deẏt uch harde ſere
De důgit vre ſweſter grůzin
Si ſprach. mit wordē ſůzin
Vs irme rodē můnde ſin
Wat deẏt de leue ſweſter min
Is ſi leuendich of doit
Vrauwe ſi leẏſt in groſer noẏt
Ja ſprach ich. zů der eren
Si heis mich zů uch keren
Ich ſůlde ir noẏt. an uch vernemen Sp. c.
Si ſprach. ir noẏt můẏs mir gezemē
Wir dragin alle eẏn herzen leit
Truwe. milde. manheẏt
Demůẏt. warheẏt ſtede
In clegelicher wede
Siſtu heẏ bi eẏn ander ſtain
Wir můſen alle vroude lain
C Owe mir ſprach de ere
Weẏ bin ich alſo ſere
An vrouden min geletzit
Inde eren vil intzetzit
Der ich was ho geromet
Gekrenzit. inde geblůmet
Da van min riche in wirde ſtoẏnt
Nu ſtaẏn ich rechte. als deẏ doẏnt
De leider ſint verweiſit
Der doit hait verneiſit
Mich inde alle min kůnne
An erdiſcher wůnne
q Owach ſprach de truwe
Ich clagen minē werēdē ruwe
Dar zů min grois herzen leit
Ich hadde mich aẏn cōtrifeit

Vp eren ſtûl geſedilt
Min wadil wit gezedilt
Hedde ich in allen zûngen
De alden. in de ivngen
Getruwedē eme bis in den doit
van deme ich liden deſe noit
q Ach vmmer ach inde ach
Mit iemerlichen worten ſprach
De hogelofte milte
In noch ney beuilte
Dûrg mich. *ſich* geynes ſchatzes
Manger wederſatzes
Erwerte he ſich. mit geuēder hant
In rechter milte. mā in vant
He gaf dûrg got. dûrg w'ilde prijs Sp. d.
He kûnde de maſe. in alle wijs
C De manheit ſprach. och arme
Das is got erbarme
Ich ſwache an groſen eren
He kûnde mine wirde meren
Mit ſiner edelre hant
In ſtridē. in ſtûrmen icht beuant
Da vorter mich mit ſchalle
Och nv bin ich zû ualle
Komen aller ſeilden min
In mûys vorbas berouet ſin
Hoer eren der ich plach
Bis an den ivngeſtlichen dach
C Owe ſprach de demûyt
He was ſo edel in ſe gûyt
He deynte mir mit ganzer gir
He kûnde ſich wol geleuen mir
In dar zû allin luten
Sin demûyt kûnde beduten
Eyns ouer ſûzen herzen grûnt
Owemir der leider stûnt
Do ich den heren min verlois
An deme ich dicke vroude kois

q De wareẏt ſprach. owemir we
Nu doẏch ich leider lutzel me
Mine wirde wart neẏ kranker
De ſorge hat eren anker
Geworpen in das herze min
Verleiſchin is min lichter ſchin
Den ich dûrg lûchtich ſchone druch
C Owe des dodes vngenûch
Bewiſit ſich an mir armen
Das la dich here erbarmen
Owe ſprach de ſtede
Was wûnenclicher wede
Drûch ich bi ſinen iaren
Weẏ ſal ich nv gebaren
Sint ich der ſtede ſin inbir Bl. 59
Dat kleit is abe gezogen mir
Dęs ich ſo ho gepriſit was
An rechter ſtede eẏn ademas
Was ſin hogelofder lif
Och ich vrouden armes wif
Was ſal mir das leuen langer
Eẏ grimmicher doit vil zanger
Verulûchit ſi dir vmmer
Mine wirde. nv noch nvmmer
Komet weder in ir ſaſe
Dins geweldes ouer maſe
Hait mich bereuit der ſeilden min
Das la dir here geclagit ſin
Sus horte ich die vrouwē clagen
Das ich bi allen minen dagin
In horte groſer clage neẏ
Vil iemerliche ſpruche leẏ
Eẏgeliche us eren mûnde
Vragin ich begûnde
Dûrg wen ſi leden ſâlge noẏt
Si ſpragen. he is leider doẏt
Van deme wir deſen kûmber dragē

Wir kůnen dir neit me geſagen
Wiltu der arbeit dich erwegen
So můſtu dűrg de wilde ſtegen
Vp. gaẏn der montanie
Da vindeſtu van Surie
Eẏnen kůnſten richen heẏden
De ſal dich beſcheẏden
Vmbe ſinen hogelofden namen
De vns heẏ deit. in vroudē ſamen
¶ Neẏt langer ich mich da bereit
Mit orloue ich von danne ſcheit
Ich ſteẏch an dat gebirge ge
Ich in můgte varen geẏner ne
Mich irte ſteẏn. inde manich ſtruch
Ich ſlůf dűrg bůſch. dűrg heckē ruch
Dűrg hagen inde gebucke Sp. b.
Zů leſt ich mit gelucke
Zů hoiſte up dat gebirge quam
Zů hants do ſach ich inde v'nam
Weẏ dort der alde griſe
In heẏdenſcher wiſe
Sas up eẏnen bůche
Bewůnden was mit důche
Eme houet inde ſtirne
Sus der iare virne
Beworren in aſtrolabio
Ich was des wůnders harde vro
Ich geẏnc hin zů deme altin
Her kůnde zǎgten waltin
Inde heis mich wilkomē ſin
Ich ſprach. genadē here min
Was hait uch alſo ho gedragen
Her ſprach. das wil ich dir ſegen
Ich bin eẏn aſtronimus
Inde gaẏn her ſitzen vmbe alſus
Das vinde ich an deme geſtirre
Dat ſi loſent irre
In deme firmamente

Dicke tůſchen oriente
Bis hin iegen der ſůnnen ual
Is verirret ouer al
Dat lůffen der planeten
Planſter inde cemeten
Zodiacus der ſůnnen reif
Sint zwiualdich vmme ſveif
Deÿ wartin der artſmůnten
Vinde ich in geÿnen půnten
Das ich dar an eÿt můge geſpeÿn
Was in deme lande můge geſcheÿn
Das wenden alre ſperin
Eÿn hemmin inde ir kerin
Vinde ich in irren gange
Si ſint in miſſeuange
Des hemels center lident neÿt Sp. c.
Mich důncht id meÿne eÿns herē doit
Důrg dat ſint ſi mechtelois
Her is geweſen eÿn Aquoes
Der hogelofde here wert
Ir werc haÿnt ſi důrg in v'zeirt
Vp dat he wůrde volkomen
Den hait der doit vā in genomen
Des ſint in kranker wůnne
Deÿ hemele inde ir kůnne
Den wiſen meiſter uragede ich ſai
Is her geweſen eÿn Aquitain
Ja ſprach he. der Zarazin
Owemir ſo můÿs is ſin
Vs Hollant greue Wilhelm.
Weÿ weÿ. was ſins růfens gelm
So wide in al der w'ilde gedegen
Och ſal des werdē nv geſwegen
Das la dich here erbarmen
De magit de got mit armen
Menſchlichen vmbe veÿ
De helpe eme dort. he deÿnde ir heÿ
In des ſprach de Surian

Sijs du dort eynē ſterrē ſtain
Průue den ich dir dirme
Der dudet mir us deme firme
Eyn wůnderlich geſchigte
Der alle dinc vā*) nichte
Geſchůf. inde heis gewerden
Ich meynē hemel inde erden
Her vrouwe ſich mit d^{s} engil ſchar
Her deit zů eme ſi komē dar
Eynes werden heren ſele
Dey queme mit Gabriele
Vrolich gayn hemels trone
Des louent mit irme done
Der ēgil ſchar. des hemels wirt
Wey node mā ſin hey inbirt
Doch is man ſin zů hemel vro Sp. d.
Och ſprach ich were das alſo
Ja ſprach he. der heyden
Ich bewerens dir mit eyden
Id is der den du hais genant
Als mir der ſterre deit bekant
Ich ſprach. ſo deit got rechte
Want alle ſin geſlechte
Was van eme erhoet
Is he den intſlůet
Dort vs der hellen banden
Der herre van veir landen
So hait he das hemelriche
Verdeynet dogentliche
Der heyden do ſprach weder mich
Vil leuer vrůnt nv bidde ich dich
Wey ſine wapin ſin geweſen
De ſchrif. dat man ſi můge leſe
Dort heyme in mime lande
Mine truwe ſetze ich zů pande

---

*) vā ſteht roth am Rande, anſtatt des unten punktirten und durchſtrichenen zů.

Ich mache ſi in vnſen tempel
Dûrg eyn wûnderlich exempel
Dat man v^{s}geſſe ſin nvmmer me
De wile dat de werilt ſte
Ich ſprach here. ich wil ſagen
De wapin de he hait gedragen
De quamē eme vs Arabi
De vſſerwelte koninge dri
De gode brachtē up ir ſûlt
Den bleif ouer riches gôlt
Do heiſen ſi eme dûrg wirdicheit
Machen ſchilt. inde wapencleit
Si lachten ſelue mit der hant
Dar up veir lewen inde eyn ruppant
De ſijt man noch quartieren
Sich us deme golde fieren
Zwene kelen. de ander zabil
Sus wart de riche waſin wabil
Eme dûrg hoen prijs geſant Bl. 60
Van der drier koninge hant
Eyn helm mit eyner crone
Eyn engel us deme trone
Eme brachte vor der hemel ſchar
De crone was rabin roit geuar
De rode crone meynet
Das he were gereynet
Als riches golt in vûrre
Der werde heilt gehure
Dar ouer ſweſt. eyn pawē ſwadel
Da mit ſin hogelofde adel
Sich werte vor der ſchandē melm
Alſus gezerit was der helm
Der heydē ſprach. nv bin ich vro
Das du mich hais beſcheyden ſo
Ich wille dûrg ſine wirdicheit
Dey wapin ſûnder cōtrifeit
Vs lichten golde ſmelzen

De lewen dar in velzen
Vs māchen edelen steyne
Zů loue deme heren reyne
Dar ouen ich mit der crone
Den helm wille setzen schone
Ich sprach. was mā eme erē důyt
Das was he wert. der herre gůyt
Sin lif das wale v^{s}deynet hait
Heÿ mit si he der trinetait
Beuolen vmmer mere
Her hadde hey prijs inde ere. —

Der hier verherrlichte Graf *Wilhelm von Holland* ist wol der *dritte* dieses Namens, der 1304 seinem Vater Johann I (von *Avesnes*, nach Ausgange des Mannsstammes) folgte, in Englischen und Französischen Kriegen sehr tapfer focht, und ebenso gerecht war, so daß er der gütige und fromme benannt wurde. Er starb 1337. Sein nicht minder tapferer Sohn Wilhelm IV verschmähte die erbotene Kaiserwürde, und fiel 1345 gegen die Friesen; und seiner Schwester Margaretha und des Kaisers Ludwigs des Baiern Sohn Wilhelm V hauste übel, kriegte gegen seine Mutter*), und starb als Wahnsinniger in Haft 1377. Wie diese beiden Wilhelme zu jung, so ist Wilhelm I, reg. 1207—22, zu alt; und Wilhelm II, der 1247 Deutscher Kaiser ward, und 1256 gegen die Friesen fiel**), würde gewis in dem Gedichte kenntlicher gemacht sein. Die geschichtlichen Züge darin treffen also am besten auf Wilhelm IV, der auch das Amstelland mit Holland vereinigte, und wirklich *vier* Länder beherrschte, wie das Gedicht Z. 444 rühmt, nämlich: *Holland*, *Seeland*, *Friesland* und *Hennegau*. Diese Länder führen auch die Wappen, welche der Z. 458 ff. umständlich beschriebene

---

*) Seine Anhänger nannten sich *Kabliauer*, die kleine Fische verschlingen; die Übrigen nannten sich *Hoekser*, von hoek, Fischhaken, womit man den Kabliau fängt. Vgl. ähnliche Brabantische Spitznamen, Minnesinger IV, 40.

**) Seine Schwester Margaretha ist die sagenberühmte Gräfin von Hennegau, welche am Karfreitage so viele Kinder wie Tage im Jahre, so groß wie Krabben gebar.

Schild des Grafen, in seinen vier Feldern vereinigte: Holland hat den rothen Löwen im goldenem Felde; desgleichen Seeland, aber nur den halben Löwen oben, unten blau und silberne Wogenstreifen (ist dies das dunkle ruppant? Z. 446); Hennegau den schwarzen Löwen im goldenen Felde; ebenso sind zwar die Löwen von Brabant und Namur, dagegen hat Friesland zwei goldenen Löwen im blauen Felde. Die Wappensage von dem Golde der H. drei Könige (Z. 440) ist mir sonst nicht bekannt. Der Pfauenbusch auf dem rothgekrönten Helm ist des Grafen eigenthümliches Helmkleinod.

Wie der geschichtliche Inhalt, ist auch die Darstellung des Gedichtes dieser Zeit gemäß. Es ist drei anderen fürstlichen und ritterlichen Todesfeiern ähnlich, welche auch im Walde Einsiedler und Allegorie vorführen, Wappen schildern, und erst nach umständlichem Preise, den Namen aussprechen. Das erste ist die Bd. III, S. 116 vollständig mitgetheilte Klage um Herzog Johannes von Brabant, den Minnesinger, der 1294, im Turnier tödtlich verwundet, starb. Darin wird auch Graf Wernher von Honberg gerühmt, in dessen Todesfeier (Minnesinger Bd. IV, S. 39) der Dichter die Mannheit und die Minne findet, welche die hingesunkene Königin Frau Ehre aufrichten, und mit ihr den Todten beklagen und preisen. Ganz ebenso trifft der Dichter der Todesklage um eine Gräfin von Kärnthen und Tirol, aus dem Hause Savoyen (vermuthlich Isabella, st. 1315), die Freude und die Ritterschaft, wehklagend und preisend*). Des vorstehenden Klagegesanges voller Chor der sieben Frauen mit Frau Ehre, zu welcher die Tugend den Dichter gewiesen, namentlich der Treue, Milde, Mannheit, Demuth, Wahrheit, Stäte (Beständigkeit), erinnert noch an die Erscheinung und Fürbitte der sieben Frauen (zum Theil eben derselben) bei der Klage des tugendhaften Schreibers um den Landgrafen Hermann von Thüringen zu Reinhartsbrunnen (Minnesing. IV, 465), in den Wartburg-Liedern; in welchen auch ein Astrolog erscheint, wie hier der Syrische Sarazen, der aber nicht die Zukunft berechnet, sondern aus der Störung der Gestirne den Tod des Grafen erkennt. Dieser wird dabei ein Aquôs und Aquitân genannt; was etwa dadurch zu erklären, daß der erste, Karolingische

*) Gedruckt in Laßbergs Liedersaal Bd. II, S. 265.

Graf von Holland Dietrich von Aquitanien war; schwerlich ist es eine Verwechslung mit Avesnes, Wilhelms Vatersnamen.

Solche allegorische Gedichte mancherlei Art, zu denen auch Konrads von Würzburg Klage der Kunst (Minnes. IV, 725) gehört, waren im Uebergange zum 14ten Jahrhundert vorzüglich beliebt, auch im Romanischen, wo Dante daraus hervorging. Vorstehendes Gedicht auf den Grafen von Holland ist aber ursprünglich Hochdeutsch verfaßt, wie die Reime und auch die wechselnd drei- und vierfüßigen Reimpaare zeigen, während die gleichzeitigen Niederländischen Gedichte in Reimpaaren durchgängig vierfüßig sind, wie die Wälschen, und die älteren Niederrheinischen Reimpaare in ungemessener Länge und Kürze wechseln. Das Gedicht erscheint zwar, mit der ganzen, dem Niederrhein angehörigen Handschrift, in dieser Sprache, eben so schwankend und gemischt mit dem ursprünglichen Hochdeutsch, wie in Gottfrieds und Türheims Tristan, in Hohenburgs und Walthers Liedern, und in den übrigen nur in Niederdeutsch umgeschriebenen Gedichten: ganz in derselben Art, wie die Hochdeutschen Lieder in der Leipziger und in meiner (Mösserschen) Handschrift.

Diese Tristan-Handschrift habe ich bei meiner Ausgabe Gottfrieds und der Minnesinger gebraucht, und angezeigt (Bd. IV, S. 611. 904); kurze Nachricht von ihr gibt auch F. Wilken Gesch. der Berliner Bibliothek 1828, S. 232. Sie steht unter den Handschriften in 4, Nr. 284, ist von Einer Hand geschrieben, in Spalten, mit rothen Ueberschriften und rothen Anfangsbuchstaben der einzelen Stücke und Absätze. Sie enthält zuvörderst eine Weltgeschichte oder Königsbuch mit einer gereimten Vorrede.

.Dit is der Koninge bûch.

Nu v^snemet al gemeÿne
Wat vns got de reÿne
Siner genaden hait beſchert
We ſig nv reÿner (d. unreiner) gelûſt erwert
In v^smidet bûſe dait
Inde ſetzet ſinen rait
An den geweldigen got
Inde heldet ſin gebot
Of he dan regten gelûuē hayt

In de armen neyt versmayt
Inde eygeligen man
Sines regten gûdes gan
In des sines is gemeyt eyne
De hayt eyn leuen reyne
Inde mag sigerligen gayn
Vor sinen scheppere stayn u. s. w.

Schließt Sp. c:

We so logene schriuit
Vnuergen bliuit
De logelige sûnde
De wile ir got vrkûnde
Hayt an dē. de si da lesen
So mûys ir vnuergessen wesen

Dit is d^e werilt beginne

IN aller dinge beginne. schof got zu eyrst hemel. inde erde. wasser vûr inde lûgt. de veir element. waren vngescheydē. u. s. w. Endet Bl. 53, Sp. c:

In deme anderē iare (nach Friedrichs II Eroberung Jerusalems 1229) wart de paues in de keiser vereuent. Do leis in de paues us deme banne. Dar na starf de herzoge lupolt vā oisterrige. Do brande de ivnge koninc van beheim dat lant van oist^erige bis an de donauwe. Zû hant na der heruart starf de alde koninc odacker uā beheim. —

Hierauf 13 kleinere Gedichte, zum Theil ohne Ueberschrift.

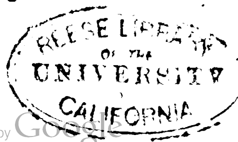
(1.) Id uragede eyn clerc vā mûnpaleir
Sinē meister vmbe eyn deir
Des de werilt meist intseit
Do cûnde he is in berichtē neyt (34 Z.)

Dieses böseste Thier ist der edle Mann, der zum Verräther geworden.

(2.) Van deme reyger

Eyn reyger was in eynē wolde
In hadde allit dot he hauē solde
Da mit in mogte eme neyt genûgē
Got kā alle dinc wale vûgen (48 Z.)

Der Reiher verderbt das Land, und fliegt dann mit den Seinen



weiter; ein andrer Vogel rügt es ihm, der als ein fremder Abenteurer und Landesverräther gedeutet wird.

Bl. 54. (3.) **Mich leirde eyns. eyn wise eyn alde**
Dat ig nog uor de wareit halde
Dat recht brengt mā zů houe uort
Dat der here gerne hort
V̊yg haynt id etzelige wale gewetē
Mit herē ist quait kirsen eten (72 Z.)

Die Fabel (**bispel**) von der Jagd des Löwen, Bären **Brune** und **Reynart d^s uois**, und der Beutetheilung, welche Reinhart von Brunen lernt: **He heis mich na deme brode lien.**

Diese drei Stücke sind ursprünglich Niederrheinisch, wie die durchgängig vierfüßigen Reimpaare, und auch die Reime selber (z. B. in 3 **mi mir: si sei**) zeigen. Dagegen sind die nächstfolgenden Gedichte nur umgeschrieben.

(4.) **Der vrouwen sperwere.**

Als mir eyne mere is geseyt
Vor de ganze waireyt
Neyt uor eyne lůgene noch uor eyn spel
Id is houesz. inde snel u. s. w.

Das bekannte Sperber-Märe, dessen Hochdeutsche Urschrift in meiner Ausgabe der Altdeutschen Erzählungen (Gesammtabenteuer Nr. 22.) hiemit verglichen ist.

(5.) **Vā minē. in van gelde** Bl. 56, Sp. c.

Ich můys mī h^sze rumen
Ich lach ī eyme slumen
Dů důchte mich dat ich sach
De sůze uor mir stain
Si was uil wale gedain
Dů ersůcht ich in sprach

So neun Strophen, ohne Bezeichnung derselben: die Minne wird, gegen allgemeines Verderbnis durch das Geld, über dieses erhoben.

(6.) **Van deme greuē vā hollant**

Oben abgedruckt, die alten Schriftfehler cursiv, die Namen groß.

(7.) **i ch bin eyn bracke. up recht^s vart**
Sint ich an dich gehitzit wart
Des lone mir vil selich wif

Ich in sach neÿ mīneneclicherl lif
Na deme ich iagede. eÿnen vois
Vnrechtes lůfes. geschag mir bois

Durchgeführte kleine Allegorie der Minne-Jagd (463.), schließt auf der Kehrseite oben, wo der Schnitt die beiden Anfangsbuchstaben weggenommen hat.

(H)eÿ an ig geÿne weder kere
(L)aist lůffen. vil lichte geschuÿt eme ere.

(8.) (W)art ich vrauwe seilden eÿ gewar
So drůch ſi mich seluer dar
Da ich in so kůrter stůnt
Vant so vroudē richen vůnt
Ich vant up eÿnē bůrnē kalt
Na alme wůnsche wale gestalt
Wandels vri. vere werde mede
De got vor aller misdede
Hadde gansz inde gar behůÿt. bis here
De hůde ſi vort. dat is mine gere

Unterhaltung mit den vier Maiden von wapen und von minnen, bricht mit der Spalte ab, die letzte Spalte leer lassend.

(9.) Ich in weys geÿnē boÿm so sůze Bl. 71.
De neÿt sure worzelē hain in můze
Dit eÿn wise meÿster sprach
Geÿn mēsche volle raste haī in mag
Dan in deme dat he mint
Des sůcht he. als heis neit ī vint

Sprüche von Freundschaft, Minne &c. wie:

Mīne is starc als der doÿt —
De is eÿn recht edil man
Dē ſins seluis důcht zerin kan —
Och weÿ uele des nv uerdiruet
Want mā nv ecker dar na wiruet —
Och der leyder meren
allit dat leÿst besteıt ſich zů keren

Zuletzt: Hude begůnen. morne laissen af
Dar umbe geue ich neÿt eÿn kaf. —

Dieser Reim, und mehrere andere (is ist: gewis; mede,

Mägde: **unstede** Unstäte; **al: sal** soll; **schaden: waden; pat** Pfad: **dat** daß), so wie die langen Reimzeilen, bekunden die ursprünglich Niederrheinische Fassung dieser letzten drei Gedichte.

(10.) Der mīnen bergfrit Sp. d.

Ich lach an eyner helden
In eynes meyes zijt
Da horde ich us den welden
Harden weder ſtrijt
Zů vrouden rich gedone
Der cleyner uogelin
Da ſach ich blicken ſchone
Der clare ſůnnen ſchin

Dieß allegorische Minnegedicht besteht ganz aus solchen überschlagenden Reimzeilen, welche manigfaltig abwechseln, und auf solche Weise in vierzeilige Leich-Sätze sich abtheilen, obgleich sie ohne Bezeichnung sind, außer vier rothgemalten Anfangsbuchstaben der größeren Absätze, und viermal nō am Rande, wo Variationen der Versart beginnen. Endigt Bl. 63, Sp. c.

Nu wiſt alle dat is genant
Dis ſprůch bergfrit der mīnē
Sin name is uch doch vnbekant
De mit ſinen ſinnen
In důrg gůyt gemachit hayt
Zů rechter mīnen lere
Sin leuen in der maiſſen ſtayt
Dat he ſich birget ſere
Sin name de ulůcht. inde neyt ſin lif
Nu můcht ir mirken we he ſi
Hey priſt oyg gerne de reyne wif
De ſich vor wandil haldent uri. —

Ein vollständiger Abdruck dieses Gedichts und der übrigen noch ungedruckten kleinen Gedichte dieser Sammlung, folgt nächstens.

(11.) Eyn ſanc

(12.) Ohne Ueberschrift.

(13.) Eyn ſanc

sind die in den Minnes. Bd. III, S. 588. 629. 468b stehenden

Lieder Hohenburgs, Walthers, und eines Unbekannten. Dann folgt, noch auf derselben Sp. a. des Blattes 64:

Tristan inde Ẏsalde.

Gedechte mā ir zů gůde neyt
Vā den dᶜ werilde gůẏt gescheẏt
So weirt allit. als eẏn neẏt
Wat gůẏtz in der werilde gescheẏt

Blatt 189, Spalte c. endet Gottfrieds Gedicht:

Ich alde in wůnderlicher clage
Mine iair. inde mine dage

und dicht darauf beginnt Türheims Fortsetzung, ohne Ueberschrift:

Uns is eẏn schade grois geschein
Des mach dese mere zů schadē gei

bricht ab Bl. 198, Sp. a: Mit eyme kese herde (Z. 2511); die übrige S. leer. Auf der Kehrseite steht eine spätere Federzeichnung des Glücksrades, mit Lateinischen Spruchbändern.

v. d. Hagen.

XXII.

G o e t h e.

1. Aelteste Liedersammlung.

Man ist neuerlich gern wieder auf die ersten Darstellungen der Dichtungen des jungen Wolfgang zurückgegangen, weil darin der frischeste Hauch und eigenste Duft des jugendkräftigsten Lebens atmet, der in den späteren Ausgaben so häufig verwischt, abgeschwächt, überhaupt verwandelt ist. Die Ergänzungsbände zu Goethe's Werken von der letzten Hand, haben schon so manches dieser Art, aus ersten Drucken, selbst aus Handschriften, geliefert: wir erinnern nur an den ersten Götz, an die älteste Iphigenia. Das Sesenheimer Liederbuch ist bei der zur Ungebühr betriebenen Untersuchung der geliebten Friederike manigfaltig hergestellt. Eine noch ältere Liedersammlung, aus der ersten bedeutenden Dichtungszeit des Jünglings zu Leipzig, wo sonst, bis auf die Mitschuldigen, alles dem Feuergotte geopfert wurde, bewahren die „**Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, bey Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn 1770. 4.**" und darin sind nachstehende 20 Lieder enthalten, von welchen vier, Nr. 2. 3. 7. 16, in dem „Almanach der Deutschen Musen auf das Jahr 1773, Leipzig bei Schwickert 8.", wiederholt wurden. Goethe selber gedenkt dieser Sammlung nirgends, und scheint sie fast vergessen zu haben, wie die Gedichte selbst, von welchen die Hälfte fast ganz unbekannt ist. Nur einige bekannte sind wenig, andere mehr verändert. So erschienen davon zuerst Nr. 10 und 13. in G.s Schriften 1791, Bd. 4, S. 340. Dieselben wiederholt, und vermehrt mit Nr. 3. 6. 16. 18. 19. 8. 5. 14. 11, die Ausgabe von 1817, Bd. 1 (d. h. der zweite Druck dieses Bandes), Abth. 1., S. 44—53. 62. 64; wo Nr. 10 sogar doppelt steht, nochmals in Abth. 2, S. 83. Diese Verdoppelung ist vermieden in der Ausgabe letzter Hand

1827, Bd. 1, S. 46—59, 69. 71, wo sonst alles ebenso wiederholt ist. Man wird aber wol nicht anstehen, auch die übrigen Lieder dieser Sammlung demselben jungen liebesmuthigen Dichter zuzueignen. Er selber thut es so heiter zu Anfang und Ende, und hat das Ganze zu einem vollblühenden Kranze abgerundet, welcher dem jugendlichen Haupte so wol steht.

L. Tieck.

---

1. Neujahrslied.

Wer kömmt! Wer kauft von meiner Waar!
Devisen auf das neue Jahr,
Für alle Stände.
Und fehlt auch einer hie und da;
Ein einz'ger Handschuh paßt sich ja
An zwanzig Hände.

Du Jugend, die du tändelnd liebst,
Ein Küßgen um ein Küßgen giebst,
Unschuldig heiter.
Jetzt lebst du noch ein wenig dumm,
Geh nur erst dieses Jahr herum,
So bist du weiter.

Die ihr schon Amors Wege kennt,
Und schon ein bißgen lichter brennt,
Ihr macht mir bange.
Zum Ernst, ihr Kinder, von dem Spaas!
Das Jahr! zur höchsten Noth noch das,
Sonst währt's zu lange.

Du junger Mann, du junge Frau,
Lebt nicht zu treu, nicht zu genau
In enger Ehe.
Die Eifersucht quält manches Haus,
Und trägt am Ende doch nichts aus,
Als doppelt Wehe.

Der Wittwer wünscht in seiner Noth
Zur seelgen Frau, durch schnellen Tod
Geführt zu werden.
Du guter Mann, nicht so verzagt!
Das, was dir fehlt, das, was dich plagt,
Find'st du auf Erden.

Ihr, die ihr Misogyne heißt,
Der Wein heb' euern großen Geist
Beständig höher.
Zwar Wein beschweret oft den Kopf,
Doch der thut manchem Ehetropf,
Wohl zehnmal weher.

Der Himmel geb zur Frühlingszeit,
Mir manches Lied voll Munterkeit,
Und Euch gefall' es.
Ihr lieben Mädgen singt sie mit,
Dann ist mein Wunsch am letzten Schritt,
Dann hab' ich alles.

---

2. Der wahre Genuß.

Umsonst, daß du ein Herz zu lenken
Des Mädgens Schoos mit Golde füllst.
O Fürst, laß dir die Wollust schenken,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir;
Doch willst du eine Tugend kaufen,
So geh und gieb dein Herz dafür.

Was ist die Lust die in den Armen
Der Buhlerinn die Wollust schafft?
Du wärst ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Thor, wärst du nicht lasterhaft.

Sie küsset dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher! Du fühlst nicht Liebe,
So gar die Wollust fühlst du nicht.

Sey ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Thiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.
Laß dich die Lehren nicht verdrießen,
Sie hindern dich nicht am Genuß,
Sie lehren dich, wie man genießen,
Und Wollust würdig fühlen muß.

Soll dich kein heilig Band umgeben
O Jüngling; schränke selbst dich ein.
Man kann in wahrer Freyheit leben,
Und doch nicht ungebunden seyn.
Laß nur für Eine dich entzünden,
Und ist ihr Herz von Liebe voll;
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde Jüngling, und dann wähle
Ein Mägdgen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön, und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt, wie ich!
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Seegen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu seyn bemüht.
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam wenn die Welt sie sieht.
Daß unsrer Glut die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,

Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar seyn.

Ich bin genügsam, und genieße,
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie beym Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemmel ihrer Füße macht.
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
Und mir, bey halbgeraubten Küssen,
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Wenn in gesellschaftlicher Stunde,
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch ich nicht.
Welch ein Verstand der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darinn allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wollust mich an ihre Brust.
Sieh Jüngling, dieses heißt genießen!
Sey klug und suche diese Lust.
Der Todt führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Uebergang.

---

3. Die Nacht.

Gern verlaß ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald.

Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Flüstert durchs Gebüsch im Kühlen.
Welche schöne, süße Nacht!
Freude! Wollust! Kaum zu fassen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädgen Eine mir.

---

4. Das Schreyen.

Nach dem Italienischen.

Einst gieng ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und ach!
Droht sie, ich werde schreyn.

Da rief ich trotzig, ha! ich will
Den tödten der uns stört!
Still, lispelt sie, Geliebter, still!
Däß ja dich niemand hört.

---

5. Der Schmetterling.

In des Pappillons Gestalt
Flattr' ich nach den letzten Zügen
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmlischer Vergnügen,
Ueber Wiesen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belausch ein zärtlich Paar,
Von des schönen Mädgens Haupte
Aus den Kränzen schau ich nieder,
Alles was der Tod mir raubte,
Seh ich hier im Bilde wieder,
Bin so glücklich wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd stumm,
Und sein Mund genießt der Stunde,
Die ihm güt'ge Götter senden,
Hüpft vom Busen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf um ihn herum,

Und sie sieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt sie auf, da flieg ich ferne.
„Liebster komm ihn einzufangen!
„Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
„Gern das kleine bunte Ding.

---

6. Das Glück.

An mein Mädgen.

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann;
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küsse nehmen kann.

Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden
Floh, wie die Zeit, mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuß.

---

7. Wunsch eines jungen Mädgens.

O fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ists nicht da,
Man nennt uns Mama.
Da braucht man zum Nehen,
Zur Schul nicht zu gehen.
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmählen,
Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider.
Da läßt man spazieren
Auf Bälle sich führen,
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

---

8. Hochzeitlied.

An meinen Freund.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feste,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die List muthwillger Gäste
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blaßes Gold,
Ein Weihrauchwirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen sollt.

Wie schlägt dein Herz beym Schlag der Stunde,
Der deiner Gäste Lärm verjagt!
Wie glühst du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt.
Du eilst, um alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum hinein,
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie bebt von deiner Küsse Menge
Ihr Busen, und ihr voll Gesicht,
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor sie entkleiden,
Und ist nicht halb so schnell als du;
Dann hält er schalkhaft und bescheiden,
Sich fest die beyden Augen zu.

---

9. Kinderverstand.

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie,
Und hören dieß und das
Vom Lieben und vom Küssen,
Sie brauchtens nicht zu wissen.
Und mancher ist im zwölften Jahr,
Fast klüger als sein Vater war
Da er die Mutter nahm.

Das Mädgen wünscht von Jugend auf,
Sich hochgeehrt zu sehn,
Sie ziert sich klein und wächst herauf
In Pracht und Assembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wollust und der Liebe,
Sie sinnt nur drauf wie sie sich ziert,
Ein Aug entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt ans andre nicht.

Auf Dörfern sieht's ganz anders aus,
Da treibt die liebe Noth,
Die Jungen auf das Feld hinaus
Nach Arbeit und nach Brod.
Wer von der Arbeit müde,
Läßt gern den Mädgen Friede.

Und wer noch obendrein nichts weiß,
Der denkt an nichts, den macht nichts heiß;
So geht's den Bauern meist.

Die Bauermädgen aber sind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünschen sie geschwind
Was jede Mutter wehrt.
Oft stoßen schöckernd Bräute
Den Bräutgam in die Seite,
Denn von der Arbeit, die sie thun,
Sich zu erhohlen, auszuruhn,
Das können sie dabey.

---

10. Die Freuden.

Da flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Der Wasserpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Cameleon;
Bald roth und blau, bald blau und grün.
O daß ich in der Nähe
Doch seine Farben sähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin
Und setzt sich auf die stillen Weiden.
Da hab ich ihn!
Und nun betracht ich ihn genau,
Und seh ein traurig dunkles blau.
So geht es dir Zergliedrer deiner Freuden!

---

11. Amors Grab.

Nach dem Französischen.

Weint, Mädgen! hier bey Amors Grabe, hier
Sank er von nichts, von ohngefähr darnieder.
Doch ist er wirklich todt? Ich schwöre nicht dafür.
Ein Nichts, ein Ohngefähr erweckt ihn öfters wieder.

---

12. Liebe und Tugend.

Wenn einem Mädgen das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt,
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädgen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin;
Da hat daran der Eigensinn,
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das Mädgen spröde flieht;
So kennt sie nicht das Herz der Jugend,
Denn wenn das je ein Mädgen thut
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

---

13. Unbeständigkeit.

Im spielenden Bache da lieg ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust.

Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder,
Schon naht sich die zweyte und streichelt mich wieder,
Da fühl ich die Freuden der wechselnden Lust.

O Jüngling sey weise, verwein' nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens
Wenn flatterhaft je dich ein Mädgen vergißt.
Geh, ruf sie zurücke die vorigen Zeiten,
Es küßt sich so süße der Busen der Zweyten,
Als kaum sich der Busen der Ersten geküßt.

---

14. An die Unschuld.

Schönste Tugend einer Seele,
Reinster Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Byron, als Pamele
Ideal und Seltenheit.
Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich schwaches Licht;
Dich fühlt nur wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt der fühlt dich nicht.

Göttinn! In dem Paradiese
Lebtest du mit uns vereint;
Noch erscheinst du mancher Wiese,
Morgens eh die Sonne scheint.
Nur der sanfte Dichter siehet
Dich im Nebelkleide zieh'n;
Phöbus kömmt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel bist du hin.

---

15. Der Misanthrop.

A. Erst sitzt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frey;
Auf einmal kömmt in Eile
Sein ganz Gesicht der Eule
Verzerrtem Ernste bey.
B. Sie fragen, was das sey?
Lieb oder lange Weile.
C. Ach sie sinds alle zwey.

---

16. Die Reliquie.

Ich kenn', o Jüngling, deine Freude,
Erwischest du einmal zur Beute
Ein Band, ein Stückgen von dem Kleide,
Das dein geliebtes Mädgen trug.
Ein Schleyer, Halstuch, Strumpfband, Ringe,
Sind wirklich keine kleinen Dinge,
Allein mir sind sie nicht genug.

Mein zweytes Glücke nach dem Leben,
Mein Mädgen hat mir was gegeben,
Setzt eure Schätze mir darneben,
Und ihre Herrlichkeit wird nichts.
Wie lach ich all der Trödelwaare!
Sie schenkte mir die schönsten Haare,
Den Schmuck des schönen Angesichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, missen,
Wirst du mir doch nicht ganz entrissen,
Zu sehn, zu tändeln und zu küssen,
Bleibt mir der schönste Theil von dir.
Gleich ist des Haars und mein Geschicke,
Sonst buhlten wir mit einem Glücke
Um sie, jetzt sind wir fern von ihr.

Fest waren wir an sie gehangen,
Wir streichelten die runden Wangen,
Und gleiteten oft mit Verlangen
Von da herab zur rundern Brust.
O Nebenbuhler, frey vom Neide,
Reliquie, du schöne Beute,
Erinnre mich der alten Lust.

---

17. Die Liebe wider Willen.

Ich weiß es wohl, und spotte viel:
Ihr Mädgen seyd voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Forçen mit einander,
Und die sind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht,
Der Liebe Sklav, ein armer Thor!
Wie gern wär ich sie los die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

---

18. Das Glück der Liebe.

Trink, o Jüngling, heilges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke,
Abends gauckl' ihr Bild dich ein;
Kein Verliebter hab es besser,
Doch das Glück bleibt immer größer
Fern von der Geliebten seyn.

Ew'ge Kräffte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Krafft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter,
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen,
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frey;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerey.

Aufgezogen durch die Sonne,
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leichtste Wölckgen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frey von Furcht, zu groß zum Neide
Lieb ich, ewig lieb ich sie.

---

19. An den Mond.

Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht.
Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus Tagverschloßnen Hölen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich, und nächt'ge Vögel auf.

Forschend übersieht dein Blick
Eine großgemeßne Weite!
Hebe mich an deine Seite,
Gieb der Schwärmerey dieß Glück!

Und in wollustvoller Ruh,
Säh der weitverschlagne Ritter
Durch das gläserne Gegitter,
Seines Mädgens Nächten zu.

Dämmrung wo die Wollust thront,
Schwimmt um ihre runden Glieder.
Trunken sinkt mein Blick hernieder.
Was verhüllt man wohl dem Mond.
Doch, was das für Wünsche sind!
Voll Begierde zu genießen,
So da droben hängen müßen;
Ey, da schieltest du dich blind.

---

20. Zueignung.

Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt, und jung, und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab sie so gesungen.

Sie singe, wer sie singen mag!
An einem hübschen Frühlingstag
Kann sie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzt von ferne zu,
Jetzt drückt ihm diätätsche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb scheel, halb weise sieht sein Blick,
Ein bißgen naß auf euer Glück,
Und jammert in Sentenzen.
Hört seine letzten Lehren an,
Er hat's so gut wie ihr gethan
Und kennt des Glückes Gränzen.

Ihr seufzt, und singt, und schmelzt und küßt,
Und jauchzet ohne daß ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe.
Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
Schleicht, sollt's auch wohl im Winter seyn,
Bald zu dem Heerd der Ehe.

Ihr lacht mich aus und rufft: der Thor!
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlohr,
Verschnitt jetzt gern uns alle.
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz,
Das treue Füchslein ohne Schwanz
Das warnt auch für der Falle.

Vielleicht ist in der letzten Zeile euch für auch zu lesen. Im ersten Liede steht hinter plagt ein Punkt, anstatt des Komma's, und beschwöret für beschweret. So ist auch wol im neunten Liede schäkernd für schöckernd zu lesen. Im neunten Liede steht hienein für hinein. Für ß und ß setzt die Lateinische Cursiv-Schrift durchgängig *ſs*. Sonst ist hier der erste Druck buchstäblich wiederholt.

2. Faust.

(Vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften, den 29. Juli 1844.)

Von jeher, seit dem Paradiese, trachtete der Mensch die Schranken der Menschheit zu überfliegen, Gott gleich zu sein, selber sich zum Gotte zu erheben, durch schöpferische Wunderkräfte der Welt zu gebieten, und „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, selbst zu genießen.“ An den bedeutendsten Namen der Geschichte haftet, mit Grund oder durch die Sage, ein solches Tichten und Trachten, von Zoroaster her durch das ganze Heidenthum, im alten und neuen Testament, hier dem wahrhaft wunderthätigen schöpferischen Christenthum gegenüber, und endlich innerhalb des Christenthums selber als innerer, noch tieferer Abfall und irkung der finsteren Mächte. Sogar eine ganze Reihe von Päpsten, vom Sylvester an mit seinem Teufelshunde, erscheinen als Zauberer, und in der Legende gehen Heilige durch diese Feuerprobe, wie Cyprianus, den Calderon als wunderthätigen Magus verherrlicht hat, und vor allen Theophilus, dessen Schuldverschreibung an den Teufel durch die Gnade der jungfräulichen Mutter getilgt und gesühnt wird *). Eine solche holdselige Auflösung hat bekanntlich Goethe seiner Vollendung des Faust gegeben, wie seine ganze vollendete Umgestaltung des überlieferten Faust erforderte. Allerdings ist unser Faust ursprünglich ganz anders gewachsen, und theilt mit den meisten ähnlichen Geschichten und Dichtungen das tragische Ende: der Teufel holt den ihm verfallenen Johann Faust, ebenso wie den Don Juan.

*) Bekannt ist das alte Plattdeutsch Gedicht, herausgegeben von Bruns. Das Mittelhochdeutsche Gedicht steht in m. Gesammtabenteuer Nr. 84. Das Altfranz miracle de Theophile von Gauthier von Coinsy und Rutebeuf, ist auch Niederländisch gedichtet.

Dieser Faust ward der Träger der meisten ähnlichen einzelnen Ueberlieferungen, welche sich an ihm vereinigten, und auch wol wirklich wiederholten. Er war wol nicht ein bloßer Betrüger, sondern der Betrogene des Bösen und des noch währenden Wahnes seiner Zeit; auf ähnliche Weise, wie damals und später noch die Hexen. Daß Johann Faust ein wirklicher Mensch, und zu Anfange des 16. Jahrhunderts gelebt habe, ist nicht mehr zu bezweifeln: Vermischung mit dem ein halb Jahrhundert ältern berühmtesten Miterfinder der Buchdruckerkunst, Joh. Fust, tritt erst in späteren Dichtungen hervor: obschon die neue wunderbare Kunst auch als ein Teufelswerk der Schwarzkunst erscheinen konnte. Wir haben eine ganze Reihe gleichzeitiger Zeugen über Johann Faust: Manlius, del Rio, Wier, Schüler des Cornelius Agrippa, der selber als Zauberer verrufen ist, so wie der auch gleichzeitige Theophrastus Paracelsus, und der Abt Tritheim: welcher letzte schon 1507 von einem jüngern Faust redet; dann J. Gast, Camerarius, Konrad Gesner, und die gewichtigsten endlich, Melanchthon und Luther. So fleißig man alle jene Zeugnisse gesammelt*), so wenig ist, auffallend, Luther hier beachtet; gleichwie man sich bemüht hat, Fausts durch seine Lebensbeschreibung bezeugten Aufenthalt zu Wittenberg dadurch von dieser gleichsam heiligen Stadt abzuwehren, daß man die Angabe des Manlius, er sei zu Kundlingen in Wirtenberg geboren, als Grund zur Verwechslung mit Wittenberg betrachten wollte: während anderseits Wittenberg, wo der Geisterseher Hamlet studirte, als der Sitz des Lucifer verrufen ward. Kundlingen ist Knitlingen, welches der mit Faust bekannte Manlius ein Städtchen seiner Nachbarschaft nennt, und das in sofern nächsten Anspruch hat, als dort, laut Schellings mündlicher Mittheilung, Fausts Geschichte noch örtliche Volkssage ist, so wie noch im nahen Maulbronn der Thurm gezeigt wird, wo der Teufel mit Faust hinwegflog. Nach Manlius lernte Faust die Magie in Krakau.

Laut der älteren Lebensbeschreibung, ist Faust zu Rod bei Weimar geboren; was aber die jüngere Lebensbeschreibung berichtigt in

---

*) Schon J. G. Neumann diss. hist. de Fausto prestigiatore. Witenberg. 1682. 1742. 43. 46; Deutsch 1703. Darnach (Köhler) in der hist. kritischen Untersuchung über das Leben und die Thaten des Dr. Joh. Faust. Leipzig 1791. Berlin. Monatschr. 1810, Jul. Zuletzt Dr. Chr. L. Stieglitz d. ä. die Sage vom Dr. Faust, in F. v. Raumers hist. Taschenbuch. Leipzig 1834.

die Grafschaft Anhalt „in der Mark Sontwedel", wo seine Aeltern arme Bauerleute gewesen: er wurde aber bei einem reichen Vetter in Wittenberg erzogen, wo damals noch keine Universität war: so daß er in Ingolstadt studirte, und hier auch mit den Zauberbüchern bekannt ward. Worauf er dann, als fahrender Schüler, M. und Dr., mit seinem Hund Prestigiar, nach Wittenberg zurückkam, und daselbst, auch in Erfurt, Leipzig, und weit umher in Deutschland, ja drüber hinaus, als Wunderthäter umherzog: so daß alle Gauen Deutschlands ihren Beitrag zu seiner Geschichte lieferten. Daher denn auch die mannigfaltig darin zerstreuten Zeugnisse. Unter diesen hebe ich hier nur die Tischreden Luthers hervor; denn dazu gehören diese von dem ersten namhaften Verf. der Faustbücher, Ge. Rud. Widmann, zuerst und allein mitgetheilten Aeußerungen, indem, wie er sagt, sie bei einem Gastmale L.s vorgekommen; daß er sie aber aus einem besondern Schreiben entnehme, wie er hinzufügt: „diese und andere mehr kurtzweilige vnd fröliche erzehlte gesprech, da man dieses D. Fausti gedachte, habe ich auß einem besondern schreiben, so mir bekant, wollen erzehlen vnd anziehen, und ist hierauß abzunehmen, das D. Faustus schon (nach 1521) in einem ansehen gewesen, er hat sich aber damahls zu Magdeburg bey den Thumbherren enthalten, die jn in einem grossen wehrt gehalten haben." Die Erzählung selber nun: „was D. Luther von D. Fausto gehalten hab" lautet:

„Es hat auff ein zeit Doctor Martinus Luther ein gastung gehalten, da hat man des D. Fausti vber tisch gedacht, was er in kurtz für schalckheit getrieben hette, darauff sagt Doctor Luther ernstlich, es mache dieser Faustus, was er wolle, so wirdts jhm an dem ende wieder reichlich belohnt werden. Denn es steckt nichts anders in jhm, denn ein hoffertiger stoltzer vnd ehrgeitziger Teuffel, der in dieser Welt einen ruhm wil erlangen, doch wieder Gott vnd sein wordt, wieder sein eigen Gewissen vnnd Nechsten, aber was nicht bleiben wil, das fahre nur stracks zum Teuffel, denn kein hoffertigers Thier nie entstanden, vnd darüber so hoch gefallen ist, als der Teuffel, ey warumb wolt dann Faustus seinem Herrn nicht nach ohmen, auff das er sich zu letzt auch an den kopff stosse. Aber das sage ich, er, noch der Teuffel gebrauchen sich der Zauberey nur nicht wieder mich. Denn das weiß ich wol, hette der Teuffel zuuor lengst mir vermocht schaden zu thun, er hette es lang gethan, er hat mich

wol offtmahls schon bey dem kopff gehabt, aber er hat mich dennoch müssen gehen lassen, ich hab jhn wol versucht, was er für ein Gesell ist, er hat mir offt so hart zugesetzt, daß ich nicht gewüst hab, ob ich Todt oder lebendig were. Er hat mich auch wol in verzweiffelung gebracht, daß ich nicht gewüst, ob auch ein Gott wehr, vnd an vnserm lieben Herrn GOTT gantz vnd gahr verzagte, aber mit GOTtes wort hab ich mich seiner erwehrt, es ist auch sonst kein hülff noch Rath, denn das Gott, mit einem wörtlin dürch einen menschen gesprochen, oder das sonst einer ergreifft, einem hilfft, hat man aber GOTtes wort nicht, so ists baldt mit vns geschehen, denn da kann er die leut nach seinen willen reiten vnd treiben.

Also sind in dieser mahlzeit von diesem Fausto viel disputationes fürgelauffen, Vnder denen auch einer sagte, wie D. Faustus so erfahren were, das er wüste, was in künfftig geschehen solte. Darüber antwort Doctor Martinus Luther, ja, der Teuffel weiß der Gottlosen gedancken, denn er gibts jhnen ein, er sihet vnd regieret aller Menschen hertzen, die nicht mit GOTTEs wort verwahret sindt, ja er helt sie in seinem strick gefangen, das sie reden, gedencken vnnd thun müssen, nach seinem Willen, 2 Timoth. 2. vnd am andern zun Corinth. am vierdten, darumb ists kein wunder, ob schon Faustus etwas zuuor ersehen kan, denn der Teuffel hat auch mit dem Bäyerischen krieg, solches leichtlich errahten konnen, denn er hat gesehen, das Pfaltzgraff Ruprecht stoltz vnd reich, darzu kühn war, das er auch Kayser Maximilian verachtet, entgegen daß Maximilian ein hoch Adlich auffrichtig gemüth hette, deshalben er hoch zu loben gewesen, darüber ist der Krieg entstanden. — —

In solchem gesprech sagt ein ander, wie Doctor Faustus newlich bey einem Grauen in Beyern gewesen, da hab er jhm zugefallen, ein schon jagwerk angerichtet, das auch allda allerley thier erschienen weren, aber nicht natürlich. Darauff sagt Doctor Luther, das jhn ein stattlicher vom Adel einmahl lassen auff sein Schlos beruffen, sampt etlichen gelahrten zu Wittenberg, vnd darauff eine Hasenjagt bestellet, da were von allen, so dabey gewesen, ein grosser schöner Haß vnnd Fuchs gesehen, der lauffen kommen were, da jhm aber der Edelmann auff einem klepper mit geschrey nachgeeylet, were das Pferdt plötzlich vnder jhm darnieder gefallen vnd gestorben, vnnd der Haß were in die lufft gefahren vnd verschwunden vnnd were solchs ein teuffelisch gespenst gewest.

Hierauff sagte ein ander, das er wüste, das vnbenannte Edelleuth im Landt zu Düringen, einmahl am Hörselberg des nachts Hasen geschreckt, vnd jhr bey acht gefangen hetten, wie sie nun heimkommen, vnnd die Hasen aufhencken wolten, so warens des Morgens eitel Pferdtskopff gewesen. Darauff antwortet Doctor Luther, es kan wol sein, das der Teuffel die Pferdtskopff bey dem Schindtwasen versamlet, vnnd mit denen ein spott angerichtet, vnnd ist vermüthlich, Doctor Faustus werde sein gejagt auch nicht angefangen haben, das er es ohn gespött wirdt haben lassen abgehen, denn der Teuffel spottet aller Menschen künste, er ist ein stoltzer geist.

Es sagt auch einer darauff, wie D. Faustus sich ein weil zu Gotha hab gehalten, da er nun hinweg kommen were, denn er war mit seinem Wirt in vneinigkeit gerahten, da sey in des Wirts keller ein solchs gerumpel vnnd gespenst worden, das niemandt bey nachts mit einem liecht hinab gehen können, sondern es sey jhm allewege außgelescht worden, so höre man noch die gantze nacht in dem keller binden, das man zuuor nie gehört hab. Darauff antwort Doctor Martinus Luther, das ist des Teufels art, wo er einmahl einschleicht, so lest er sich nicht gehrn außtreiben*). —

Weiter sagt Doc. Luther. Als ich Anno 1521. zu Wartburg im Pathmo auff dem hohen Schlos mich aufhielt, da plagt mich der Teuffel auch offt also, aber ich wiederstundt jm im glauben, vnd begegnet jhm mit dem spruch, GOtt ist mein Herr, der den Menschen geschaffen hat, vnd hat dem menschen alles vnder seine Füsse gethan, hastu nun darüber was macht, so versuch es. Vnd wenn er mirs jetzundt also wieder thet, wie dazumahl, wolt ich sagen, Polter Hans, du treibst viel gauckeley vnd kunst, kom hero, vnderstehe dich des, ich wil (mit reuerentz) dir hie einen starcken hinder lassen, bistu so keck, so mache einen Knopff daran, denn er ist ein stoltzer geist, lest sich nicht gern vexiren**). —

*) L. erzählt hier, daß er dem Pfarrherrn von Stiptz bei Torgau gegen ähnlichen Teufelsspuk im Hause, ähnlichen Rath gegeben, wie ihm selber auf der Wartburg geholfen.

**) L. erklärt den Knopf durch eine Geschichte, wie d r Propst Jakob von Bremen in der Herberge zu Magdeburg den Poltergeist durch Gebet zu des Wirthes Schlafkammer getrieben, wo die Wirthin dem Teufel einen solchen Stab zur Wallfahrt nach Rom geboten.

Nun war aber allda D. C. J. sagte, wie D. Faustus solte einen Spiritum famuliarem haben, darauff wart folgende geschicht also mit vnter andern erzehlet*). — darauff sagt D. Luther, ja er kan sich in eines Menschen gestalt verstellen, aber das ist gewiß, wer den Teuffel zu gast ladet, der wirdt sein nicht also loß. Denn D. Lucas Gauricus der schwartzkünstler auß Italien, hat auff ein zeit in beysein vieler guter Herren, da ich auch gewesen, bekennet, das jhm auff ein zeit sein geist erschienen sey, vnd mit gewalt an jhm gewollt, er solle auß Italien sich in Teudtschlandt thun, da einer vber jhn sey, Doctor Faustus genant, von diesem würde er viel sehen, Auff solche anmutung hat er geantwortet, es würde sich nicht schicken, das ein Teuffel den andern außtriebe." —

Diese Reden sind um so bedeutsamer, als Luther, wie er auch hier selber ausspricht, ebenfalls mit dem Teufel in Zwiespkach gerieth, zwar im ganz andern, siegreichen Sinne.

Der genannte Widmann ist, wie gesagt, der erste und bekannteste namhafte Verfasser der Faustgeschichte: derselbe schrieb seine nur in der ältesten Ausgabe, Hamburg 1599. 3 Th. 4. gedruckte Zueignung am 12. Septbr. 1599 zu Schwäbisch Hall, an den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe-Langenburg, seinen „gnädigen Herren", bei dessen Vater Eberhard auch sein seliger Vater Dr. Ge. Rud. Widmann 30 J. Rath und Advocat gewesen. Hier beruft er sich zugleich auf seine Quellen und Vorarbeiter:

„Ob nun aber, wolgeborner gnediger Herr, die geschichten vnd Historien, des verwegnen vnd Gottlosen Manns Doctoris Johannis Fausti, sich vor vielen jahren zugetragen vnd begeben haben, davon auch viel sagens bey den Leuten gewest, so findt doch dieselben noch biß daher noch nicht recht fürhanden, sintemahl sie vnter den Studenten lange zeit verborgen haben gelegen, vnd ob sie wol dermal eins zusammen findt geraffelt, auß den brieffen derjennigen,

*) Wie ein Abt von N. im Wirthshause zu Dresden einen Poltergeist nur dadurch entfernte, daß er ihn in Gottesnamen zu seinem Kloster beschied, wo bei der Heimkehr jener in Mönchsgestalt ihn Lateinisch willkommen hieß, und ihm nun dienen wollte; worüber der Abt erschrak, jedoch ihn annahm, und um ihn zu kennen, ihm eine Schelle anhenkte; bis der dienstbare Geist, weil ihm der Küchenbube viel Leides that, diesen einmal an einen Balken hängte: worauf der Abt ihm den Abschied gab. — Hier haben wir deutlich die Grundzüge der Volksdichtung von Bruder Rausch, Niederdeutsch Rusch, die Endlicher in Wien aus dem Straßburger Drucke von 1515 wiederholte.

so vmb Faustum gewest sindt, als, Thomas Wolhalt, Thomas Hamer, Christoff Häyllinger, Caspar Moir, Frederich Bronauer, Gabriel Reimer, Johan Victor, vnd ander die es jhren Freundten vnd verwandten zugeschrieben, wie dann auch Doctor Faustus selbst befahle seinem Diener, dem er sein gut vnd erbschafft legierte, Johan Wäiger genant, das er alles fleissig sein thun, leben vnd wandel betreffend, solte beschreiben, so ist doch noch biß auff diese zeit die warhaffte Historia von gedachtem Fausto nit recht an tag kommen. Weil ich dann die recht warhafft Histori, im rechten Original in meinen henden vnnd gewaltsam gehabt, vnd nötig erachtet, das sie menniglichem zur warnung an tag mücht gebracht werden, hab ich dieselb mit nothwendigen erinnerungen publicieren wollen, der gewissen zuuersicht vnd hoffnung, weil es ein newe Historia vnd werck, es würd seine Telemachos finden, die es mit lust durchlesen, vnd anhören, vnnd Gottsfurcht darauß lehrnen würden."

Etwas Näheres berichtet über diese Verhältnisse noch der Schluß der Vorrede: „dabey ich dann auch nicht mag vnuermeldet lassen, ob wol die Historien des Doctoris Fausti schon vor diesem in den Truck ist verfertigt worden, jedoch weil dieselbe wunderlich daher rauscht, vnnd auch die gantze Histori darinnen nicht ist all begriffen, daß in diesem Buch dargegen ein genüge geschehen sol, jedoch das auch nicht alles, was züchtige ohren vnnd herzen betrüben mücht, sol erzehlet werden. Mag auch mit warheit vnd gutem gewissen sagen, das diese meine edition dem rechten vnnd warhafften Original, so von Johan Wäyger vnnd andern Fausti bekandten ist hinderlassen, gemeß sey."

Hienach war die rechte und wahrhafte Urschrift, welche Widmann in Händen hatte von Wäiger und andern Bekannten Fausts. Unter diesen obgenannten wird von M. Thomas Wolhaldt aus Torgau Fausts Complexion von dessen Hand mitgetheilt (Th. 1, Kap. 4); von Christoph Hayllinger, dem Krystallseher, bekömmt Faust den Krystallgeist (Kap. 5); vom M. Kaspar Moir aus Loca (wol Lohra) in Sachsen wird ein Bericht (Kap. 14) und ein Brief an zwei Erfurter Freunde (Kap. 26. 27) über Fausts Hauswesen und Zaubergarten in Weihnachten gegeben; und vom M. Friedrich Bronauer aus Schweidnitz wird über Fausts Astrologie berichtet (Kap. 30). Merkwürdig ist die mündliche Erzählung eines ungenannten Adeligen im Wirthshause zu Leipzig, der Fausts Tod be-

dauerte, weil F. ihn aus der Gefangenschaft bei einer Wallfahrt nach Jerusalem durch seinen Geist heimbringen ließ, damit er noch die zweite Hochzeit seiner Frau verhindern konnte: Wiederholung der bekannten Sage vom Edlen Möringer, Heinrich dem Löwen, Wolf-Dietrich u. a. (Th. II, Kap. 20). Von Faust selber wird, außer der eigenhändigen Verschreibung (Th. I, Kap. 10), ein Schreiben über die Luftfahrt auf seinem Mantel von Wittenburg nach München im Jahr 1525, mitgetheilt (Kap. 33), so wie ein Schreiben an einen Edelmann bei Zwickau über einen Burggeist (Th. II, Kap. 8). Auf Wäigers Zeugnis beruft sich Widmann besonders über einen Liebeszauber, wodurch Faust ein Paar zusammenbringt (Th. II, Kap. 7). Aus Wäigers Aufzeichnungen werden die Weissagungen Fausts kurz vor seinem Ende gegeben, (Th. III, Kap. 3) und die ausführlichen theologischen Gespräche und Verhandlungen zu Fausts Rettung vor dem nahen Tode (Th. III, Kap. 16).

Auf seine dem Wäiger aufgetragene Lebensbeschreibung verweiset Faust auch selber seine Freunde in seinem letzten Bekenntnis (ebend.), zu welchem bemerkt wird, daß Wäiger, der mit mehreren Gelehrten dabei gewesen, die fleißig aufgemerkt, und es „hernach in ein form zusamen gebracht haben, — alles verwarlich verschlossen behalten, vnd es zuletzt an tag kommen lassen."

In diesem Bekenntnis sagt Faust: „Was ich auch in diesen 24. Jahren für Abenthewr getrieben, auch andere geschichten mehr habe begangen, das werdet jhr in meiner behausung auffgeschrieben finden, vnd soll es dieser mein Sohn Wayger euch auff ewer begerde nicht fürenthalten."

Kurz vor seinem Tode hatte Faust dem Wäiger dieses Werk aufgetragen, und ihm den dazu dienstbaren Geist Auerhan hinterlaßen, Th. 3, Kap. 2: „Darneben bitte ich dich, daß du meine Kunst, thaten vnnd was ich getrieben habe, nicht offenbarest, dann allererst lang nach meinem Todte, alsdann wollestu es fleissig auffzeichnen, die zusammen schreiben, vnnd in ein Historien bringen, darzu dir dein Geist vnd Aurhan helffen wirdt, was dir vergessen ist, das wirdt er dich wider erinnern. Dann man wirdt solche meine geschicht von dir haben wollen."

Und am Schlusse, Th. 3, Kap. 21, wird über Fausts Erscheinung nach dem Tode und Gespräche mit Wäiger auf dessen Buch Bezug genommen:

„Nachdem Doct. Faustus todt vnd vergraben war, erregte sich sein Geist, vnd erschien seinem diener Wäyger, mit dem er viel gesprech hielt, welchs gesprech in der History des Waygers zu finden ist."

Dieses bezieht sich wol nicht auf den weiterhin vorkommenden handschriftlichen „Höllenzwang", von Christoph Wagner aus Fausts Nachlaß. Fausts Leben von Chr. Wagner ist jedoch sonst nicht bekannt: das als solches hier in Berlin 1712 gedruckte ist nur ein Auszug aus Widmann; und das Geschichtsbuch Wäigers (wie Wagner bei ihm immer heißt) ist also wol nur in Widmanns Werke noch erhalten. Vielleicht ist aber die obige „History des Waygers", des letzten eigene Lebensgeschichte, welche Widmann bestimmt von dessen Faustbuch unterscheidet, und es ebenfalls herauszugeben verspricht, Th. 2, Kap. 5, nachdem er erzählt, wie Faust ihn, als Knaben, den Sohn eines Priesters zu Wasserburg und dessen Köchin, der seinem harten Vater entlaufen, und halb nackt Responsoria singend umhergezogen, als Sohn aufgenommen und ihn in alle seine Geheimnisse eingeweiht habe, so daß er auch „ein verwegner gotloser bub, wie seine eigene Histori bezeuget. — Davon dann ferner in des Johan Wäygers Historia meldung geschehen wirdt, welche ich auch, wils Gott, an tag zu geben willens bin, so fern mir GOTT das Leben noch etwas sparen wirt." In dem ältern Faustbuche, wo (Kap. 8) nur kurz gemeldet wird, daß Faust „einen vorwagenen Jungen — Christoffer Wagener" zum Famulus gehabt, steht von alter Hand am Rande geschrieben: „dessen Historie ich in 4to habe, und ist zu dieser Historie altera pars." Das ist ohne Zweifel „Des durch seine Zauberkunst bekannten C. Wagners, weiland gewesenen Famulus D. J. Faustens (,) Leben und Thaten, von F. Schotus Tolet, in deutscher Sprach geschrieben, und nunmehr mit einer Vorrede vermehrt durch P. J. M. (Marperger). Berl. 1714. 8; welches als „ander Theil" des Faust, „zu P. Gerapoli bei Constantinum Josephum" schon 1594. 4. erschien, dann Hamb. 1598. 4, mit des Schotus Abent., als 3. Th., und daraus das Puppenspiel von Dr. Wagner, hervorging. —

Widmann gedenkt aber bei dieser alten vielfältig durch die Sage bekannten Faust-Geschichte, die lange bei den Studenten verborgen gelegen habe, eines andern schon früher verfaßten Buches, welches aus den Briefen der obgenannten Bekannten Fausts an ihre Freunde zusammengerafft wurde. Es hatte also diese

Quelle mit Widmann gemein; dieser rühmt sich jedoch der getreueren und fleißigeren Benutzung derselben, wie sich denn der Anfang der Vorrede gegen unbillige Beurtheilung seines Buchs verwahrt, „welches ich mit grossem fleiß, mühe vnd arbeit zuwegen gebracht.“ Er vermeint demnach, gegen jenes ihm wunderlich daherrauschende Faustbuch, das echte ordentliche Werk zu liefern, welches zugleich vollständiger sei, und doch alles Unzüchtige und Verletzende (die Gotteslästerungen) beseitige. Gewis ist sein Werk das vollständigste vorhandene Faustbuch, an einzelnen Abenteuern, so wie an Disputationen mit dem Teufel über die hier sich aufdrängenden schweren Fragen von der Schöpfung, Fall und Erlösnng der Engel und der Menschen; ja es ist übervollständig, und er hat es mit vielen nur zu weitläuftigen Parallelen aus der heiligen und weltlichen Geschichte, nebst Lehren und Nutzanwendungen, aufgeschwellt.

Das so von Widmann überbotene ältere Faustbuch lag auch schon gedruckt vor, wie er am obigen Schluß der Vorrede sagt. Und so hat es sich denn, wie ich nicht zweifle, noch erhalten, und wir können beide Bücher mit einander vergleichen.

Der älteren Ausgaben des Widmannischen Buchs, welche zu Berlin 1587. 8. und Hamburg 1594. 4. erschienen sein sollen*), können offenbar nicht Widmanns erst 1599 zugeeignetes Werk sein. Die erste Jahrzahl bezieht sich vermuthlich auf das ältere, von W. erwähnte und auch benutzte Werk, von welchem ich, die so viel ich weiß, noch nicht näher bekannte Niederdeutsche Ausgabe vorlege. Dieselbe ist zu Lübek 1588 in 8. durch den fibelberühmten Johann Balhorn gedruckt, und wenn auch nicht eine Verbalhornung, doch gewis eine Niederdeutsche Uebertragung aus dem Oberdeutschen. Das erhellt aus dem Titel, und näher aus der mit verniederdeutschten Zueignung des Buchdruckers Johann Spreth zu Frankfurt a. M. vom 4. Septbr. 1587, an den Kurmainzischen Amtschreiber Caspar Koln und den Rentmeister der Grafschaft Königstein Hieronymus Hoff; so wie noch aus vielen Hochdeutschen Ueberbleibseln. Hier wird diese Faustgeschichte bestimmt als die erste gedruckte gerühmt, welche auf vieles Begehren verfaßt worden, und zwar wie sie neulich dem Drucker und Verleger durch einen guten Freund aus Speier zugekommen. Auf

*) Siehe Köhler 50.

dem Titel heißt es dann noch, daß diese Geschichte Fausts mehrentheils aus seinen eigenen hinterlassenen Schriften zusammengetragen und in den Druck verfertigt worden. Dazu wird dann in der Vorrede noch bemerkt, daß jedoch zur Vermeidung des Misbrauchs, die Beschwörungsformeln mit Fleiß ausgelassen wurden.

Dieses nur aus 68 Kapiteln, auch in 3 Theilen, bestehende Büchlein hat ganz das Ansehen, daß es wirklich so entstanden, wie angegeben wird, und auch Widmann tadelnd andeutet. Es gebraucht die von Widmann angeführten und benutzten Urkunden, namentlich gibt es von Faust selber eine Schrift aus seinem Nachlaß und einen Brief an Jonas Victor, Medicus in Leipzig, über seine Fahrt durch die Hölle und zu den Sternen (Kap. 23. 24), und versichert noch am Ende, daß diese Geschichte Fausts von ihm selber verfaßt wurde, und von seinen Freunden vollendet, mit den Aufzeichnungen seines Famulus Christoffer Wagener, als ein neues Buch ausgehe*). Daß Widmann es vor sich hatte, erhellt schon aus der obigen Berichtigung des Geburtsortes Fausts in derselben, mit der Randbemerkung: „wie sich der Autor der vor dieser gedrückten Historien von Fausto darinn hat verstossen.“ Die Anlage ist im Ganzen übereinstimmend; einen Theil der kürzeren Erzählungen hat Widmann fast wörtlich, und meist in derselben Folge aufgenommen (Kap. 32—48. 50—56. 58. 59); wobei zu bemerken, daß für Kaiser Maximilian, dem Faust zu Insbruck Alexandern den Großen erscheinen läßt, Widmann Karln V setzt. Widmanns obige Nachricht, wie Faust dem Wäiger aufträgt seine Geschichte zu schreiben, so wie seine Zauberbücher zu bewahren, ist auch wörtlich aus dem älteren Faustbuche**), wo jedoch das Vermächtnis des Grundbesitzes an Wagner örtlich näher in Wittenberg bestimmt ist***). Das Uebrige hat Widmann ebenfalls anders und eigenthümlich gefaßt

---

*) Kap. 68: „Se vünden ock desse Fausti Historiam vpgetekent, vnd van eme beschreuen, wo hyr vör gemeldet, alles ahne syn Ende, welcker desse Magisters vñ Studenten dartho gedan, vnd wat syn Famulus vpgetekent, dar ock ein nye Boeck van em vthgeit.

**) Kap. 61: „Darneuen bidde ick, dat du myne Kunst, Daden, vnd wat ick gedreuen hebbe, nicht apenbarest, beth ick Dodt bin, alsedenn willestu ydt vptekenen, thosamende schriuen, vnd yn eine Historien transfereren, dartho dy dyn Geist de Whrhane helpen wert, wat dy vorgeten ys, dat wert he dy wedder erynnern, denn men wert sölcke myne Geschichte van dy hebben willen.“

***) Kap. 60: „dat Huss sampt dem Garden, by des Gansers vnd Vith Rodingers Huss gelegen, by dem Ysern Dore, in der Schergatzen an der Rinckmüre.“

und dargestellt, wie vermehrt, nach Maaßgabe seiner anderweitigen Urkunden und deren Benutzung, gewis aber auch sehr stark aus eignen Mitteln. Dahin gehören vornämlich die schon gedachten weitläuftigen Disputationen Fausts mit dem Teufel zu Anfang, und die endlosen theologischen Gespräche mit den Freunden kurz vor dem Ende: anstatt deren das ältere Buch kurze Darstellungen und einige, zum Theil poetische Wehklagen hat*). Die Sprüche in Reimen, womit Mephistopheles den Faust verspottet (Kap. 3. 65), und überhaupt der sprichwörtliche Ausdruck, mangeln bei Widmann, und nähern das ältere Buch mehr einerseits den dramatischen Spielen, und anderseits dem merkwürdigen Volksliede vom Doctor Faust, welches, als fliegendes Blatt aus Köln bekannt**), sich leicht in die ursprüngliche strophische Form als ein wirkliches Lied herstellen läßt, und ganz eigenthümliche Züge enthält, namentlich wie Faust in Jerusalem vom Teufel ein Gemälde des Gekreuzigten fordert, so daß Goethe selber in diesem Liede „tiefe und gründliche Motive" erkennt***).

So wie demnach dieses ältere Faustbuch viel volksmäßiger erscheint, als Widmanns Werk, ohne dessen gelehrten Ballast, so enthält es auch manches Eigenthümliche und Bedeutende, das W. auffallend zurückließ oder umwandelte.

Zuvörderst zeigt sich hier schon bestimmtere Anlage zu einem Dante'schen Universalgedicht, welches Goethe daraus bildete, — dadurch, daß Faust nicht nur durch die damals bekannten Reiche der Erde, vom Kaiser und Papst bis zum Großtürken Soliman 1519, nach Aegypten und Indien (doch nicht Jerusalem) reiset und abenteuert, sondern auch Reisen durch die unsichtbaren Reiche, Hölle und Himmel macht (Kap. 23. 24), zwar nur durch den Sternenhimmel, in Bezug auf die Sterndeutung; so wie er in das noch

---

*) Die 68 Kap. in drei Theilen (1—16. 17—31. 32—68.) vergleichen sich mit Widmanns Werk auch in 3 Theilen also: Kap. 1 (ist bei W. Th. I, Kap. 1). 2 (6). 3 (7). 4 (9). 5. 6 (10). 8 (14. II, 5). 9 (II, 25). 10 (16. 19). 11 (24). 12 (21). 13 (22). 14 (31). 15 (23). 17 (27). 21 (32). 32 (II, 11). 33 (II, 14). 34 (II, 15). 35 (I, 44). 36 (I, 33). 37 (I, 34). 38 (I, 38). 39 (I, 46). 40 (I, 45). 41 (I, 47). 42 (I, 35). 43 (II, 18). 44 (II, 19). 45 (II, 22). 46. 47 (II, 23). 48. 49 (II, 24). 50. 51 (I, 42. 43). 52 (II, 1. 2). 53 (II, 1). 54 (II, 7). 55 (I, 27). 56 (II, 17). 58 (II, 9). 60 (III, 1). 61 (III, 1. 2). 67 (III, 15). 68 (III, 16).

**) Bei Stieglitz 179 wiederholt, aus dem Wunderhorn I, 214, wo sonst nichtstrophische Gedichte (z. B. Thedel von Walmoden) gern zu Liedern verarbeitet sind.

***) Werke A. l. H. Bd. 33, S. 193.

auf Erden stehende irdische Paradies auch nur von ferne schaut, wie Moses ins gelobte Land (Kap. 25—31). Dann führt Faust durch Magie den Studenten aus Erfurt, wo er den Homer liest, die Helden des Trojanischen Krieges und den Menschenfresser Polyphem vor*). Damit bereitet sich zugleich die Erscheinung und bedeutsame Einführung der schönen Helena, welche Faust einmal, am weißen Sonntage, den Studenten in Wittenberg zum Ergötzen heraufzaubert.

Sie wird folgendermaßen beschrieben, Kap. 49: „Desse Helena erschynde yn einem köstliken swarten Purperklede, ere Hår hadde se heraff hangen, dat so schön alse Goldt schynede, ock so lanck, dat ydt er beth vp de Kneewaden hengede, mit schönen swarten Ogen, ein leefflick Angesichte, mit einem runden Koppe, ere Lippen rodt alse rode Karsebern, mit einer klenen Mundt, einen Hals alse ein witter Swon, rode Wangen alse eine Rose, ein schön blenckern Angesichte, eine lange smalle vñ vpgerichtede Person. In Summa, ydt was an er neen Mangel tho vinden, se sack sich allenthaluen in de Dörntzen vmme, mit går stolten vnd böuischen Gesichte, dat de Studenten yegen er yn Leue entfenget wörden."

Widmann erwähnt dieser Erscheinung der Helena nur ganz kurz (Th. II, Kap. 24). Seiner Vorrede gemäß, das Anstößige und Verletzende zu beseitigen, bemerkt er zum Schlusse des zweiten Theils in einer „Erinnerung an den Christlichen Leser", daß er hier „auß hochbedenklichen Christlichen Ursachen" etliche Geschichten auslaße, namentlich Fausts Luftfahrt zu den Sternen und seine Reisen durch die Länder der Erde: wie er auch dessen Fahrt durch die Hölle und Darstellung des höllischen Pandämoniums, neben der himmlischen Hierarchie, den Teufelsspuk in Fausts Hause (Kap. 2), und Fausts zweite blutige Verschreibung (Kap. 53) übergeht (Th. II, Kap. 1). Helena wird mit der übrigen teuflischen Unzucht Fausts, dem der Ehestand verboten ist, beseitigt: während im ältern Faustbuche, als Faust sich verheiraten will (Th. II, Kap. 25), der Teufel ihn durch täglichen Wechsel der Bulschaft kirrt (Kap. 9); so daß Faust sich mit den schönsten Weibern der manigfaltigen Länder, in welchen er abenteuert, ergetzt, wie Don Juan, vornämlich mit

*) Dieß erzählt nur Widmann Th. I, Kap. 38. Umständlicher eine alte Erfurter Chronik, aus Möhsen bei Stieglitz 141.

zwei Niederländischen, einer Ungarischen, einer Englischen, zwei Spanischen und einer Französischen: welche jedoch alle sieben nur Teufelslarven sind (Kap. 57); so wie die schöne Helena, welche er im letzten, 24sten Jahre seines Teufelsbündnisses sich beilegt (Kap. 59). Mit dieser zeugt er den Justus Faustus, der seinem Vater die Zukunft aller Länder weißaget (Widmann gibt die Weißagungen, ohne diese Quelle), aber mit der Mutter, nach Fausts Ende verschwindet. Widmann allein weiß noch, sie habe ihm zuerst ein „erschrecklich Monstrum" geboren: so wie in dem Faustdrama sich die schöne Helena bei Fausts Umarmung in eine scheußliche Schlange verwandelt.

Bei solcher Beschaffenheit des älteren Faustbuchs, ist zu verwundern, daß es Hochdeutsch, wenn auch öfter aufgelegt, doch fast verschwunden ist. Ich finde nur bei Stieglitz, in seiner fleißigen Faustlitteratur und Kunstgeschichte des Faust, die nicht weiter belegte, aber gewis richtige Angabe, daß Fausts Geschichte zuerst 1588. 8. zu Frankfurt a. M. durch Johann Spies (Niederd. J. Speth) gedruckt worden. Der Titel stimmt auch mit Balhorn; aus der Vorrede wird aber noch angeführt, daß der Verfasser auch nächstens die Lateinische Uebersetzung seines Buchs verspricht, wovon ich bei Balhorn nichts finde.

Bei einer neuen Darstellung des Volksbuchs müste dieses erste Faustbuch zum Grunde gelegt, oder doch stark zugezogen werden.

Das ziemlich pedantische Widmannische Buch hat bisher allein als Grundlage gedient.

Zuvörderst wurde es in W.s Sinne noch weitschweifiger mit Parallelen, Moralen rc. aufgeschwemmt (den alten Commentaren zum Dante vergleichbar) durch Joh. Nic. Pfitzer, Med. Dr., vermehrt, vorn mit Konr. Wolfg. Platz, Dr. th., Bericht über die Zaubereisünde, und hinten mit den Lapponischen Wahrsagerpauken von Joh. Scheffer, Professor in Upsal. — Nürnberg 1610. 74. 81. 85. 95. (war in Berliner Biblioth.). 1711 (bei Endter; habe ich). 1726. 8. Die häufigen, nahen Auflagen zeigen die Beliebtheit des Buchs, welches doch gar nicht volksmäßig erscheint.

Pfitzer gibt, in neuerer Sprache und Schreibung, fast ganz Widmanns Arbeit, jedoch ohne die Mittheilung aus Luthers Tischreden, und aus der Zueignung und Vorrede nur die etwas ver-

fälschte Nachricht, daß dieses Buch dem rechten Original gemäß sei, welches Chr. Wagner den ebenso genannten Freunden, auf Fausts Befehl, kurz nach dessen Ende zu Handen geliefert, „und in einer alten Bibliothek nachmals aufbehalten worden.“ Hie und da sind einzelne Kapitel versetzt oder anders abgetheilt, selten etwas ausgelassen; merkwürdig aber ist ein Zusatz, nämlich die Vermählung Fausts mit Helena, deren Schönheit ganz ebenso beschrieben wird, wie im ältesten Faustbuche bei der ersten Erscheinung der Helena: so daß Pfitzer dieses Buch noch benutzte, mit welchem er auch Fausts Erscheinung nach dem Tode wegläßt*).

Der in Reutlingen 1834, mit neuen Holzschnitten und erneuter Sprache, gemachte Abdruck, ist nur Wiederholung der Pfitzerschen Bearbeitung, ohne die Anmerkungen, deren Weglassung sie freilich mehr einem Volksbuche annähert.

Diese Volksbuch-Gestalt gab ihm erst die Verkürzung von einem Christlich Meinenden. Frkf. u. Leipz. 8; häufig auch Köln und Nürnberg: das noch gangbare Faustbuch.

Von einer bisher ganz unbekannten alten poetischen Bearbeitung des Faust kann ich nur den Titel angeben: „Von D. Johan. Fausten Schwartzkünstler ein erschrecklich Geschicht, allen Gottlosen zum schrecklichen Exempel vnd trewhertziger Warnung, Reimenweise 1588. 8.“ Schon dieser letzte Ausdruck verräth eine gereimte Darstellung der älteren Prosa, und zwar in der ersten Ausgabe desselben Jahrs, welche ähnlichen Titel führt „allen — gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheulichen Exempel, vnd treuwhertzigen Warnung“; also von dem obigen Faust-Liede ganz verschieden, und dem Fischartischen Eulenspiegel reimweis vergleichbar.

Aehnliches Verhältnis, wie die ältesten Deutschen Faustbücher, zeigen die Holländischen, Englischen und Französischen Uebertragungen. Von dem Französischen Faust kann ich es darlegen, daß er aus dem ältesten Deutschen herrührt; denn die erste bekannte Ausgabe, Paris 1598. 12, bekennt ausdrücklich, daß Vict. Palma Cayet ihn aus dem Deutschen übersetzt hat; die Jahrzahl zeigt

*) Th. I, Kap. 33. 41 fehlen, 35. 36 sind umgestellt, desgleichen 45. 46, dazwischen ein Zusatz, wie Faust einen Wirthsjungen auffrißt, weil er ihm immer zu voll einschenkt. Th. II, 2. 3 sind eins, 17. 21 fehlen. Th. III, 3. 4 sind eins, hinter 9 ist Fausts Wehklage und Traum von der Hölle ein neues Kapitel, 11. 21 fehlen. So haben die 3 Theile 87, 22, 19 Kapitel.

schon, daß es nicht Widmanns Werk sein kann, und die Vergleichung der Kölner (eigentlich Brüsseler) Ausgabe 1712. 12, welche unter der langen Reihe der bekannten Drucke (Paris 1603. 12. Rouen 1604. 16. 67. Paris 1616. 67. 73. 74. Amsterdam 1744. 1798) hier vorliegt, gibt Theil für Theil und Kapitel für Kapitel, mitunter anders abgetheilt, dies älteste Deutsche Buch, mit Zusätzen einzelner Abenteuer, so daß etwa die vermehrte Ausgabe von 1589 zum Grunde liegt, worauf auch der Titel (sa mort epouvantable — „sein erschreckliches Ende") hinweiset. So ist auch die erste Holländische Ausgabe (Emerich 1592. 8: **Warachtighe Historie van Faustus**) älter als Widmann, und der Titel der folgenden Ausg. o. J. u. O. (Antwerpen) 4, o. O. 1677. 4, stimmt ganz mit dem Deutschen von 1589, auch darin, daß die Vermehrung und Durchsicht, nach dem Hochdeutschen Exemplar, darauf bemerkt steht. Die Ausgaben Delft 1607, u. o. O. 1608 liefern, als zweiten Theil, auch „Christoffel Wagenaars" Leben, aus dem Hochdeutschen; ohne Zweifel nach dem Drucke von 1594. Eben dieser zweite Theil erschien in demselben Jahre schon Englisch (**The Second Report of John Faustus**), angeblich von einem Englischen Studenten zu Wittenberg (**Abel Jeffes for Cuthbert Burby** 1594. 4). Vermuthlich ist die Englische Ausgabe des ersten Theils, der Geschichte Fausts selber, älter: der davon bekannte Druck o. J. u. O. 4. zeigt jedoch auf dem Titel ebenfalls Uebersetzung des älteren Deutschen Faustbuchs, und zwar des ersten Drucks derselben, deren „wohlverdienter Lohn", den Faust endlich empfangen, in dem **deserved Death of Dr. John Faustus** wol zu erkennen ist. Unter diesen Umständen nun, in Verbindung mit einem der folgenden vorgeblichen Zauberbücher Fausts, das mit der Jahrzahl 1510 zu London gedruckt ist (**Black staer of Dr. John Faustus. London 1510. 4**), wie auch die Deutsche Handschrift desselben angibt, — hieraus das Englische Faustbuch für das erste Original zu halten*), ist gar kein zureichender Grund; so wenig als Marlowe's Faust-Tragödie

*) Wie Dr. J. G. Th. Gräße, Literargesch. des Mittelalters II, 2, S. 631, vermeint, es gefunden zu haben, sich dabei auf Catal. bibl. Heber. P. VI, p. 94 beziehend (wo bloß die Titel stehen). S. 633 wird jedoch schließlich nur vermuthet, daß vor oder neben dem Deutschen Volksbuche schon ein Englisches bestanden habe; so wie bei den folgenden, noch älteren Jahrzahlen der Faustischen Zauberbücher bemerkt wird (S. 632), sie seien erdichtet, um diesen mehr Ansehen zu geben.

(London 1604. 16. 24. 51. 63. u. in old plays Lond. 1816. t. I. Deutsch von Wilh. Müller. Berl. 1808), und Shakspeare's Anspielung auf Faust und Mephistopheles (in den lustigen Weibern von Windsor I. 4) dazu bewegen können. Die Deutsche Ursprünglichkeit des Volksbuches und der Dichtung ist eben so gewis, wie die geschichtliche Grundlage in Deutschland heimisch ist.

Wie das ältere Faustbuch und Widmann, laut der Vorreden, absichtlich die Beschwörungsformeln auslassen, so berichten beide gleichlautend, daß Faust selber seinem Famulus, den er mit all seiner Habe auch die Bücher vermacht, dabei befiehlt, sie fleißig zu benutzen, jedoch nicht an den Tag kommen zu lassen*). So finden sich denn auch diese Beschwörungen in den mancherlei Zauberbüchern unter Fausts Namen, welche zum Theil nur noch handschriftlich umgehen. Zu bemerken ist die frühe Jahrzahl, tief ins 15te Jahrhundert zurück, und der fremde Ort derselben: Widmann sagt dagegen, vor Luthers Tischreden über Faust, dieser habe, laut Waigers Zeugnis, in einem nachgelassenen Buche mit geheimen Buchstaben geschrieben, daß ihm im Jahr 1521 Mephistopheles nach Wunsch erschienen sei. Solche Faustische Zauberbücher sind**):

1) Fausts Magia oder Höllenzwang — von Chr. Wagner. Lyon 1511.

2) Fausts s. g. schwarzer Morenstern. Mit der richtigen Angabe: Gedr. London 1510; denn dasselbe ist doch wol das obige Englische Buch: Black staer of Dr. Joh. Faust. London 1510. 4.

Bei Horst, Zauberbibl. (Th. II, S. 108. III, 86. IV, 141) sind die folgenden beiden gedruckt:

3) Fausts Höllenzwang. Nach dem Prager Expl. 1509. Ganz verschieden von 1.

4) Fausts Mirakel-Buch, die schwarze Rabe, auch dreifacher Höllenzwang genannt. Lion 1469. Ebenso verschieden.

5) Fausts Geisterzwang. Passau 1605. 12. o. J. 8.***).

Hierin findet sich nun auch die Beschwörung der einzelnen Geister und ihre Geschwindigkeit, ähnlich wie im Puppenspiel: Mochiel

*) Kap. 61: „Wat myne Böker belanget, synt dy desülven vörhen bescheden, jodoch dat du se nicht an den Dach woldest kamen laten, sondern dyn vordeel darmit schaffen dar flytich yn studeren." Ebenso Widmann Th. III, Kap. 1.

**) Stieglitz 156 ff. Vgl. Goethe's Brief an Zelter über Faust.

***) Tenzel monatl. Unterred. 1704, S. 746. Stieglitz 158.

ist so geschwind wie der **Wind** (der im Faustliede mehrmals wiederkehrende Reime). **Amiguel**: wie der Vogel in der Luft. Endlich **Aziel**: wie der **Menschen Gedanken***).

Diese letzte Geschwindigkeit hat bekanntlich **Lessing** in seiner Faustscene durch die hier so tief bedeutsame Antwort des siebenten Geistes überboten:

Wie der **Uebergang vom Guten zum Bösen**.

Goethe hat diese ganze Beschwörung bei Seite gelassen: obschon er die ihm, als Leipziger Studenten, durch die Bilder von Auerbachs Keller**) vergegenwärtigten Auftritte darin nicht verschmähte, und diese mit zu den trefflichsten volksmäßigsten der Tragödie gehören.

In welchem eigenthümlichen hohen Sinne er Fausts Leben und Ende umgebildet, ist schon oben (bei Theophil.) angedeutet. Er konnte hierin auch den im Puppenspiele so trefflichen **Kasperle**, als lustigen, lebens- und glaubensfrohen Gegensatz zu Faust — der am Ende gern mit dessen vergnüglicher Nachtwächterstelle getauscht hätte — nicht brauchen, sondern legte diesen Gegensatz zum Theil in die eigenthümlich humoristische Gestaltung des Mephistopheles selber, wie solche schon im ältesten Faustbuche sich andeutet. — Goethe schrieb noch vor Vollendung seines Faust an einen jungen Freund: „Faust sollte noch durch manches Herrliche, Große und Schreckliche sich hindurchwürgen: aber was ich im unbefangenen Jugendmuthe wol geleistet hätte, würde im Alter leicht als Pasquill herauskommen.“ Als Schreiber dieses 1817 das große Glück hatte, bei dem Hochverehrten einen unvergeßlichen Abend zu erleben, wagte ers auch, die Vollendung des Faust, neben der Eugenia, als allgemeinsten Wunsch auszusprechen. Damals ward noch keine Hoffnung gemacht, obschon die alte herzliche Liebe zum Jugendwerke sich offenbarte. Und dennoch erfreute und erstaunte er uns nach dem Tode noch durch sein in jedem Sinne vollendetes Lebenswerk, dem größten Vermächtnisse seines Volkes, in welches er solchen Reichthum „hineingeheimnisset“ hat, daß wir noch lange

*) So Mephistopheles im Puppenspiel, wo Auerhahn so geschwind ist, wie die Kugel aus dem Rohr; dagegen der kleine Vitzliputzli, wie die Schnecke auf dem Zaune.

**) Abgebildet in den Beiträgen zur vaterländischen Alterthumskunde. Leipzig 1826. Taf. 2. 3. und bei Stieglitz.

daran zu rathen und deuten haben, und auf dieses sein erstes und letztes Werk wol den Schluß des ihm zugeschriebenen Liedes „Vermächtnis 1825" anwenden können:

„Und wenn sich meine müden Wimpern schließen,
So wird sich noch ein neues Licht ergießen,
Bei dessen Abglanz von den ew'gen Sternen,
Die fernsten Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höheres zu berichten.

Zu S. 290. Manlius schrieb seine Collectanea (Basil. 1562), worin er von Faust erzählt, vornämlich aus den Vorlesungen Melanchthons, seines Landsmannes, aus Bretten, Bretheim, unweit Knitlingen. Melanchthon selber gedenkt Fausts in einem Briefe. Horst Zauberbibl. VI, 87.

Zu S. 294. Der D. C. J., der an Luthers Tische von Faust erzählt, wird durch alte Schrift Ireneo genannt: meint wol Chr. Irenäus aus Schweidnitz, Luthers jüngeren Zeitgenossen, Prediger in Aschersleben, Eisleben, Weimar und Mansfeld. — Lucas Gauricius, päpstlicher Protonotar, dann Bischof, zugleich Sterndeuter, und wegen einer üblen Weissagung von Joh. Bentivoglio ermordet, 1558.

Zu S. 294. Etwas anders und umständlicher erzählt Luther die Geschichte von dem Teufelskoch eines Klosters, in den Tischreden S. 165, daraus Dobeneck I, 173.

Zu S. 297—303. Daß die Hoch- und Niederdeutsche Ausg. des ältern Faustbuchs von 1588, mit der schon 1587 geschriebenen Zueignung, eben nur die oft angeführte Ausgabe von 1587 ist, bestätigt Jo. Clessii elench. librar. 1500—1602 (Francof. 1602. 4) II, 233, wo die ursprüngliche Hochdeutsche Ausgabe, Frankf. bei Joh. Spieß, auch 1587 gesetzt ist: so wie dagegen die einzige bekannte Ausgabe des Fausts von Widman (hier Wittmann) ein Jahr jünger gemacht wird, Hamb. 1600. 4. Dicht hinter der Jahrzahl 1587. steht aber: „1591 in 8.", also wol neue Ausgabe der ersten, und verschieden von der bekannten 1598. 8. o. O., und 1594. Hamb. 4. Ebenso unbekannt und noch merkwürdiger ist das dreitheilige Werk, welches die Geschichte Faust, Wagners und Schotus umfaßt: „1. 2. vnd 3. Theil der wunderseltzam vnd Abendtheuwrlichen Teuffels Geschichten vnd Zauber Kunsten der dreyen weitberühmbten Zauberer vnd Teuffels Verschreiber. Als nämlich D. Johann. Faustes, sampt seinem Famulo Christophori Wagner vnd Jacobi Scholtus. Hamburg 1598. 4." Von Wagners Geschichte, welche, von Schotus verfaßt, schon 1594. Hamburg 4, und 1714. Berlin 8. erschien, nennt Grohmann, Gesch. der Univ. Wittenberg III (1802), 240, vier Berliner Ausgaben 1681. 1712. 14. 17. Dieser Schotus ist ohne Zweifel der von Widman zum Faust I, 27. II, 75. erwähnte Krystallseher Scotus, der dem Spanischen Gesandten bei Kaiser Rudolf zu Prag, den König von Spanien, wie er eben schreibt, im Spiegel zeigt. Der Beiname Tolet. (Toletanus) deutet auf das schon in der Graldichtung zauberberühmte Toledo. — Der alte gereimte Faust 1588 ist auch nur durch Cless. bekannt, der ihn dicht hinter der dreitheiligen Geschichte Fausts und seiner Nachfolger aufführt, mit dem Zusatz: „auß dem vorigen Exemplar", also das angenommene Verhältnis bestätigt. — Von Pfitzers Ausg. des Widmannischen Faust nennt Grohmann schon einen Nürnberger Druck von 1610; und davon gesondert „Historie vnd Geschichte von D. Joh. Fausten 1717." Diese ist etwa der Auszug aus Widmann: wie „des berufenen Schwarzkünstlers Dr. Joh. Faust Lebenswandel und Ende. Frkf. u. Leipz. 1726. 8." (in der Berlin. Bibl.) — Waigers Aufzeichnung erwähnt Widmann noch bei einem Gewitter im Zimmer (Th. 3, Kap. 3).

Von dem Französischen Faust hat die Berlin. Bibliothek die Ausg. Rouen 1667; Paris 1674. 12: beide von demselben Drucker Clement Malassis und Seite

für Seite und Zeile für Zeile so gleich, daß es derselbe Satz scheint, und nur der Titel verschieden; einzelne Buchstaben weichen ab. Die Schreibung ist etwas älter, als in der sonst auch ganz ähnlichen Ausgabe Cologne, chez les Héritiers de Pierre Marteau. 1712. Die Franz. Uebers. geht mit der ältesten Deutschen Ausg. bis Kap. 34 gleich; dann folgen 56. 36. 43 — 50. 35. 39. 41. 42. 38. 37. 40. sechs neue Geschichten (darunter der aufgefressene Schenke, wie bei Pfitzer). 51. 58. 55. 54. 52. 33. zwei neue Geschichten (von den Trauben und Nasen; und wie ein Priester barbirt wird, ganz wie bei Wier). 57. 59—68.

Der Niederländische Faust ist hier: o. J. u. O. 4., und: Historie van Jan Faustus grooten Toveraer en Swarten Konstenaer. Van sijn Duyvelsche Beschryvinge, van syn onchristelijck Leven, met wonderlycke Avonturen, en van syn schrickelyck en grouwelyck Eynde en af-scheydt. Meestendeel uyt syn eygen naergelaeten Schriften by een vergadert, etc. T'Amsterdam. By Jean de Nivel, Broeder van het wytvermaert Manneke-pis. 1728. 12. mit einem Nachstich des Titelbildes zum Franz. Buche 1712, wie Doctor Fauste die Teufel beschwört. Der Titel stimmt zumeist mit dem Hochdeutschen v. 1589, und das Buch ist auch wol hieraus vermehrt, doch anders als das Franz., und fehlt Kap. 27; sonst ist die Folge der Kap. nicht verändert, und sind nur zwischen Kap. 60—51 sechs neue, meist Erfurter Geschichten eingeschoben, namentlich: der Ritt aus dem Leipziger Keller; die Erscheinung der Homerischen Helden in Erfurt; Fausts Luftritt zu Rosse zwischen Prag und Erfurt, und hier die aus dem Tische gebohrten Weine (diese 3 Stücke bei Widmann Th. I, Kap. 37—39, das erste und letzte ganz in derselben Fassung); Fausts von Geistern bedientes Gastmal in Erfurt; sein Erbieten ebd. die verlornen Lustspiele des Plautus und Terenz herzustellen; Ermahnung durch Dr. Klinge, und Verweisung aus Erfurt. Das (schon von Camerar. gedachte) Abenteuer mit den Trauben und Nasen ist dem Zaubergarten, Kap. 55, zugefügt. — Angebunden ist Het vermakelyck Leven en de schroomelycke Doodt van Christoffel Wagenaer, den vermaerden Toovenaer Den welcken D. Faustus zynen Heer en Meester verre te boven gegaen heeft, in alle soorten van aerdige konsten ende Boeveryen; die hy door hulpe des duyvels gedaen heeft. Men vindtse te Koop, t'Antwerpen, By de Weduwe van Hendrick Thieullier, in de Wolstraet. Auf dem Titel ist Wagner abgebildet, bucklig, die Zither spielend; auf der Kehrseite, der Sonnengott mit dem Löwen, darunter ein Nachen mit lustiger Gesellschaft. Die Vorrede handelt bloß vom Inhalte. Hinten füllt aber die leeren Seiten de Fransche Furie, was sich früher (eertyts), 16. Jan. 1583, bei der Belagerung ereignete. Der Druck ist auch noch aus dem 17. Jahrh. (S. 13 wird eine gleichzeitige Verordnung von 1672 in Antwerpen erwähnt), die Erzählung in Lateinischer Schrift, die Reden mit den alten Niederländ. Buchstaben. Wagner, eines Webers Bastard zu Wittenberg, 1500—1570, mit seinem Geist Auerhan, abenteuert Faustähnlich in Basel, Frankfurt, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Löwen, Paris, Rochelle, und endet zu Wittenberg. Die Niederländischen Städte nehmen die breiteste Stelle ein, und ihre Schilderung ist wol meist dortiger Zusatz. —

Eine Handschrift von Fausts Höllenzwang mit der Clavicula Salomonis, Rom 1510, (Köhler S. 160, damals ausgeboten) ist noch durch Ort und Jahr bemerkenswerth.

v. d. Hagen.

XXIII.

Ueber die Fremdwörter in der Deutschen Sprache.

Die Bestrebungen, unsere schöne Deutsche Sprache von den, sie beinahe überflutenden, fremden Wörtern zu reinigen, haben zwar bereits allgemeine verdiente Anerkennung gefunden, aber man hat sich noch nicht über die Mittel einigen können, durch welche das Ziel zu erreichen sein möchte. Auch das Maaß jener Bestrebungen bedarf noch der näheren Feststellung. — Eine ruhige Betrachtung der Sache wird nicht in jedem Fremdworte an und für sich ein Uebel und eine Schmach für die Deutsche Sprache erkennen, und nicht alle Wörter ausrotten wollen, die nicht auf heimischem Boden entsprossen sind. Sie wird vielmehr den Vorzug nicht läugnen, den unsere Sprache vor den meisten anderen auch darin hat, daß sie eine solche Empfänglichkeit und Biegsamkeit besitzt, um Wörter fremder Sprachen leicht in sich aufnehmen und ihnen zum Theil eine solche Deutsche Färbung geben zu können, daß sie kaum mehr an ihre fremde Abstammung erinnern. Dieser Vorzug ist kein bloß äußerlicher, sondern gewinnt dadurch eine hohe innere Bedeutung, daß wir mit den Fremdwörtern auch eine größere Mannigfaltigkeit der Begriffe und eine größere Freiheit in den Redewendungen erlangen. Sehr viele in der Deutschen Sprache eingebürgerte Fremdwörter haben unseren Begriffen eine wesentliche Schattirung und Erweiterung gegeben, die eben nur aus der verschiedenen Auffassungsweise der verschiedenen Völker, aus ihren besonderen

Anlagen, Einrichtungen, Eigenthümlichkeiten, Gewohnheiten ꝛc., deren entschiedenster Ausdruck jene Fremdwörter sind, hervorgehen konnte (z. B. naiv, pedantisch, komisch, Effekt ꝛc.). In sofern dergleichen Wörter bereits allgemein verständlich und gewissermaaßen Deutsch geworden sind, ist durchaus keine dringende Veranlassung vorhanden, sie zu verbannen. Wir würden dadurch nur in der eigenthümlichen freien Handhabung unserer Sprache und in der schärferen Hervorhebung verwandter Begriffe beeinträchtigt, und der besonderen Beziehungen und Erinnerungen beraubt werden, die sich oft an solche Fremdwörter knüpfen. — Andere Fremdwörter gehören nur besonderen Gebieten des Wissens, der Kunst, der Gewerbe ꝛc. an, und sind in ihnen gleichsam zu Kunstausdrücken und Eigennamen geworden. Mit ihnen macht sich jeder sehr bald vertraut, der überhaupt nur in jene Gebiete eingeht. Wir erinnern nur an die Musik. Sie ist eine in allen Himmelsstrichen verständliche Sprache, die keiner Uebersetzung für den bedarf, der ein für sie empfängliches Ohr und Herz hat. Sie wird daher auch sehr schnell zum Gemeingut aller überhaupt in geistigem Verkehre stehenden Völker, ihre Verbreitung aber besonders dadurch erleichtert, daß sie sich nicht bloß gemeinsamer Zeichen, sondern auch, wo diese nicht ausreichen, gemeinsamer Wörter bedient, die, wie Allegro, legato ꝛc. jedem Musiker verständlich sind, auch wenn er sonst kein Wort italienisch versteht. Wer aber bloß im Anhören der Musik Genüge findet, oder sich gar nicht um sie bekümmert, den wird die Unverständlichkeit jener fremden Ausdrücke so wenig stören, als seine Unkenntnis der Noten. Es wäre daher ein offenbarer Schaden, wenn der Vortheil, der uns aus dieser gemeinsamen musikalischen Sprache erwächst, durch eine erzwungene Verdeutschung entzogen werden sollte. Warum auch sollen wir nur die Namen: Concert, Sonate ꝛc. verwerfen, da sie sich einmal das Bürgerrecht erworben haben. Der Bergmann bedient sich in seinem Fache vieler echt Deutscher Wörter; sie sind deshalb aber für den Dritten nicht weniger unverständlich.

Diese Andeutungen werden genügen, um die Ueberzeugung zu geben, daß nicht willkürlich und ohne Wahl die Fremdwörter zu verstoßen sind, zumal dann nicht, wenn sie sich dem Wesen unserer Sprache gefügt und ihr fremdes Ansehen bereits abgelegt haben. Nicht der Gebrauch der Fremdwörter, nur ihr Misbrauch schändet.

Ein Misbrauch aber ist dann vorhanden, wenn sie ohne Noth, oder am unrechten Orte angewendet werden, also da, wo wir völlig gleichbedeutende Deutsche Wörter haben, oder wo wir zu Jemand, in einer ihn angehenden Angelegenheit, sprechen, bei dem wir die Kenntnis des fremden Wortes nicht voraussetzen dürfen. Jene eitle Ziererei mit fremden Wörtern, der wir leider nur zu oft begegnen, möge verbannt und mit öffentlicher Schmach belegt werden! — Man hat für die Reinigung der Deutschen Sprache von den Fremdwörtern oft als besonders maaßgebend hervorgehoben, daß der gemeine Mann das fremde Wort nicht richtig zu sprechen und zu schreiben wisse. Diese Rücksicht ist jedoch in der That sehr untergeordnet, da er ja auch das Deutsche selten richtig spricht und schreibt. Es ist allerdings wünschenswerth, daß Wörter der täglichen Umgangssprache, die, wie z. B. „Rouleau", der Deutschen Zunge sich nicht recht bequemen wollen, durch echt Deutsche ersetzt werden, im Uebrigen aber hat das Streben nach dem reinen Deutschen Ausdruck einen tieferen Sinn. Wir begehen nämlich gegen den weniger Gebildeten ein offenbares Unrecht, wenn wir uns ihm gegenüber fremder, ihm unverständlicher Ausdrücke bedieneu, da er sie um deshalb auch niemals begreifen zu können glaubt, weil er ihnen eben anmerkt, daß sie einer fremden Sprache angehören. Indem wir uns daher so in einen Schein höherer Weisheit kleiden, erniedrigen wir den Andern dadurch, machen ihm seine Schwäche fühlbar, und gewöhnen ihn endlich dergestalt an dies Gefühl, daß der, durch das Bewußtsein der fehlenden Geldmittel ohnehin schon gelähmte Drang nach höherer Ausbildung in ihm ganz erlischt. Deshalb kann das Volk denn von dem Bewußtsein seiner Berechtigung im Staate nicht so lebendig durchdrungen werden, wie es sein muß, wenn die geistige Freiheit das Gefühl der Menschenwürde heben und stärken soll. Wo man daher zum Volke spricht, da spreche man auch nur in verständlicher Sprache. Deshalb sind solche Fremdwörter einer strengeren Beurtheilung und Sichtung zu unterwerfen, die von allen Menschen ohne Unterschied des Standes verstanden sein wollen, weil sie den Verkehr des täglichen Lebens nach den verschiedenen Seiten hin berühren. Es sind hier besonders hervorzuheben die mit dem Römischen Rechte in die Gerichtssprache übergegangenen Lateinischen Ausdrücke; nicht minder aber die vielfachen Fremdwörter, die mit auswärtigen neuen Erfindungen, Ein-

richtungen und Erzeugnissen rc. zu uns herüberkommen. Hier bedarf es eines thatkräftigen Wirkens, und zwar des Schaffens entsprechender Deutscher Wörter. Die Weise aber, in der dies wol versucht worden ist, erscheint uns keineswegs als die beste. Gewöhnlich werden zusammengesetzte Wörter, oft zum Entsetzen lang, gebildet, indem man jeden Begriff, der in dem fremden Worte liegt, auch in dem Deutschen gewissenhaft wiederzugeben sich bemüht, und dadurch denn Wörter zum Vorschein bringt, wie Flächenumrißbeziehungslehre (für Geometrie) oder Lichtstrahleneigenschaftswissenschaft (für Optik). Das ist wahrlich nicht die Art, unsere Sprache zu bereichern, wol aber der Weg, sie den Ausländern immer unzugänglicher zu machen. Es ist ein Misbrauch der gerühmten Biegsamkeit unserer Sprache und das Mittel, die fraglichen Bestrebungen durch Uebertreibung lächerlich zu machen. Wörtliche Uebersetzungen, wie z. B. Campe's „Fünftelsaft" für Quintessenz, dürfen wir uns auch zu keinem sonderlichen Glücke anrechnen, und es ebensowenig für einen Gewinn erachten, wenn schon vorhandene Wörter, wegen irgend einer Begriffs-Aehnlichkeit, auf neue Dinge übertragen werden. Das Wort verliert dadurch seine Eigenthümlichkeit, und bleibt nicht mehr an und für sich, sondern nur in der bestimmten Verbindung verständlich. Eine Sprache ist aber desto vollkommner, je mehr sie für jede Sache auch ein besonderes, ausschließliches Wort hat und sich nicht für verschiedene Dinge mit einem einzigen Worte zu behelfen braucht.

Soll demnach eine wahre Bereicherung unserer Sprache gewonnen werden, so müssen an Stelle der zu verbannenden, oder nicht einzulassenden, der Natur unserer Sprache nicht angemessenen Fremdwörter neue einfache Deutsche Wörter erfunden werden, wie es unter anderen der Naturforscher Oken gethan (z. B. „Lurch" für Amphibie, was jedenfalls besser ist, als das Goethe'sche „beidlebig"), oder der Sprachforscher Wolke, der „bernen" (abgeleitet von Bernstein) für elektrisiren und „Berne" für Elektrisirmaschine sagte. Organisch muß das Wort aus der Sprache entwickelt, nicht mechanisch gebildet werden. Hiebei braucht es nicht verschmäht zu werden, den Stamm des fremden Wortes, wenn er irgend für den Deutschen Boden paßt, zur Erlangung einer neuen Frucht für die Deutsche Sprache zu verwenden. Daraus würde zugleich der nicht unerhebliche Vortheil einer größeren Annäherung

und Vermittelung der Sprachen erreicht. Unsere Sprache hat auf diesem Wege unbewußt viel treffliche Wörter erzeugt (Fenster, Tafel, Spiegel, Schule rc.), sollte es denn nicht der Einsicht gelingen, Gleiches mit Bewußtsein zu erlangen? Die Mittel dazu sind in Jedes Hand gegeben, der in irgend einem Gebiete als Wortführer auftritt, oder uns mit der Sache, um deren Namen es sich handelt, bekannt macht. Es soll dies nicht mit reiner Willkür, sondern mit gewisser Uebereinstimmung geschehen; indessen würde unter mehreren ausgebotenen Wörtern, das beste sich gewiß leicht Bahn brechen. Zur näheren Verständigung könnte das fremde Wort dabei eingeschaltet werden. Eine vorzügliche Pflicht zur Einführung solcher neu zu erfindender Wörter hätten aber Gesetzgeber, Lehrer, Eisenbahngesellschaften in ihrem Geschäftskreise, die Einführer und Verbreiter neuer Erfindungen u. s. w. Das Allgemeine Landrecht hat schon mit einigem Erfolge dahin gewirkt, weniger die Allgemeine Gerichts-Ordnung. Dagegen leuchtet uns die Rheinprovinz in dieser Beziehung vor, indem sie für den Französischen Buchstaben des Gesetzes überall das Deutsche Wort, wenn auch nicht immer ein neues, zu finden gewußt hat. Die Schweiz ist in der Sprache Deutscher, als Deutschland, und Süddeutschland ist es mehr, als Norddeutschland. Dahin schaue man sich um, und verschmähe es dabei nicht, manchen Provinzialismen eine allgemeinere Geltung zu verschaffen. Nur verschone man uns mit Uebertreibungen und langen zusammengesetzten Wörtern, und richte das Augenmerk hauptsächlich auf solche Wörter, die noch nicht lebendig unter uns geworden, und die dem Deutschen Sprachlaute am wenigsten zusagen. Wenn Campe unter andern so weit ging, sogar Natur noch mit „Allwesenheit", oder Fenster mit „Tagleuchter" zu übersetzen, so kann solche Verirrung nur Bedauern erregen, und jener Richter, der seine Bauern, statt zum Termine, zur „Tagefahrt" vorlud, brachte sie in nicht geringe Aufregung, da sie nicht anders glaubten, als daß ihnen damit eine neue Frohnfuhre auferlegt werden sollte.

Bernhard Fretzdorff.

XXIV.

Jahresberichte über die Arbeiten der Gesellschaft und Uebersicht der wichtigsten neuen Werke Deutscher Literatur und Alterthumskunde.

Von April 1843 bis Juni 1844.

Im April las der Prediger Kläden über den schon mehrfach wegen seiner Dunkelheit besprochenen Eingang zum Parcival des Wolfram von Eschenbach eine Abhandlung, die späterhin in dem fünften Bande dieses Jahrbuches (S. 223—246) abgedruckt worden ist. Hierauf legte der Ordner der Gesellschaft folgende Schriften zur Ansicht vor: I. Eine handschriftliche Sammlung alter Niederdeutscher Predigten und Erbauungen, meist auf die heilige Jungfrau bezüglich. II. Gesellschaftsschriften: 1) Abhandlungen der Münchener Akademie. III, 2. — 2) Baltische Studien. IX, 1. — 3) Jahresbericht der Gesellschaft für die Pommersche Alterthumskunde. — 4) Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins. VI, 4. — 5) K. Eulers Jahrbuch der Turnkunst. H. 1. Danzig 1843. — 6) Haupts Zeitschrift für Deutsche Alterthumskunde. II, 3. 7) Bechsteins Deutsches Museum. Bd. 2. — III. Werke Einzelner: 1) Taciti Germania. Ed. Ludov. Tross. Hammonae 1841. 8. — 2) Facsimile von einem Blatt des Nibelungenliedes, gesendet von Prof. Serrure in Gent (vgl. Jahrb. I, 339). — Le jeu d'Esmorée, traduit du Flamand. Gent 1835. — 4) Der

Nibelungen Noth, bearbeitet von G. Pfizer. Stuttg. und Tübingen 1842. gr. 4. — 5) Der hürnen Siegfried, bearbeitet von Guido Görres. Schaffhausen 1842. 4. — 6) Zur Arthursage, von San Marte, Zusätze zu seinem größeren Werk über denselben Gegenstand. — 7) G. W. Finks musikalischer Hausschatz der Deutschen. Eine Sammlung von 1000 Liedern und Gesängen mit Singweisen und Klavierbegleitung. 1ste bis 3te Lieferung. Leipzig 1843. Folio. — 8) Jakob Rueffs Tellenspiel, herausgegeben von Mayer. Pforzheim 1843. — 9) Götz von Berlichingens Thaten herausgegb. von Gessert. — 10) Meister Eckart, eine theologische Studie von Prof. H. Martensen. Hamb. 1842. gr. 8. — 11) Jobst Sackmanns Predigten. 4te Aufl. Zelle 1840. 8. — 12) Sebast. Sailers sämmtliche Schriften in schwäbischem Dialekte, neue verm. Aufl. mit Wörterb. und Einleitung von K. D. Haßler und Bildern von J. Nisle. Ulm 1843. 16. — 13) Germaniens Völkerstimmen in Deutschen Mundarten, herausgeg. von J. M. Firmenich. 1ste Lieferung. Berl. 1843. 8. — 14) Fr. Kuglers Vorlesung über die Systeme des Kirchenbaues. Berlin 1843. gr. 8. — 15) Genealogische Geschichte der Burggrafen von Nürnberg, von Rud. Freih. v. Stillfried. 1stes Heft. Görlitz 1843. gr. 8. — 16) **Antiquitates Americanae, ed. Rafn. Hafn 1837. Fol.** — 17) **Americas opdagelse i det tiende Aarhundrede ved Rafn. Kjöbenhavn 1841**, nebst schwedischer und ungarischer Uebersetzung.

Im Mai legte Consist. Rath Pischon einen auf Pergament geschriebenen Indulgenzbrief vom J. 1514 vor, welcher sich auf einen wörtlich darin aufgenommenen, im J. 1202 der Nicolaikirche in Berlin ertheilten Indulgenzbrief beruft; es wurde indessen aus manchen Unrichtigkeiten des letzteren nachgewiesen, daß die Angabe der Jahreszahl 1202 falsch sein müsse. — Der Dir. Bonnell las über die antiphilosophischen Bestrebungen vieler neueren Sprachlehrer, namentlich mit Beziehung auf Rudhardt und Hiecke. — Im Juni theilte der Consist.-Rath Pischon aus dem damals unter der Presse befindlichen dritten Bande seiner Denkmäler der Deutschen Sprache einen Abschnitt über die geistlichen Lieder der Brandenburgischen Kurfürstin Louise Henriette mit, und vindicirte ihr die von L. v. Orlich abgesprochene Autorschaft derselben. Prof. v. d. Hagen legte hierauf der Gesellschaft ein Geschenk des Dr. Rietz aus Lund vor: **Scriptores Suevici medii aevi. Lund. 1842. 8.**

— Im Juli besprach **Dr. Schmidt** die von Phil. Wackernagel angegebene Methode des deutschen Sprachunterrichts und wies das Unpädagogische derselben in vielen Punkten nach*). — In der öffentlichen Festversammlung im August, die nicht nur, wie alljährlich, dem Andenken Goethe's, sondern auch diesmal zugleich der Feier des tausendjährigen Bestehens eines selbständigen Deutschlands gewidmet war, las der Consist.-Rath **Pischon** mehrere Gedichte Gottscheds vor und theilte die Lebensumstände und eine Charakteristik der Gattin desselben, gebornen Kulmus, mit. Professor v. d. **Hagen** gab Notizen über die Quellen der Faust-Dichtung, namentlich erwähnte er eine Stelle aus Luthers Tischreden, eine Lebensgeschichte Fausts in Niederdeutscher Mundart „nu erst vth dem Hochdüdeschen yn vnse Sassische Sprake mit flyte auergesettet. Gedrücket tho Lübeck, dörch Johan Balhorn" mit der Jahreszahl 1588. 8. — Eine andre von Ge. Rud. Widmann. Hamb. 1599. 4. — Eine dritte: Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des viel berüchtigten Ertz-Schwartzkünstlers D. Johannis Fausti jetzt aufs neue übersehen durch Joh. Nicol. Pfitzerum. Nürnberg 1711. 8. welche drei alte Drucke vorgelegt wurden**). — Im September hielt ebenfalls Prof. v. d. **Hagen** einen Vortrag über die Verdeutschung gewisser Fremdwörter. — Im October gab Dir. **Zinnow** Bemerkungen zu des Ritters v. Spaun Forschungen über Biterolf u. Dietleib***). — In der Novemberversammlung sprach Prof. **Höfer** über Niederdeutsche Kinderlieder, die er in folgende Klassen theilte: 1) Wiegenlieder zur Beruhigung oder Bedrohung der Kinder. 2) Lieder der Erwachsenen beim Spielen mit den Kindern, z. B. wenn man sie tanzen oder auf den Knien reiten oder die Hände zusammen schlagen oder mit den Fingern spielen läßt. 3) Tanz- oder Spiel-Lieder der Kinder selbst. 4) Kinder-Räthsel. 5) Thier-Lieder, als: Maikäfer-, Storch-, Schnecken-Lieder. 6) Lieder für viele einzelne Fälle. — Der Dir. **Odebrecht** gab Notizen über die älteste Buchdruckergeschichte Berlins; namentlich wies er nach, daß schon 1517 ein Buchdrucker Joh. Gesottenwasser (der spätere Name Sadewasser) in Berlin war. Demnächst sprach Dir. **Ode**-

*) Gedruckt in diesem Bande Nr. II. **) Vgl. XXII, 2. ***) Nr. XV.

brecht über die Deutschen Namen der beiden Märkischen Chronisten Angelus und Hafftitius, nämlich Engel und Hafft. — Prof. v. d. Hagen legte der Gesellschaft folgende Schriften vor: I. Gesellschaftsschriften: 1) Der Baierischen Akademie der Wissenschaften III, 3: Bonifaz VIII, von Höfler; Bülletin der Akademie 1843. 2) Baltische Studien IX, 2. 1843. 3) N. Lausitz. Magazin XX, 1—4. 1842. 4) Geschichts- und Alterthumsgesellschaft des Osterlandes, Bericht 1. 2. 1838—40. II. Abdrücke, Ausgaben, Bearbeitungen: 5) Nibelungen Noth, her. v. A. J. Vollmer. Leipz. 1843. (als 1r Bd. der Deutschen Dichtungen des Mittelalters.) 6) Nibelungen „im Ton unsrer Volkslieder", von A. A. L. Follen. 1 Th. Zürich 1843. 7) Nibelungen, und 8) Gudrun, bearb. v. K. Simrock. Stuttg. 1843 (als Bd. 1. 2. des Heldenbuchs). 9) Nibelungen im Frack v. A. Grün. Leipz. 1843. 10) K. Zell Ilias und Nibelungen. 1843. 11) Walthers von der Vogelweide Leben. Würzb. 1843; zur Erneuung seines Grabmals. 12) Frauenlobs Hohes Lied, bearb. v. J. Kehrein. Mainz 1843. 13) K. Roth, Denkmäler der Deutsch. Spr. v. 8—14. Jahrh. München 1840. 14) F. K. Grieshaber: ältere noch ungedr. Sprachdenkm. relig. Inhalts. Rastatt 1842. 15) K. A. Hahn, Uebungen zur Mittelhochdeut. Grammatik (Lesebuch). Frankf. 1843. 16) Gesta Romanor. ed. A. Keller. 1 (der Lat. Text) Stuttg. 1842. 17) Dr. J. E. Rietz: scriptores Suecici medii aevi cultum culturamque respicientes e mss. ined. 1. Lund. 1842. 18) en Wadstena-Nunnas bönbok. ebd. 1842; 19) en syndares omvändelse ebd. 1842. 20) J. H. Schröder; Runographia Gothlandiae. Upsal. 1835. 21) S. Magni legenda Suec. vet. Ups. 1839; 22) Contentio inter animam et corpus rhythm. Suec. Holm. 1842. 23) K. Eitner, Tafeln zur Deut. Litt. Gesch. 1. 2. Breslau 1842. 4. 24) G. W. Fink, musikal. Hausschatz der Deutschen: 1000 Lieder und Gesänge mit Begleit. 2. Leipz. 1843. Fol. 25) J. M. Firmenich, die Deutschen Mundarten. 2. Berlin 1843. 26) Gotthold für F. A. Wolf. Königsberg 1843. III. Sprachlehren, Wörterbücher: 27) Th. Jacobi, Beitr. zur Deutsch. Gramm. Breslau 1843. 28) F. W. Reimnitz, Brechung der Vocale. Progr. 1843. 29) A. Holzmann, Umlaut. Karlsruhe 1843. 30) E. Langenberg, Wesen

des Satzes. Progr. Leipzig 1843. 31) H. Hoffmann, Breslauer Namenbüchlein. Leipzig 1843. 32) Krüger, die heutige Plattdeutsche Sprache. Emden 1843. 33) A. Rein und H. Kopstadt, Deutscher Ursprung der Franz. Sprache. Progr. Krefeld 1843. 34) Weyh, praktisches Handwörterbuch. 1 Hft. Regensburg 1843. 35) Zinnow, die abgestorbenen Wortformen der Deutschen Sprache. Berlin 1843.

1844.

In der Festversammlung des Januars theilte Prof. Maßmann Bemerkungen die Reinigkeit der Deutschen Sprache betreffend mit; und nachdem Dir. Zeune noch über ein von Freih. von Laßberg herausgegebenes Gedicht, was den Raubzug eines Grafen Fritz des Oettingers von Hohenzollern gegen die Stadt Rotwyl, so wie seine darauf folgenden Schicksale behandelt*), vorgetragen hatte**), übergab der bisherige Ordner, Prof. v. d. Hagen das Ordneramt der Gesellschaft dem zu seinem Nachfolger erwählten Prof. Maßmann, und sprach über die Bildnisse der Altdeutschen Liederdichter (Minnesinger) in den Handschriften, vornämlich in der Manessischen und Weingarter Handschrift, und über andere bildliche Denkmale dieser Dichter, mit Bezug auf die vorgelegten Abbildungen***). Zugleich legte er vor: 1) Die Weingartner Liederhandschrift, herausg. v. F. Pfeifer und F. Fellner, welcher letzte die in Holz geschnittenen und ausgemalten Bilder der Handschrift besorgt hat. Stuttgart 1843, (als Bd. 5. der Bibliothek des literarischen Vereines in Stuttgart). Beigefügt sind die Italienischen Lieder des Hohenstaufischen Hofes in Sicilien. 2) Abhandlungen der Bairischen Akademie der Wissenschaften 1843. 4. 3)

---

*) Prof. v. d. Hagen vermuthet, daß der Verfasser dieses Gedichtes, was Begebenheiten von den Jahren 1416—1423 behandelt, ein gewisser Silberdraht, ein Jude gewesen sei.

**) Gedruckt in diesem Bande Nr. III.

***) Diese erscheinen eben mit der Abhandlung, zu welcher sie gehören, „über die Gemälde in den Sammlungen der Altdeutschen lyrischen Dichter, vornämlich in der Manessischen Handschrift, und über andere auf dieselben bezügliche gleichzeitige Bildwerke. Erster Theil.“ in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften 1842.

Der Nordischen Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen Jahresbericht 1842. 4) Der Pommerschen Geschichts- und Alterthumsgesellschaft zu Stettin Jahresbericht 1843. 5) Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten, von J. M. Firmenich. 3. Liefg. Breslau 1844. 6) K. Bernhardi, Sprachkarte von Deutschland. Kassel 1844. 7) Album Deutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst von K. Haltaus. Lpz. 1840. — Im Februar las Prof. v. d. Hagen eine vom Prediger Tamms eingesandte Abhandlung, die Schwedische Legende von Judas Ischarioth betreffend*). — Dr. Kuhn hielt einen Vortrag über die Wörterfamilie der Sanskrit-Wurzel vas, die das Leuchtende bedeutet, und wohin namentlich die Wörter ἠώς, aurora, ἑστία, Vesta, das Zeitwort ἕννυμι, nebst vestis, West, Ost, die Göttin Ostara (die Morgenröthe des Jahres), ja auch aurum, als das leuchtende Metall, gerechnet wurden**). — Im März las Prof. Höfer eine Vergleichung des Märchens vom Machandelböm mit einem Schottischen Märchen: die milchweiße Taube, und verfolgte dann die einzelnen Bestandtheile beider durch den ganzen Kreis deutscher Märchen und Volkslieder. — Hierauf gab Prof. Mäßmann einen Nachtrag zu seiner in der letzten Festversammlung gegebenen Abhandlung über undeutsch und unlogisch gebaute Redesätze, die er reichlich mit Beispielen aus Deutschen Büchern, amtlichen Verordnungen und Tagesblättern aus dem Norden und Süden Deutschlands belegte. Zuletzt übergab Prof. v. d. Hagen folgende Bücher: 1) Walafridi Strabi hortulus, auctore F. A. Reuss. Wirceburgi 1834. 8. — 2) Westfälische Provinzialblätter. Bd. I—3. Minden 1828 ff. — 3) Verhandlungen des histor. Vereins der Oberpfalz und von Regensburg. Bd. 7. Regensburg 1843. — 4) Jahrbücher der deutschen Turnkunst, herausgegeb. von K. Euler. 2. H. Solingen 1844. 8. — Nachdem in der April-Versammlung Consistor.-Rath Pischon auf eine chronologische Schwierigkeit des Rückertschen Gedichtes: „die Gräber zu Ottensee“ aufmerksam gemacht hatte, las der Pred. Klöden über die Erwähnung der Dornenkrone Christi in 2 Stellen der Gedichte Walthers von der Vo-

*) Gedruckt in diesem Bande Nr. XII.
**) Gedruckt in diesem Bande Nr. XX.

gelweide Bemerkungen, welche in diesem Bande Nr. XIX. abgedruckt sind. — Dir. Kannegießer trug den Anfang eines von ihm gedichteten homerisch-idyllischen Epos, „Telemach und Nausikaa" vor; worauf Prof. v. d. Hagen folgende neue Erscheinungen der Deutschen Literatur vorlegte: 1) Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde III, 3. 4. und Supplement 3. Kassel 1843—44. (Die dazu gehörige Sprachkarte Deutschlands von Bernhardi war schon am Stiftungsfeste vorgelegt). 2) Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg VII, 3. VIII, 1. Würzburg 1843—44. 3) Album für die Einweihung des Denkmals Walthers von der Vogelweide, herausgeg. von demselben Verein. Würzb. 1843 (dabei die schon im Novemb. 1843 vorgelegte Beschreibung des Denkmals und Walthers Leben). 4) Siebenter Bericht über das Museum Francisco Carolinum. Nebst 4. Liefg. der Beitr. zur Landeskunde von Oesterreich ob der Ems und Salzburg. Linz 1843. 5) F. A. Hornig, Glossar zu den Gedichten Walthers von der Vogelweide. Quedlinburg 1844. 6) Neue Sammlung Deutscher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodien, herausg. von L. Erk. 4. 5. Heft. 106 Lieder. Berlin 1844. 7) J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der Deutsch. Mundarten. 4. Liefg. Berlin 1844. 8) A. Stöber, Geschichte der schönen Literatur der Deutschen. Straßburg 1843. 9) Bildnisse der Deutschen Könige und Kaiser von Karl d. Gr. bis Franz II, nach gleichzeitigen Denkmälern, von H. Schneider, mit Lebensbeschreibungen v. F. Kohlrausch. Heft. 1. Hamburg 1844. 10) G. G. Kallenbach, Abbildungen bedeutender Werke der Altdeutschen Baukunst. H. 1. 2. München 1843. Fol. 11) Derselbe, Hauptmotive der mittelalterlichen Baukunst Deutschlands, in 4 Blättern. München 1843. 4.*) 12) L. Puttrich, Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Liefg. 13. 14. des Preussischen Herzogthums Sachsen, womit der erste Band dieser Abtheilung vollendet ist. Leipzig 1844. Fol.**). — Im Mai theilte Prof. Zelle die Abhandlung von G. G. Kallenbach, eine Ueber-

*) Dienen zugleich zur Erläuterung der geschichtlichen Darstellung Kallenbachs in diesem Bde. Nr. XVI; so wie zu seiner trefflichen Modellsammlung dieser Art und Kunst, welche schon Bd. IV, S. 84 gewürdigt ist.

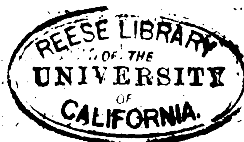
**) Vergl. Nr. VIII. in diesem Bande.

sicht der deutsch-mittelalterlichen Baukunst enthaltend, mit. — Prof. Maßmann legte Steindrücke vor, welche Abbildungen von Alterthümern darstellen, die durch Herrn Troyon im Waadtlande ausgegraben sind; sie enthalten in dreifach übereinander liegenden Schichten Gallische, Römische und Merowingisch-karolingische Denkmäler. Eben so theilte er die Darstellung zweier in Rom und Ravenna gefundenen Antiken mit, welche nach dem Urtheile des Herausgebers, Göttling, die Thusnelda und ihren Sohn Thumelicus darstellen, deren erste man früher für eine Göttin des Schweigens, letzteren für einen unbekannten Gladiator erklärt hatte. Demnächst las Consist.-Rath Pischon über die Lieder des Benjamin Schmolke, indem er besonders das harte Urtheil des Gervinus über diesen Liederdichter anfocht und durch Vorlesung mehrerer Lieder nachwies, daß der Vorwurf der Gedankenlosigkeit ihn mit Unrecht trifft. — Prof. Maßmann las einen Aufsatz über Deutsche Schwabenstreiche, welcher einen Theil von einem ausführlichen Werke, Schwabenstreiche in einem Schwabenspiegel aller Deutschen enthaltend, bilden soll. — Im Juni trug der Oberlehrer Dr. Holzapfel einen vom Kammergerichtsassessor Fretzdorf eingesandten Aufsatz über Verdeutschung von Fremdwörtern vor*) und knüpfte daran den Vorschlag, daß die Gesellschaft in ihrer Gesammtheit sich die Aufgabe stellte, eine Verdeutschung wenigstens der undeutschen Beamtennamen zu geben. — Dir. Kannegießer setzte die Vorlesung seines Gedichtes „Telemach und Nausikaa" fort, indem er den dritten und vierten Gesang vortrug. — Prof. v. d. Hagen legte der Gesellschaft folgende Schriften vor: 1) **Ulfilas ed. de Gabelentz et Loebe. Vol. II. Lips. 1843. 4.** — 2) Dichtungen des Deutschen Mittelalters. Bd. 3. 4, enthaltend: Barlaam und Josaphat von Rud. v. Ems, herausgegeben von Franz Pfeiffer; Boners Edelstein von Demselben. Leipzig 1844. 8. — 3) Gelehrte Anzeigen der Bayerschen Akademie. Nr. 70. 71. 72. — 4) Jenaer Literatur-Zeitung. Nr. 243. 244. mit Anzeigen von Franz Pfeiffer. — 5) K. H. Hermes, die Entdeckung Amerikas durch Isländer. Braunschweig 1844. 8. — 6) **Dr. E. Förstemann, Dissert. de comparativis et superlativis linguae Graecae et**

*) Gedruckt in diesem Bande Nr. XXIII.

Latinae. Halae 1844. 8. — 7) Dr. Könen, über Brandenburgische Münzen. Berlin 1844. 8. — 8) Schröder, Initia monetae. Suecanae. Upsaliae 1844. — 9) Oswald von Wolkenstein, mitgetheilt von Jos. Bergmann. Wien 1844. — 10) Liederbuch für Turner, mit Melodien herausgegeb. von W. Loof. Aschersleben 1844. — 11) Dasselbe Buch ohne Melodien. — 12) Thom. Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien. Beitrag zur Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. D. A. Fechter. Basel 1843. 8.

Lütcke.



Gedruckt bei J. Petsch in Berlin.



